This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

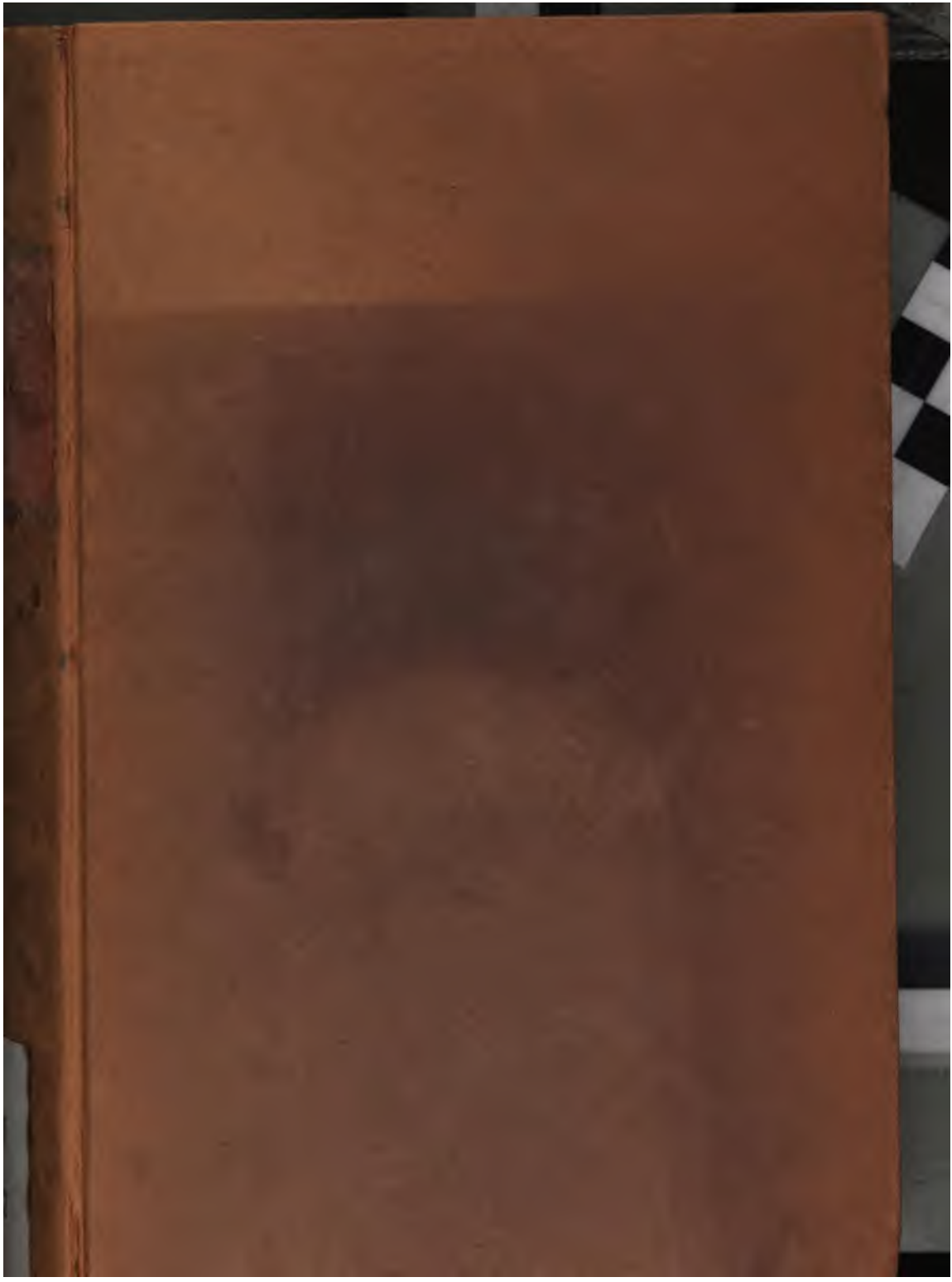
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



216
6

Heinrich Joseph Edler von Collin

K. K. K. Appell. Maj. wirkl. Hofrath

und

Ritter des Leopold. Ordens.

Heinrich J. v. Collin's

sämmtliche Werke.

Sechster Band.

Zerstreute Blätter.
Phädra.
Über Collin und seine Werke.
Anhang.

Wien, 1814.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey { Carl Schaumburg und Comp.
Anton Doll.

PT1838
C3
1812
v.6

Inhalt.

Seite.

Zerſtreute Blätter.

Quae cogitavi, et ut cogitem 3
Geſetzkunde 6
Geſetzſammlungen 14
Handbuch der innern Staatsverwaltung . . . 16
Steuern 23
Etwas über Poeſie. An einen jungen Freund. . . 31
Studierende, und ihre große Anzahl 35
Univerſität 37
Univerſitäts-Bibliothek 42
Religion 45
Religionsfreyheit 48
Cenſur 50
Überſetzen 52
Cultur 54
Aufklärung 55
Vertrag und Zwangsrecht 57
Periodiſche Schreibart 59
Politiſche Werke 60
Finanzſyſteme 61
Johannes Müller 63
Juvenal 65
Eugenie 66
Übertragung der Griechen . . . . . —
Kunſt und Künſtler 67
Vorſchlag . . . . . —
Ruth 68
Bouterwecks Äſthetik . . . . . —
Stand der Schauſpielkunſt 69

Seite.

Nathan 70
Metaſtaſio 71
Fauſt 73
Wilhelm Tell 75
Dramatiſche Kunſt 77
Künſtleriſche Beywerke 79
Zenobia 80
Alte und neue Behandlungsart der Tragödie . . . 84
Über das Sonett 88
Allerley, größten Theils über ſich und ſeine Werke . . 91

Vergleichung der Phädra des Racine mit der des Euripides 103

Anhang. Beurtheilung der vorher gehenden Schrift, eingerückt in drey Blättern des Journal d'Empire vom 16. und 24. Februar und 4. März 1808.

Erſtes Blatt 215
Zweytes Blatt 226
Drittes Blatt 236

Über Heinrich Joſeph Edlen von Collin und ſeine Werke.

Vorerinnerung 251
Erſtes Buch 253
Zweytes Buch 321
Drittes Buch 391

Anhang.

Über Heinrich Joſeph Edlen von Collins Denkmahl . . 451

Zerſtreute Blätter.

Quae cogitavi, et ut cogitem.

Ich habe bemerkt, daß mir ſo manches, worüber ich einſt ganz deutlich dachte, nunmehr nur dunkel vorſchwebe. Das verdroß mich. Ich faßte den Entſchluß, künftig die Reſultate meines eigenen Nachdenkens kurz hinzuſchreiben. Ich fing an; und höret, meine Freunde, was ich mir von meinem Entſchluſſe alles erwarte!

1) Glaubte ich was Wunder Gründliches und Gutes gedacht zu haben. Beym Niederſchreiben fand ſich's ganz anders. Da war noch manche Lücke auszufüllen, manches zu verdeutlichen, manches zu berichtigen. Erſt unter der Feder gelangten die Ideen zur Reife. Dieſen Dienſt leiſteten mir in meinen Studienjahren die Repetitionen und Geſpräche mit meinen Freunden. — Tempi passati!

2) Was bey jedem Studium Muthloſigkeit erregen muß, iſt die Ungewißheit des Fortganges. Wenn der Künſtler den Tag über ſeine Kräfte an einem Gemählde erſchöpft hat, ſo lohnt ihn am Abend der Anblick ſeines Werkes. Nicht alſo den Denker. Der kann ſich ſeines erworbenen Schatzes nicht bewußt werden, ohne ſeine Ideenreihen von neuen zurück zu rufen, ohne eine Anſtrengung zu wieder-

hohlen, die ihm seine ermatteten Kräfte versagen. — Dieses mein Gedankenbuch soll mir die Freude des Künstlers erwerben.

3) Habe ich diese Buchhaltung durch einige Jahre fortgeführt, dann diene mir dieses Buch zur Beantwortung folgender Fragen:

a) Bin ich wirklich in Erkenntniß gewachsen? — Haben sich meine Ideen berichtigt und erweitert?

b) Schweifte ich regellos, dem Schmetterlinge gleich, auf der Weide der Wissenschaften, oder sammelte ich planmäßig? Blieb ich hinter meinem Zeitalter zurück durch zu viele Ausbreitung, oder durch zu viele Einengung?

4) Gehört auch euch, meine Freunde, dieses Buch vorzüglich an. Jeder hat hierzu auf seine Art beygetragen. Der eine, daß er mich aus den Klauen der Melancholie mit freundschaftlicher Hand zurück riß, und mir die zum Denken nöthige Geistesheiterkeit mit ungewöhnlicher Aufopferung zu verschaffen wußte, der andere durch belebenden Beyfall und belehrenden Tadel, ihr alle durch das gastfreundliche Recht an euern Ideen und Bücherschätzen. Ich habe von manchen aus euch wohlgemeinte, aber recht schiefe Urtheile über mich gehöret; ich hoffe, wenn ihr mich durch dieses mein Buch genauer kennen lernet, werdet ihr billiger denken. — Mancher aus euch hat mich durch übertriebenen Beyfall beschämt; — er lese, und baue seine wahrscheinlich sonach geringere Achtung für mich auf festerem Grunde!

Dir aber, mein lieber Bruder, Bruder durch Geburt und Geiſtesverwandtſchaft, ſtehe mein Buch jederzeit offen! Es ſind die Reſultate meines Nachdenkens, die du lieſeſt. — Ich möchte dich hierdurch auf meine Geiſtesſchultern nehmen, damit dein heller Blick weiter ſehe, als ich.

Lebet recht wohl, meine Freunde!

Am 7ten Sept. 1798.

Geſetzkunde.

Auch nachdem die Tribuniane die Römiſchen Geſetze in mehrere größere und kleinere Haufen unordentlich zuſammen geſchüttet hatten, blieb das Römiſche Recht noch immer multorum camelorum onus. Erſt, nachdem die Lehrer zu Bologna und Paris, und ſpäterhin der ganzen cultivirten Welt, ein Syſtem nicht heraus, ſondern hinein raiſonnirten, wurde es jenes Meiſterwerk, was bey allen neuern Geſetzgebungen als Maßſtab ihrer Vortrefflichkeit gebraucht wird.

Wenn auch Pecke, Kroparſcheke, Bartſche und de Luca's die Öſterreichiſchen Geſetze ſammeln, ſo werden dieſelben dennoch in ſo lange multorum camelorum onus bleiben, will ſagen, ein verwirrtes, ſich widerſprechendes, mankes Zeug, ſo lange ſie nicht wiſſenſchaftlich behandelt werden, d. h. ſo lange nicht ein Öſterreichiſcher Heineccius die poſitiven Geſetze auf Grundſätze, und dieſe wieder auf letzte Grundſätze zurück führt, die Widerſprüche durch den Parallelism nicht weg- ſondern abdiſputirt, und über die ſchwachen und bloßen Seiten des Geſetzkörpers ein ſo lautes und klägliches Geſchrey erhebt, daß die Väter des Vaterlandes endlich zur Berathung ſchreiten müſſen, ne quid detrimenti capiat respublica.

Die Verfaſſung von Compendien über die geſammten, von Commentaren über einzelne Zweige der politiſchen Geſetzgebung, und die zu ihrer Schöpfung erforderliche Errichtung eigener Lehrſtühle der politiſchen Geſetzgebung — iſt alſo für die Vortrefflichkeit der Geſetzgebung ſelbſt ein ſo indiſpenſables Unternehmen, daß der Financier, welcher, wie Sonnenfels ſagt, nach den nothwendigen Auslagen die Einnahme, und nicht nach der Einnahme die Auslagen beſtimmen darf, zuſehen mag, wie er nebſt den Millionen, die andere nothwendige, aber oft ſterile Unternehmungen verzehren, auch die Tauſende aufbringe, um dieſer fruchtbringenden Anſtalt das Werde zurufen zu können. Denn

1) Wenn zugegeben wird, daß der leitende Beamte die beſtehenden Geſetze zu kennen verbunden iſt, was wird er thun müſſen? —

Setzen wir, er ſey ſo glücklich, durch Geld und gute Worte eine vollſtändige Geſetzſammlung zu erhalten, — was eben nicht leicht iſt, — an welche Galeerenbank findet ſich der Arme nun angeſchmiedet? —

Er kann keinen andern Weg einſchlagen, als die ſieben Bände von Franz, die vier von Leopold, dreyßig von Kropatſchek, den Codicem austriacum mit den, nicht einmahl vollſtändigen, Supplementen durchzuſchwitzen, und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit bey den Älteren das Eine auszuſpüren, was unter Tauſenden noch nicht abrogirt iſt.

Ich habe den Weg verſucht — sed patriae cecideruntmanus. — Über das Ältere habe ich das Neuere vergeſſen.

Wäre aber einmahl über das nun Beſtehende eine Überſicht vorhanden: wie leicht könnte ſich jeder die Abänderungen eigen machen! Die Statiſtik iſt auch eine Wiſſenſchaft, und doch eben ſo dem Wechſel unterworfen.

2) Iſt es zwar einerſeits wahr, daß die Veränderung der Geſetze mit der Veränderung der Umſtände gleichen Schritt halten müſſe, aber andererſeits auch nicht weniger wahr, daß Nomophylaſſe bey Geſetzabrogirungen durch reife Überlegung, nicht durch Petulanz, geleitet werden müſſen, daß Solone hier, nicht Alcibiade, erfordert werden.

Gegen die Änderungsſucht kann es meines Gedünkens nach kein wirkſameres Gegengift geben, als eine hiſtoriſche Behandlung der Geſetzkunde. — Wer weiß, daß Geſetze vorhanden ſind, wird nicht aus Unwiſſenheit dieſelben noch ein Mahl geben. Experto credite! — Wer die Gründe der Geſetze kennt, wer weiß, durch welche langſame Vorbereitungen manche Anſtalt mühſam zum Ziele gebracht wurde, wer den Zuſammenhang derſelben richtig durchſchaut, wer ſich von dem Übel, das immerwährende Syſtemsänderungen hervorbrachten, hiſtoriſch überzeugt hat, der wird nicht jeden flüchtigen Gedanken ſogleich zu realiſiren trachten, nicht die Werke tiefer Überlegung durch einen Federſtrich zerſtören, ſondern bey jeder Neuerung den Nutzen und Schaden derſelben kaufmänniſch abwägen, und bey Staatsangelegenheiten wenigſtens den vorſichtigen Schritt des Schachſpielers halten. —

3) Möchte man wohl auch noch die Weitläufigkeit der Gesetzgebung als Hinderniß anführen. Ja, wenn die Gesetze in chronologischer Ordnung herabgelesen werden sollten. Wir wollen ja die Wissenschaft des Österreichischen politischen Rechtes, nicht den Codex selbst. Die Grundsätze desselben sollen entwickelt, die Fächer aufgestellt werden, in welche wir die Gesetze selbst schon zu reihen wissen werden. — Bey dem Zollpatente z. B. muß gewiesen werden, nach welchem Fuße verzollet werde, nach welchen Rücksichten das Verhältniß bestimmt worden sey, ob nach Commercial- oder Finanz-Rücksichten? — Wie diese beyden Rücksichten vereiniget worden sind? — Ob die einen oder die andern das Übergewicht haben? Welche Änderungen man in der Verzollung vorgenommen, und warum? Ob aus vorgängigem Irrthume, oder geänderter Umstände wegen? — Welche Wirkung die Änderungen auf Industrie und Handel hervor brqchten und hervor bringen würden? — Welche Änderungen entweder das Emporkommen oder Fallen der Industrie bald nöthig machen würden? — Die Statuten des Stephans- und Theresienordens mag er ganz mit Stillschweigen übergehen; aber die Handwerksordnungen wird er desto genauer durchnehmen. Über Josephs Anlegung der Studien- und Stiftungs-Capitalien in öffentlichen Fond, und die hieraus entstandenen Folgen, wird mehr raisonnirt, als über die sich immer ändernden Organisationen der Stellen und ihre innere Einrichtung.

Es wird nicht fehlen, daß mancher Engbrüstige einen solchen raisonnirten Vortrag der Gesetzgebung als staatsgefährlich verschreyen, und Unzufriedenheit mit den Gesetzen, Geringschätzung derselben, Disputirsucht, Widersetzlichkeit, vielleicht auch gar Empörungssucht daraus auguriren werde. —

Diese Herren wären mit einer kurzen Frage leicht abzufertigen. Wo gibt es mehr wahre Achtung für die Gesetze, als in England, und wo ist die Beurtheilung derselben freyer, als in England? —

Auch hier gilt, wie überall, der Satz: „est modus in rebus." —

Von den Schülern wird vorausgesetzt, daß es solche seyen, denen Gesetzkenntniß und Prüfung zu ihrem Berufe unentbehrlich sind. — Was ist nun besser: den zum Tadel immer mehr als zum Beyfalle, zum Niederreissen immer mehr als zum Aufbauen aufgelegten Jugendgeist excentrisch und regellos herumschweifen, oder an der Hand eines erfahrnen Mannes sicheren und geraden Schrittes in das Heiligthum führen zu lassen?

Von dem Lehrer wird voraus gesetzt, daß es ein Mann sey, welcher Theorie mit Praxis, Bescheidenheit mit Freymüthigkeit zu vereinigen weiß, dessen ungeheuchelte Wärme für die Vortrefflichkeit der Gesetzgebung, für die reinen Absichten seines als Meinung und bescheiden vorgetragenen Tadels nicht zweifeln läßt, kurz, dem es darum zu thun ist, zu nützen, nicht aber zu glänzen.

Nota. Überhaupt aber glaube ich, daß trockene wissenschaftliche Systeme nicht leicht Schaden beyfügen können, wohl aber fliegende Brochüren, wo einzelne, aus ihrem Zusammenhange heraus gerissene Sätze in dem falschen Lichte eines blendenden Witzes mit leidenschaftlicher Wärme und Erbitterung vorgetragen werden. In den erstern spricht der feste denkende Geist zu festen denkenden Geistern, in dem zweyten zu Schilfröhren, die vom Winde hin und her getrieben werden, der Demagoge.

Gesetzt auch, die Regierung könnte den Mann nicht finden, auf welchen sie volles und unbeschränktes Vertrauen zu fassen das Herz haben könnte: was hindert sie denn, die Vorträge eines solchen Lehrers einer vernünftigen Censur zu unterwerfen? einer vernünftigen, sag' ich; denn eine Censur, die jeden, bescheiden und als Meinung vorgetragenen Tadel oder gar jedes Raisonnement ausschlösse, würde den ganzen Nutzen einer solchen Anstalt zerstören.

Nur noch einige wenige Worte an die Herren, bey denen sich alles per praxim gibt. Die Glücklichen! ich war nicht so glücklich.

Zu den wichtigsten politischen Ämtern bereitet man sich bey Kreisämtern, bey Regierungen, bey Hofstellen vor.

Bey Kreisämtern will ich zugeben, daß jener, der das Vermögen hat, um auf seine Kosten Commissionsreisen mitzumachen, und der das Vertrauen genießt, zu Conceptarbeiten zugezogen zu werden, nach und nach mit

der Verfassung bekannt zu werden Gelegenheit habe. Aber wie langsam, aber wie unvollständig!

Bey Regierungen, wo noch nicht, wie in Mähren, die Landesreferate bestehen, ist die traurigste Ausbildung. Der eine lernet die geistlichen, der zweyte die Wohlfeilheits-, der dritte die Baugesetze kennen. — Und doch wird der Secretär im geistlichen Fache mit nächsten vielleicht Kommerzreferent werden.

Bey Hofstellen kann in Länderreferaten der denkende Mann noch am weitesten kommen. Angestrengtes Studium kann ihn hier mit dem Geiste der Regierung im Großen, so wie sorgfältiges Studium der Acten mit dem Detail der Ausführung bekannt machen.

Allein zu einem solchen angestrengten Studium ist wenig Hoffnung vorhanden, wenn nicht dem jungen Manne das Studium schon zur Leidenschaft geworden ist. Jeder Mensch will seine Zeit zur Erhohlung; und nur Erhohlungsstunden kann er dem Studium widmen, indem seine ganze Zeit dem Mechanism gewidmet ist. Denn protocolliren, scontriren, extrahiren, nach einem Voto expediren, Currentien erledigen, ist dieß wohl etwas anderes, als Mechanism? —

Wäre der junge Mann bey seinem Eintritte in das Amt gehörig vorbereitet, durch strenge Prüfungen zur höchsten wissenschaftlichen Anstrengung gewöhnt, so würde es ihm Erhohlung seyn, nun seine Grundsätze in der Anwendung zu beurtheilen; wogegen es ihm jetzt schwere Arbeit ist, aus

einem Wuſte von Acten ſich Grundſätze abzuziehen. Wie mancher denkt gar an kein Studium mehr, den die Gabe einer kleinlichen Accurateſſe und eines glänzenden Geſchäftsſtyles, verbunden mit einer grauen Reihe von Dienſtjahren, doch zu dem Rathstiſche emporheben kann.

Gesetzsammlungen.

Zur Zeit, als ich unter der Leitung des Hofraths v. Keeß einen politischen Galizischen Codex zusammen setzen sollte, gab mir dieser einsichtsvolle Mann die Weisung: eine Gesetzsammlung müsse so eingerichtet werden, daß jeder Bürger die ihn nach seiner Eigenschaft betreffenden Gesetze besonders haben könnte, und doch so gegen einander gestellt werden, daß das Ganze eine systematische Übersicht gewähre.

Es ist freylich etwas anderes, ein Gesetzbuch, und eine Gesetzsammlung. In dem ersteren lassen sich die Gesetze zerstücken, trennen, versetzen, in der letztern nicht. Aber ich dächte, es bliebe ein noch weit größerer Unterschied zwischen einem Compendio und einem Gesetzbuche. Ich glaube, daß bey dem ersteren bald die Personen, welche, bald die Handlungen, zu welchen sie verbunden werden, die Theilungsgründe abgeben, wo im Gegentheile die verschiedenen Staatszwecke die Eintheilungsgründe der Theorie geben.

Ich will nur wenige Beyspiele angeben. Die Judenordnung faßt in sich:

Agrikulturgesetze,
Gewerbsgesetze,
Handlungsgesetze,

Besteuerungsnormen,
Culturgesetze,
Geistliche Gesetze ꝛc.

In dem Compendio muß jeder Zweig unter seine Rubrik kommen; wer wird sie aber in dem Gesetzbuche trennen?

Die Unterthansgesetze bestimmen das Verhältniß des Unterthans zur Obrigkeit; aber diese Verhältnisse sind vielfach, als:

zu ihr, in Ansehung der Jurisdiction,
zu ihr, in Ansehung der Giebigkeiten,
zu ihr, als Policeyobrigkeit,
zu ihr, als landesfürstlichen Rentmeistern.

Auch diese, unter verschiedene Rubriken gehörigen Gesetze müssen im Gesetzbuche vereiniget bleiben.

Handbuch der innern Staatsverwaltung.

Dieſe Überſchrift hat Sonnenfels ſeinem Werke über die ſogenannten politiſchen Wiſſenſchaften gegeben. Der vormahlige Titel „Grundſätze der Policey, Handlung und Finanz" gab nur einen Begriff der Haupttheile, wo hingegen der gegenwärtige uns einen Begriff von dem Weſen und dem Umfange des Ganzen gibt.

Nicht nur ein Syſtem der Geſetzgebung, nein, ein Syſtem aller Mittel und Anſtalten zur Erreichung der Staatszwecke iſt der Vorwurf dieſes Werkes. Wenn im Staatsrechte die Frage „was Rechtens?" entſchieden iſt, dann iſt die Ausführungsart die Frage des Politikers. „Sind die Cenſuranſtalten mit der Privat- und allgemeinen Sicherheit verträglich?" fragt der Juriſt; „wie müſſen ſie dieſen Endzwecken gemäß eingerichtet werden?" fragt der Politiker. Die anerkannten Ausſprüche der Rechtswiſſenſchaft poſtulirt der Politiker; über unentſchiedene allein mag er ſich ausbreiten. Und auch dieſen Entſcheidungen hat Sonnenfels ſehr ſchicklich ihren Platz, als fremden, hauptſächlich in den Anmerkungen angewieſen.

Aus dem Geſichtspuncte der neuen Überſchrift muß das Sonnenfelsſche Werk beurtheilt werden. Es iſt ſonderbar,

daß er auch in dieſer neuen Ausgabe uns den Begriff und den Umfang ſeiner Wiſſenſchaft, ihre ſcharfe Auszeichnung von den übrigen verwandten Wiſſenſchaften, ihren Nutzen endlich nur errathen läßt. —

Ihren Nutzen. Zu einer Zeit, wo die hauptſächliche Ausbildung der Staatsdiener noch immer in ihrer Bildung zu Juriſten beſtehet — wo der Juriſt dieſe Wiſſenſchaft noch immer herzlich vilipendirt, wäre der primus studii politici professor, wie er ſich ſelbſt nennet, als Apologet der Göttinn Politik in ſeinem wahren Berufe geſtanden.

So wenig, würde ich geſagt haben, jemand die Specialkarte ſeines Vaterlandes ſtudieren kann, ohne ſich dieſelbe in die allgemeine Karte von Europa hinein zu denken, ſo wenig kann jemand in irgend einem Zweige der Staatsverwaltung ohne beſtändige Hinſicht auf das Ganze etwas Gedeihliches hervorbringen.

Wer ſich in den öffentlichen Geſchäften etwas herum getrieben hat, der wird die Klage oft gehört haben, daß die verſchiedenen Stellen status in statu bilden, das heißt, den Mittelpunct ihrer Verwaltung für den Centralpunct der Staatsverwaltung halten. Da gibt es dann zuweilen Belehrungen und Gegenbelehrungen, contentiöſen Schriftwechſel, bis die Zeit der Unternehmung vorbey geht.

Daß man nicht etwa mit dem Vorwurfe hervor rücke, als wollten wir lauter Univerſaliſten zu Staatsbeamten.

Ich bleibe bey dem einmahl gebrauchten Gleichniſſe. Es kann jemand recht gut die Specialkarte ſeines Vaterlandes ſtudieren, ohne die übrigen Specialkarten zu ſtudieren, aber von der allgemeinen Karte von Europa kann er ſich nicht losſagen. Er muß die Lage ſeines Landes zu allen übrigen Ländern kennen, ſonſt kennt er ſein Land nicht. —

An die Juriſten vorzüglich wende ich mich. Jeder, der auf die poſitiven Rechte längere Zeit mit Anſtrengung und ausſchließend verwandt hat, muß, wenn er anders ein aufmerkſamer Selbſtbeobachter iſt, bey ſich gefühlet haben, daß der enge Raum, in welchem ſein Geiſt inner den Schranken poſitiver Geſetze war, die ewige Bemühung, die Concordanz discordanter Geſetze zu finden, verwickelte Fälle in unangemeſſene Vorſchriften einzuzwängen, nach und nach ſeinen Geiſt in die Gefahr ſetzte, ein kleinlicher, Subtilitäten haſchender, engbrüſtiger Geiſt zu werden. — Dieß zu einer Zeit, wo die wiſſenſchaftliche Behandlung der poſitiven Rechte bereits durch den Einfluß der politiſchen und ihnen verwandten Wiſſenſchaften ſo mächtig gewonnen hat.

Gilt nun dieſes ſchon von dem theoretiſchen Juriſten: wie wird es dem armen Practiker ergehen? ſey er nun Richter oder Rechtsfreund. Der Buchſtab tödtet, wird es von ihnen heißen, wenn ſie nicht ein beſtändiger Hinblick auf den Geiſt der Geſetzgebung von dem Geiſtestode errettet.

Die Hand auf das Herz! Würden wohl Juriſten, proprie sic dicti, unſere Robothrelutionen, Urbarialpatente, Jurisdictionsnprmen, Unterthansverfaſſungen je zu Stan-

de gebracht haben? Das glaube, wer da wolle. Sie hätten vor dem Popanz der Verjährung in Ehrfurcht den Hut abgezogen, und wären vor dem heiligen Anblick eines uralten Contracts schauernd vom Platze gewichen. (Man frage die Dominien, ob sie ihre Unterthansstreitigkeiten lieber bey Justiz- oder bey politischen Stellen verhandelt wissen wollen. —)

Weislich haben daher die Regenten die Rechtspflege besonderen Stellen anvertrauet, wohl wissend, daß, je strenger und genauer der Justizmann ist, je weniger er zur Verwaltung im Großen tauge. Weislich haben sie auch die Justizgesetzgebung der ausübenden Stelle genommen. — — Von den Justizmännern gilt das „Sie sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht" im eigentlichen Verstande.

Hier scheint mir noch die Erfahrung zu widersprechen. — Vielleicht finden sich unter der Classe der Rechtsfreunde gerade die vortrefflichsten Köpfe der Nation. — Das will aber eine Auslegung. —

Erstens glaube ich, lasse sich das nur von jungen Rechtsfreunden sagen, welche, noch voll wissenschaftlicher Ideen, in dem Gewühle des practischen Lebens das Gepräge ihres Geistes noch nicht verwischt haben. — Mancher unter euch, meine Freunde, der schon länger in den Gerichtshallen sich herumtreibt, hat nun für nichts Reitz mehr, als für die sophistische Auswahl der Klagen, für die künstliche Hinstellung des Factums, für die Spreitzung einer schlechten Sache mit verdrehten Gesetzen. — Je länger ihr das Handwerk treibt, je länger ihr denkt: wie kann die

Sache gewonnen werden? und je mehr ihr vergesset zu fragen: soll wohl die Sache gewonnen werden? desto mehr stehet ihr in Gefahr, an Geist und Herzen zu verschrumpfen. —

Zweytens will ich nicht läugnen, daß ihr mit eben aus der Pfanne gekommenen Doctoren — die frischesten sind immer die besten — in jedem Fache mehr ausrichten werdet, als mit irgend einem andern. — Das schwächet meine Behauptung nicht. Die Seelenkräfte mögen an was immer geübt werden, die Anstrengung mag durch was immer für eine Arbeit angewohnt worden seyn, der Nutzen der geübten Seelenkräfte, der angewohnten Anstrengung wird sich bey jeder andern Beschäftigung äußern. Es müßte erst zur Übung der politischen Geschäfte jenes rastlose Studium gefordert, der Erfolg, der Fortgang auf einer eben so genauen Capelle geprüfet werden, wenn man aus der Vergleichung der Subjecte einen Schluß ziehen wollte.

Drittens macht die große Anstrengung, welche auf dem einen Wege voraus gesetzt, und die unbesonnene Leichtigkeit, mit welcher der andere offen gelassen wird, zur nothwendigen Folge, daß wirklich nur die besten Köpfe den ersten Weg betreten, wo hingegen auf dem andern Dummköpfe ein Kirchengedränge verursachen, und Halbgelehrte zuweilen als Sterne der ersten Größe glänzen.

Wenn also, würde ich nun schließen, wenn also selbst die gebildetsten Köpfe im Justizstaube zu vermodern in Gefahr stehen: was würde erst geschehen, wenn nicht Remi-

niscenzen aus jenen einſt ihnen ſo werthen Theorien ihrem beſſeren Ich aufhälfen?

Ein Marktſchreyerton ſchadet der beſten Sache; ich fürchte, daß dieſer Ton unſeres Sonnenfels auch ſeiner Wiſſenſchaft ſchaden möchte. Man höre ihn nur in der Vorrede: „Ich ſollte dafür halten, dieſes Buch wäre nun jeden Falls allein NB. hinlänglich, die erforderliche Vorbildung zu politiſchen Ämtern zu vollenden;" und damit uns ja das zweydeutige Vollenden nicht zweydeutig bleibe, ſagt er anderswo: Niemand hat meines Wiſſens die politiſchen Wiſſenſchaften ſo zerfetzt, als Schlötzer. — Übrigens läßt der Eifer, mit welchem er ſich der Errichtung der Specialkanzeln widerſetzte, allerdings auf die Bedeutung dieſes „Vollenden" mit Sicherheit ſchließen.

Das kommt mir gerade ſo vor, als wenn ich ſagen wollte: „Studieret die Generalkarte von Europa, ihr kennet dann alle Specialkarten. Studieret Univerſalgeſchichte, und ihr kennet alle Specialgeſchichten. Studieret Äſthetik, ihr ſeyd dann Redner, Mahler, Bildhauer, Dichter, Tänzer und ſogar Gärtner. Ach wie angenehm, wie bequem wäre das!

Die Rechtspflege iſt ebenfalls ein Zweig der Staatsverwaltung; die Grundſätze der Rechtspflege müſſen daher auch in einem Handbuche der innern Staatsverwaltung vorkommen. Iſt dieſer alſo von dem Studium der Rechte befreyet? — Ja, dieſe Grundſätze ſind nur ſummariſch aufgeführt. Gut; ſind es die Grundſätze der Policey, des Criminals, der Öconomie, der Induſtrie, des Wechſelge-

schäfts, der Finanzverwaltung etwa anders? Und können sie wohl anders aufgeführt werden, wenn die Darstellung des Systems der Staatsverwaltung der Endzweck des Werkes ist? — Aber der Jurist hat mit positiven Gesetzen zu thun. Etwa der praktische Politiker nicht? Aber der Jurist bedarf eigener Hülfswissenschaften. Etwa der Politiker nicht? —

Die Grundsätze der innern Staatsverwaltung werden drey, die der practischen Geschäftsbehandlung zwey Theile ausmachen, sagt Sonnenfels. — Wenn nun schon zur Erklärung des Mechanism, als des Leichtesten, eine so weitläufige Behandlung erfordert wird: sollen denn die zu jedem wichtigeren Amte erforderlichen Sachkenntnisse nicht auch und noch weitläufiger behandelt werden? —

Ich rufe mit Schlözer auf: Wann wird es doch auf den Universitäten einen Cursum politicum geben, so wie es einen Cursum juridicum, theologicum, medicum gibt? — Wann wird es strenge Prüfungen um den politischen Rathacceß geben, und wann wird man bey Verleihung solcher Ämter aufhören, mit Rabener zu hoffen: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand?"

Am 11ten Sept. 1798.

Steuern.

Wenn man es dahin bringen könnte, allen Import aufzuheben, und dagegen durch Vermehrung der Production den Export auf das höchste zu steigern, so würde dieser Export doch nicht lange währen, indem die Fremden gleiches Interesse treibt, und sie sich bald um andere Handelswege umsehen würden, wo sie für die ihnen nothwendigen Waren auch die ihrigen absetzen könnten, und nicht alles klingend bezahlen dürften.

Man kann sagen, daß die Sehnsucht nach Genüssen, deren Befriedigung nur andere Welttheile gewähren könnten, jene Thätigkeit geweckt hat, welche die Europäische Cultur auf den Punct getrieben, auf dem sie nun steht.

Das Verboth von Colonialwaaren kann nie wohl aus dem Princip der absoluten Schädlichkeit des Geldausflusses, sondern nur aus temporellen Ursachen Statt finden, wenn für eine Zeit die Hemmung des Geldausflusses dringend nothwendig wird, oder wohl gar Vorräthe hiervon als todte Capitalien liegen bleiben.

Gesetzsammlungen.

Zur Zeit, als ich unter der Leitung des Hofraths v. Keeß einen politischen Galizischen Codex zusammen setzen sollte, gab mir dieser einsichtsvolle Mann die Weisung: eine Gesetzsammlung müsse so eingerichtet werden, daß jeder Bürger die ihn nach seiner Eigenschaft betreffenden Gesetze besonders haben könnte, und doch so gegen einander gestellt werden, daß das Ganze eine systematische Übersicht gewähre.

Es ist freylich etwas anderes, ein Gesetzbuch, und eine Gesetzsammlung. In dem ersteren lassen sich die Gesetze zerstücken, trennen, versetzen, in der letztern nicht. Aber ich dächte, es bliebe ein noch weit größerer Unterschied zwischen einem Compendio und einem Gesetzbuche. Ich glaube, daß bey dem ersteren bald die Personen, welche, bald die Handlungen, zu welchen sie verbunden werden, die Theilungsgründe abgeben, wo im Gegentheile die verschiedenen Staatszwecke die Eintheilungsgründe der Theorie geben.

Ich will nur wenige Beyspiele angeben. Die Judenordnung faßt in sich:

Agrikulturgesetze,
Gewerbsgesetze,
Handlungsgesetze,

Beſteuerungsnormen,
Culturgeſetze,
Geiſtliche Geſetze ꝛc.

In dem Compendio muß jeder Zweig unter ſeine Rubrik kommen; wer wird ſie aber in dem Geſetzbuche trennen?

Die Unterthansgeſetze beſtimmen das Verhältniß des Unterthans zur Obrigkeit; aber dieſe Verhältniſſe ſind vielfach, als:

zu ihr, in Anſehung der Jurisdiction,
zu ihr, in Anſehung der Giebigkeiten,
zu ihr, als Policeyobrigkeit,
zu ihr, als landesfürſtlichen Rentmeiſtern.

Auch dieſe, unter verſchiedene Rubriken gehörigen Geſetze müſſen im Geſetzbuche vereiniget bleiben.

Handbuch der innern Staatsverwaltung.

Dieſe Überſchrift hat Sonnenfels ſeinem Werke über die ſogenannten politiſchen Wiſſenſchaften gegeben. Der vormahlige Titel „Grundſätze der Policey, Handlung und Finanz" gab nur einen Begriff der Haupttheile, wo hingegen der gegenwärtige uns einen Begriff von dem Weſen und dem Umfange des Ganzen gibt.

Nicht nur ein Syſtem der Geſetzgebung, nein, ein Syſtem aller Mittel und Anſtalten zur Erreichung der Staatszwecke iſt der Vorwurf dieſes Werkes. Wenn im Staatsrechte die Frage „was Rechtens?" entſchieden iſt, dann iſt die Ausführungsart die Frage des Politikers. „Sind die Cenſuranſtalten mit der Privat- und allgemeinen Sicherheit verträglich?" fragt der Juriſt; „wie müſſen ſie dieſen Endzwecken gemäß eingerichtet werden?" fragt der Politiker. Die anerkannten Ausſprüche der Rechtswiſſenſchaft poſtulirt der Politiker; über unentſchiedene allein mag er ſich ausbreiten. Und auch dieſen Entſcheidungen hat Sonnenfels ſehr ſchicklich ihren Platz, als fremden, hauptſächlich in den Anmerkungen angewieſen.

Aus dem Geſichtspuncte der neuen Überſchrift muß das Sonnenfelsſche Werk beurtheilt werden. Es iſt ſonderbar,

daß er auch in dieſer neuen Ausgabe uns den Begriff und den Umfang ſeiner Wiſſenſchaft, ihre ſcharfe Auszeichnung von den übrigen verwandten Wiſſenſchaften, ihren Nutzen endlich nur errathen läßt. —

Ihren Nutzen. Zu einer Zeit, wo die hauptſächliche Ausbildung der Staatsdiener noch immer in ihrer Bildung zu Juriſten beſtehet — wo der Juriſt dieſe Wiſſenſchaft noch immer herzlich vilipendirt, wäre der primus studii politici professor, wie er ſich ſelbſt nennet, als Apologet der Göttinn Politik in ſeinem wahren Berufe geſtanden.

So wenig, würde ich geſagt haben, jemand die Specialkarte ſeines Vaterlandes ſtudieren kann, ohne ſich dieſelbe in die allgemeine Karte von Europa hinein zu denken, ſo wenig kann jemand in irgend einem Zweige der Staatsverwaltung ohne beſtändige Hinſicht auf das Ganze etwas Gedeihliches hervorbringen.

Wer ſich in den öffentlichen Geſchäften etwas herum getrieben hat, der wird die Klage oft gehört haben, daß die verſchiedenen Stellen status in statu bilden, das heißt, den Mittelpunct ihrer Verwaltung für den Centralpunct der Staatsverwaltung halten. Da gibt es dann zuweilen Belehrungen und Gegenbelehrungen, contentiöſen Schriftwechſel, bis die Zeit der Unternehmung vorbey geht.

Daß man nicht etwa mit dem Vorwurfe hervor rücke, als wollten wir lauter Univerſaliſten zu Staatsbeamten.

Ich bleibe bey dem einmahl gebrauchten Gleichniſſe. Es kann jemand recht gut die Specialkarte ſeines Vaterlandes ſtudieren, ohne die übrigen Specialkarten zu ſtudieren, aber von der allgemeinen Karte von Europa kann er ſich nicht losſagen. Er muß die Lage ſeines Landes zu allen übrigen Ländern kennen, ſonſt kennt er ſein Land nicht. —

An die Juriſten vorzüglich wende ich mich. Jeder, der auf die poſitiven Rechte längere Zeit mit Anſtrengung und ausſchließend verwandt hat, muß, wenn er anders ein aufmerkſamer Selbſtbeobachter iſt, bey ſich gefühlet haben, daß der enge Raum, in welchem ſein Geiſt inner den Schranken poſitiver Geſetze war, die ewige Bemühung, die Concordanz discordanter Geſetze zu finden, verwickelte Fälle in unangemeſſene Vorſchriften einzuzwängen, nach und nach ſeinen Geiſt in die Gefahr ſetzte, ein kleinlicher, Subtilitäten haſchender, engbrüſtiger Geiſt zu werden. — Dieß zu einer Zeit, wo die wiſſenſchaftliche Behandlung der poſitiven Rechte bereits durch den Einfluß der politiſchen und ihnen verwandten Wiſſenſchaften ſo mächtig gewonnen hat.

Gilt nun dieſes ſchon von dem theoretiſchen Juriſten: wie wird es dem armen Practiker ergehen? ſey er nun Richter oder Rechtsfreund. Der Buchſtab tödtet, wird es von ihnen heißen, wenn ſie nicht ein beſtändiger Hinblick auf den Geiſt der Geſetzgebung von dem Geiſtestode errettet.

Die Hand auf das Herz! Würden wohl Juriſten, proprie sic dicti, unſere Robothreluitionen, Urbarialpatente, Jurisdictionsnormen, Unterthansverfaſſungen je zu Stan-

de gebracht haben? Das glaube, wer da wolle. Sie hätten vor dem Popanz der Verjährung in Ehrfurcht den Hut abgezogen, und wären vor dem heiligen Anblick eines uralten Contracts schauernd vom Platze gewichen. (Man frage die Dominien, ob sie ihre Unterthansstreitigkeiten lieber bey Justiz- oder bey politischen Stellen verhandelt wissen wollen. —)

Weislich haben daher die Regenten die Rechtspflege besonderen Stellen anvertrauet, wohl wissend, daß, je strenger und genauer der Justizmann ist, je weniger er zur Verwaltung im Großen tauge. Weislich haben sie auch die Justizgesetzgebung der ausübenden Stelle genommen. — — Von den Justizmännern gilt das „Sie sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht" im eigentlichen Verstande.

Hier scheint mir noch die Erfahrung zu widersprechen. — Vielleicht finden sich unter der Classe der Rechtsfreunde gerade die vortrefflichsten Köpfe der Nation. — Das will aber eine Auslegung. —

Erstens glaube ich, lasse sich das nur von jungen Rechtsfreunden sagen, welche, noch voll wissenschaftlicher Ideen, in dem Gewühle des practischen Lebens das Gepräge ihres Geistes noch nicht verwischt haben. — Mancher unter euch, meine Freunde, der schon länger in den Gerichtshallen sich herumtreibt, hat nun für nichts Reitz mehr, als für die sophistische Auswahl der Klagen, für die künstliche Hinstellung des Factums, für die Spreitzung einer schlechten Sache mit verdrehten Gesetzen. — Je länger ihr das Handwerk treibt, je länger ihr denkt: wie kann die

Sache gewonnen werden? und je mehr ihr vergesset zu fragen: soll wohl die Sache gewonnen werden? desto mehr stehet ihr in Gefahr, an Geist und Herzen zu verschrumpfen. —

Zweytens will ich nicht läugnen, daß ihr mit eben aus der Pfanne gekommenen Doctoren — die frischesten sind immer die besten — in jedem Fache mehr ausrichten werdet, als mit irgend einem andern. — Das schwächet meine Behauptung nicht. Die Seelenkräfte mögen an was immer geübt werden, die Anstrengung mag durch was immer für eine Arbeit angewohnt worden seyn, der Nutzen der geübten Seelenkräfte, der angewohnten Anstrengung wird sich bey jeder andern Beschäftigung äußern. Es müßte erst zur Übung der politischen Geschäfte jenes rastlose Studium gefordert, der Erfolg, der Fortgang auf einer eben so genauen Capelle geprüfet werden, wenn man aus der Vergleichung der Subjecte einen Schluß ziehen wollte.

Drittens macht die große Anstrengung, welche auf dem einen Wege voraus gesetzt, und die unbesonnene Leichtigkeit, mit welcher der andere offen gelassen wird, zur nothwendigen Folge, daß wirklich nur die besten Köpfe den ersten Weg betreten, wo hingegen auf dem andern Dummköpfe ein Kirchengedränge verursachen, und Halbgelehrte zuweilen als Sterne der ersten Größe glänzen.

Wenn also, würde ich nun schließen, wenn also selbst die gebildetsten Köpfe im Justizstaube zu vermodern in Gefahr stehen: was würde erst geschehen, wenn nicht Remi-

niscenzen aus jenen einſt ihnen ſo werthen Theorien ihrem beſſeren Ich aufhälfen?

Ein Marktſchreyerton ſchadet der beſten Sache; ich fürchte, daß dieſer Ton unſeres Sonnenfels auch ſeiner Wiſſenſchaft ſchaden möchte. Man höre ihn nur in der Vorrede: „Ich ſollte dafür halten, dieſes Buch wäre nun jeden Falls allein NB. hinlänglich, die erforderliche Vorbildung zu politiſchen Ämtern zu vollenden;" und damit uns ja das zweydeutige Vollenden nicht zweydeutig bleibe, ſagt er anderswo: Niemand hat meines Wiſſens die politiſchen Wiſſenſchaften ſo zerfetzt, als Schlötzer. — Übrigens läßt der Eifer, mit welchem er ſich der Errichtung der Specialkanzeln widerſetzte, allerdings auf die Bedeutung dieſes „Vollenden" mit Sicherheit ſchließen.

Das kommt mir gerade ſo vor, als wenn ich ſagen wollte: „Studieret die Generalkarte von Europa, ihr kennet dann alle Specialkarten. Studieret Univerſalgeſchichte, und ihr kennet alle Specialgeſchichten. Studieret Äſthetik, ihr ſeyd dann Redner, Mahler, Bildhauer, Dichter, Tänzer und ſogar Gärtner. Ach wie angenehm, wie bequem wäre das!

Die Rechtspflege iſt ebenfalls ein Zweig der Staatsverwaltung; die Grundſätze der Rechtspflege müſſen daher auch in einem Handbuche der innern Staatsverwaltung vorkommen. Iſt dieſer alſo von dem Studium der Rechte befreyet? — Ja, dieſe Grundſätze ſind nur ſummariſch aufgeführt. Gut; ſind es die Grundſätze der Policey, des Criminals, der Öconomie, der Induſtrie, des Wechſelge-

ſchäfts, der Finanzverwaltung etwa anders? Und können ſie wohl anders aufgeführt werden, wenn die Darſtellung des Syſtems der Staatsverwaltung der Endzweck des Werkes iſt? — Aber der Juriſt hat mit poſitiven Geſetzen zu thun. Etwa der praktiſche Politiker nicht? Aber der Juriſt bedarf eigener Hülfswiſſenſchaften. Etwa der Politiker nicht? —

Die Grundſätze der innern Staatsverwaltung werden drey, die der practiſchen Geſchäftsbehandlung zwey Theile ausmachen, ſagt Sonnenfels. — Wenn nun ſchon zur Erklärung des Mechanism, als des Leichteſten, eine ſo weitläufige Behandlung erfordert wird: ſollen denn die zu jedem wichtigeren Amte erforderlichen Sachkenntniſſe nicht auch und noch weitläufiger behandelt werden? —

Ich rufe mit Schlözer auf: Wann wird es doch auf den Univerſitäten einen Cursum politicum geben, ſo wie es einen Cursum juridicum, theologicum, medicum gibt? — Wann wird es ſtrenge Prüfungen um den politiſchen Rathacceß geben, und wann wird man bey Verleihung ſolcher Ämter aufhören, mit Rabener zu hoffen: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand?"

Am 11ten Sept. 1798.

Steuern.

Wenn man es dahin bringen könnte, allen Import aufzuheben, und dagegen durch Vermehrung der Production den Export auf das höchste zu steigern, so würde dieser Export doch nicht lange währen, indem die Fremden gleiches Interesse treibt, und sie sich bald um andere Handelswege umsehen würden, wo sie für die ihnen nothwendigen Waren auch die ihrigen absetzen könnten, und nicht alles klingend bezahlen dürften.

Man kann sagen, daß die Sehnsucht nach Genüssen, deren Befriedigung nur andere Welttheile gewähren könnten, jene Thätigkeit geweckt hat, welche die Europäische Cultur auf den Punct getrieben, auf dem sie nun steht.

Das Verboth von Colonialwaaren kann nie wohl aus dem Princip der absoluten Schädlichkeit des Geldausflusses, sondern nur aus temporellen Ursachen Statt finden, wenn für eine Zeit die Hemmung des Geldausflusses dringend nothwendig wird, oder wohl gar Vorräthe hiervon als todte Capitalien liegen bleiben.

Indirecte Steuern haben vor Grund- Vermögen- und Einkommensteuern den großen Vorzug, daß die Behebung zu der Zeit geschieht, wenn der Besteuerte bey Geldkräften ist.

Jede Grundsteuer verringert den Werth der Realität um das Capital, wovon die Steuer den jährlichen Zins ausmacht.

Es ist als eine ausgemachte Sache anzusehen, daß unter dem Stammvermögen, wovon der zehnte Theil zum Tilgungsfond der Staatsschuld zu dienen hätte, nicht bloß die liegenden Gründe gerechnet werden können.

Unter dem beweglichen Vermögen biethen sich vor allen die in öffentlichen Fonds anliegenden Capitalien an, die, es sey nun durch eine Interessensteuer, oder durch eine Interessen-Reduction, auf eine ganz einfache Art in das Mitleiden gezogen werden könnten.

Die Interessensteuer wäre als eine zeitliche, auf den Endzweck arithmetisch beschränkte Maßregel der Reduction vorzuziehen, die als eine in infinitum fortgehende Maßregel betrachtet, und daher noch weit mehr gehässig seyn würde.

Allein beyde Maßregeln sind eben so unbillig, als impolitisch.

Unbillig, weil durch den gesunkenen Werth des Papiergeldes außer den Beamten niemand so sehr als der Staatsgläubiger litt;

Unpolitisch, weil es in einem Augenblicke, wo sich die Finanzen nur durch Credit wieder zu regeneriren vermögen, Unsinn seyn würde, Maßregeln zu treffen, die den Credit nothwendig zerstören würden. Der Credit, welchen das Wiener Banco genießt, kann nur seinen Privilegien, welche dasselbe vor allen directen und indirecten Auflagen schützt, und nicht seiner Hypothek zugeschrieben werden, von welcher jedermann weiß, daß sie illusorisch ist, und weniger Sicherheit, als die ständische Verbürgung bey den ständischen Capitalien gewähre.

Die bey Privaten anliegenden Capitalien sind ihrer Natur nach zur Besteuerung allerdings geeignet.

Es tritt hier obige Unbilligkeit keineswegs ein, da bey den meisten Posten die Aufkündung dem Gläubiger frey stand, und er also selbst sich mit der Verzinsung zufrieden stellte, die er genoß.

Die Besteuerung, da sie das Vermögen, nicht die Einkünfte betrifft, muß von dem Gläubiger entrichtet werden.

Es dürfte allerdings indessen billig seyn, daß, wenn der Grundbesitzer 10 pr. Cent bezahlt, der Capitalist nur fünf bezahle, weil jener sich gegen die sich verschlimmernde Valuta durch Erhöhung seiner Preise schützte, dieser aber durch Wuchergesetze und Contracts-Stipulationen den feindlichen Anfällen derselben mehr oder weniger bloß gestellet fand.

Zur Erhebung derselben bleibt kein anderer, als der Weg der Fassionen, die, um nicht zu gehässig zu werden,

ſich auf die bloße Summe, ohne Benennung der Schuldner, beſchränken müſſen.

Da der Capitalſtand ſich immer während verändert, und die Zahlungen in langjährigen Raten geſchehen ſollen, ſo äußert ſich hier eine neue Schwierigkeit.

Aber auch dieſe läßt ſich auflöſen. Aus den Faſſionen des erſten Jahres ergibt ſich der Capitalſtand und der Betrag der 5 pr. Cent Steuer. Die Ausmäß nach den Jahren geſchieht nach denſelben, und nun wird mit der Fatirung und Erhebung ſo viele Jahre fortgefahren, bis der im erſten Jahre ausgemeſſene Betrag eingehoben iſt.

Dieſe Modalität hätte nur bey den Chirographar-Gläubigern zu gelten.

Von den Capitalien, die auf einem Gute intabulirt, auf einem Hauſe vorgemerkt ſind, oder in einer Handlung inliegen, iſt von dem Eigenthümer des Hauſes, des Gutes oder der Handlung die Steuer zu entrichten gegen Abſchreibung des bezahlten Steuerbetrages von dem Capitale, in der Landtafel, dem Grundbuche oder den Handlungsbüchern.

Eine wichtige Claſſe der zu beſteuernden Capitaliſten ſind die Handelsleute; aber hier iſt es unendlich ſchwer, einen Maßſtab zur Beſteuerung aufzufinden.

Da dieſe Claſſe durch die Zeitumſtände gewonnen, nicht verloren hat, ſo iſt es gerade ſie, die auch am meiſten zu contribuiren hätte.

Die Einsicht in die Handlungsbücher zu nehmen oder nehmen zu lassen, würde eine außerordentlich weitläufige und gehässige Maßregel seyn.

Die Veränderungen in dem Capitalstande sind zudem nirgends so häufig, als bey dem Handlungsstande. Es wäre unbillig, bey einer lange Jahre dauernden Abgabe den Vermögensstand eines Hauses für fix zu erklären.

Nach allem diesem wird wohl nichts erübrigen, als zu der Modalität mit den Fassionen, wie bey den Chirographar-Gläubigern, seine Zuflucht zu nehmen.

Es gibt Mobiliar-Vermögen, nach welchem, wenn es auch unfruchtbar ist, der Mensch als reich angesehen wird. Hierunter gehören Schmuck, Silber- und Goldgefäße, Gemählde, Kunst- und Naturaliensammlungen, Bibliotheken, Luxuspferde.

Bey der Besteuerung alles Stammvermögens dürfte es um so nothwendiger seyn, auch dieses Vermögen zu belegen, weil sonst der Reitz zu groß seyn würde, durch solche Ankäufe sich zum Schaden der Industrie und der Landwirthschaft der Besteuerung zu entziehen.

Bey Gemählde- und Kunst-Sammlungen müßte ein gewisser Capitalbetrag angenommen werden, über welchen hinaus die Gemählde nicht mehr als bloßer Hausrath angesehen werden können. Von solchen Sammlungen müßte eine ordentliche Schätzung vorgenommen, und der gegenwärtige Besitzer für die Realisirung der hierauf ausfallenden Ausgabe also stehen, daß er dieselbe, wenn er sie fort-

beſitzt, im Falle des ganzen oder theilweiſen Verkaufes aber ganz oder theilweiſe zu entrichten, und ſich hierwegen mit dem Käufer zu verſtehen hätte.

Es wird zwar auch die Gelegenheit genommen werden, Capitalien in Hausrath zu verwandeln; allein der Verderb, welchem dieſe Waren unterliegen, die Veränderlichkeit der Mode, welche denſelben mit der Zeit ihren Werth benimmt, die Schwierigkeit ihres ſchnellen Verkaufes im Falle eines eintretenden Bedürfniſſes laſſen kaum befürchten, daß dieſer Unfug allgemein und in's Große getrieben werden würde.

Gegen die Anhäufung der Luxuspferde ſchützt nur eine mit dem Werthe derſelben übereinſtimmige Pferdeſteuer. Aber gerade dieſe Beſtimmung nach dem Werthe wird große Schwierigkeiten verurſachen, und hier vielleicht gar wieder zu Faſſionen die Zuflucht genommen werden müſſen.

Bey der Beſteuerung des Stammvermögens muß immer der Grundſatz befolgt werden, daß dem verheimlichten Vermögen kein Ausweg verbleibe; und daher muß auf Weinvorräthe eine permanente Steuer in ſo lange gelegt werden, bis die generelle Beſteuerung erfüllt iſt.

Ein Gleiches gelte auch von dem Getreide, welches von Dominien in Speichern als Capital aufgeſchüttet wird.

Zwiſchen Wein und Getreide iſt der Unterſchied, daß ſich erſterer ſchon durch das bloße Liegen verzinſet, indeſſen letzteres durch Aufbewahrung verdirbt, dann, daß die Vertheuerung des Getreides weit bedenklicher iſt, als die des Weines.

Eine Weinſteuer iſt daher nothwendiger und unbedenklicher, als eine Getreideſteuer.

Bey der letzteren käme es hauptſächlich nur darauf an, dem Reitze zu einer ſchädlichen Getreide-Anhäufung ein Gegenwicht zu verſchaffen. Nur dieſe wären zu beſteuern. Hier könnten die Unterthanen von ihren Dominien, die Dominien durch die Kreisämter controlirt werden.

Um die Capitalien, welche in Waaren-Vorräthe convertirt werden, indirect zur Beſteuerung zu ziehen, wird die Warenſtämpelung dennoch eingeführt werden müſſen.

Es ſtände zu erwarten, daß auch große Vorräthe von Colonial-Producten, welche zum allgemeinen Bedürfniſſe gehören, angehäuft werden würden; und es liegt darin ein Grund mehr, ſie ſo viel möglich außer Handel zu ſetzen, oder, was nach meiner individuellen Überzeugung das Beſſere wäre, die hauptſächlichſten, Kaffeh und Zucker, in Ärarial-Regie zu nehmen.

Wenn bey der Beſteuerung des Stammvermögens bloß die liegenden Gründe beſteuert werden, ſo wird der Grundbeſitzer ſich beſtreben, bey dem Verkaufe ſeiner Producte die jährliche Rate herein zu bringen; und ſo werden die andern Claſſen indirecte beſteuert werden.

Sobald man das Stammvermögen generell nehmen will, so kann man nicht allgemein genug seyn, um den Capitalien jeden Ausweg zur Steuerfreyheit zu entziehen. Sonst wird der Gläubiger seine Capitalien, die er der Öconomie und Industrie bestimmte, zurück halten, um Schmuck, Silber, Wein, Getreide, Colonialwaaren, Leinwand, Seide oder was immer anzukaufen, was der Steuer nicht unterliegt. Diese Anhäufung wird immer um desto verderblicher seyn, je mehr die Capitalien hierfür in das Ausland ziehen.

Etwas über Poesie.

An einen jungen Freund.

Wir sollen uns, mein Lieber, von der Poesie unterhalten; aus der Unterhaltung möchte aber wohl ein sehr ernstes Geschäft werden. Der Zweck der Unterhaltung geht auf ein vorüber gehendes Vergnügen; die Gefühle, welche durch den geweckten Sinn für Poesie in dem Menschen aufgehen, sind aber die höchsten, reinsten und seligsten, die auf den menschlichen Geist für Zeit und Ewigkeit einen unauslöschlichen Eindruck hervor bringen müssen, Gefühle, welche mit den höchsten Gefühlen, die Erkenntniß der Wahrheit, Bewußtseyn sittlicher Güte und Liebe der Gottheit bey dem beschränkten Menschen in einzelnen Momenten erwecken, sich so innig verschmelzen, daß sie auch nur durch Abstraction gesondert werden können, Gefühle, deren Belebung und Festhaltung man mit Andacht wünschen darf und soll.

Sie sehen also auch schon, mein lieber Freund, worauf ich mit unseren Gesprächen hinzielen werde. Nicht Sie zu einem Versmacher, Lieder- Trauer- oder Lustspieldichter zu bilden, ist mein Bestreben. Die Ausübung der Kunst, welche auch bey dem geistigsten und gefühlvollesten Men-

ſchen, weil er doch Menſch iſt, immer nur ein ſchwaches, verfehltes, ſchülerhaftes Beſtreben bleibt, iſt für die Bildung des Menſchen unnothwendig, ja widerſpricht ſo gar oft einer höheren Beſtimmung und höheren Pflichten. Die Ausübung der Kunſt erfordert zudem ein glückliches Zuſammentreffen von Naturanlagen, die ſich der Menſch nicht ſelbſt gibt, ſondern als ein gütiges Geſchenk des Himmels erhält. Aber durchaus nothwendig zur Bildung des Menſchen iſt, daß ſein Sinn für das Schöne aufgethan werde, wozu die Betrachtung poetiſcher Werke zwar nicht der einzige, aber wohl der beſte Weg ſeyn dürfte. Der Menſch, der das Schöne liebt, muß auch das Wahre und Gute lieben; denn Schönheit, Wahrheit und Güte ſind auf ihrem höchſten Gipfel eins. Der böſe Menſch, der an ſchönen Werken Wohlgefallen findet, hat kein Wohlgefallen an der Schönheit; ſondern Sinnenreitz, befriedigte Eitelkeit, anſtrengungsloſe Beſchäftigung, alſo eigentlich ſündliche Trägheit u. ſ. w. ſind die Quellen ſeines weltlichen Vergnügens, das ihn verſchlimmert, ſtatt ihn zu verbeſſern.

Ich könnte Ihnen vieles von der Seligkeit ſagen, womit Ihr reines Herz durch das Studium der Poeſie belohnt werden wird. Man pfleget wohl die Wettläufer, ehe ſie die Bahn betreten, durch die Idee des Preiſes, der ſie am Ziele erwartet, zu beſeelen, und ihren Muth durch Erregung ihrer Leidenſchaften zu ſteigern. Auf der Bahn aber, die ich Sie betreten laſſe, ſtrahlet das Ziel ſchon aus der Ferne ſo herrlich, daß die Sehnſucht nach demſelben ſogleich entſtehet, und ſo, wie es bey jedem Schritte immer herr-

licher erſcheinet, auch in jedem Momente Liebe, Muth und Kraft der Strebenden erhöhet und belohnt. Ich wage alſo nichts, wenn ich Sie ſogleich zur Sache führe.

Was iſt Poeſie? — Ich will Ihnen nicht läugnen, daß die Erklärungen der Schriftſteller hierüber äußerſt verſchieden ſind. Die weiſeſten behaupteten, es wohl zu wiſſen, aber nicht erklären zu können.

Sie werden dadurch keinesweges veranlaßt werden, anzunehmen, ſie ſey eine Chimäre, weil kein deutlicher Begriff ihr entſpricht, ſo wenig als Sie Gott läugnen werden, weil er wohl im Gemüthe ſelig gefühlt, aber nicht in die Schranken des menſchlichen Begriffes eingeengt werden kann. Vielmehr ſoll dieſe Erhabenheit über den Begriff eine Ahndung der Hoheit der Poeſie in Ihnen erregen. Sagen doch Plato und der heil. Auguſtinus: die Schönheit iſt in Gott.

Wir wollen uns aber dadurch nicht abſchrecken laſſen, den Begriff der Poeſie zu ſuchen, wenn es einen gibt.

Wir ſagen auch von einem Mahler und Bildhauer, und fordern es ſogar, daß ſeine Werke poetiſch ſind. Einige rühmen, andere belächeln den Menſchen, der ein poetiſches Leben führt. Was will man damit ſagen? Auf dieſe Frage wird ihnen geantwortet werden: daß jene Mahler und Bildhauer in ihren Werken, daß jener Menſch in ſeinem Leben nach Schönheit ringe, und mehr oder minder glücklich darſtelle, daß es jenen Künſtlern nicht um die bloße Darſtellung der gewählten Gegenſtände, ſondern um Verſchönerung derſelben, daß es jenem Menſchen nicht um das

Leben, ſondern um Verſchönerung des Lebens zu thun ſey, wie Schiller ſagt:

Kein Haus iſt ſo niedrig, keine Hütte ſo klein,
Er führt einen Himmel von Göttern hinein.

In dieſer allgemeinſten Bedeutung dürften wir alſo vielleicht die Poeſie bezeichnen als jeden Ausdruck des Schönen in der Erſcheinung.

Wir unterſcheiden aber die Poeſie nicht nur von der Rhetorik, ſondern auch von anderen Künſten, die alle gleichfalls nach Schönheit ringen und Schönheit ausdrücken.

Die Rhetorik kennen Sie, und wiſſen daher, daß in derſelben die Darſtellung des Schönen nicht letzter Zweck, ſondern bloß ein Mittel iſt, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, die Gemüther dem Redner geneigt zu machen, oft auch der unedle Zweck, zu täuſchen. Dagegen hat die Poeſie keinen anderen Zweck, als das eigenthümliche hohe Vergnügen, welches die Schönheit begleitet.

Die Poeſie unterſcheidet ſich von der Mahlerey und Bildhauerkunſt am auffallendſten, daß ſie durch Töne, dieſe aber durch Formen das Schöne darſtellen.

Wie aber von der Muſik, die ja auch durch Töne wirkt? Allein die Töne der Poeſie ſind Sprache.

Poeſie im engeren Verſtande wird alſo ſeyn: Darſtellung des Schönen durch die Sprache.

Studierende, und ihre große Anzahl.

Daß die Anzahl der Studierenden unverhältnißmäßig sey, liegt klar am Tage. Es steht zu befürchten, daß es bald mehr Ärzte als Kranke, mehr Advocaten als Processe geben werde; und die Menge unglücklicher Practicanten, die bey politischen und Gerichtsstellen auch noch im siebenten Jahre vergebens auf ein Ämtchen harren, wird immer größer.

Daß es nothwendig sey, ihre Anzahl zu vermindern, ist einleuchtend; der Mangel des Erwerbes würde die Ärzte zu Charlatanen, die Advocaten und Agenten zu Sykophanten und Danisten bilden, die große Menge ausgebildeter Menschen ohne Amt würde den Staat mit einer sehr unglücklichen, unruhigen und gefährlichen Menschenclasse bedrohen.

Woher kommt diese Überladung? —

1) Aus der Abnahme der Candidaten des geistlichen Standes, welche den übrigen Ständen zuwächst.

2) Aus der Leichtigkeit, womit jeder ärmere halbfähige zu Stipendien gelangt, so daß das Studieren von der ärmeren Classe als ein Erwerbungsweg angesehen wird.

3) Aus der Bequemlichkeit des Studiums und dem Leichtsinne, mit welchem in der Classificirung zu Werke gegangen wird.

Wie ist hier abzuhelfen? —

1) Dadurch, wenn die Hindernisse, welche der Bestimmung zum geistlichen Stande entgegen stehen, weggeräumt würden. Steht aber nicht zu verhoffen.

2) Durch Verminderung der Stipendien. Die Absicht der Stifter war, dem Staate taugliche Staatsbürger zu verschaffen. Ist aber dieses bloß der eigentliche Beamte? — Warum erweitert man nicht aus diesem Fonde die Realacademie, und theilet ihren Zöglingen gleichfalls Stipendien zu? Warum exscindirt man nicht einen Theil und bestimmet ihn zu jährlichen Prämien nützlicher Preisfragen? —

3) Um den Reitz der Bequemlichkeit aufzuheben, müßte

a) den Lehrern eine größere Strenge in der Classificirung überhaupt eingebunden, und hierüber von den Assessoren bey den öffentlichen Prüfungen gewacht werden;

b) dürfte niemand ohne die strengen juridischen Studien ausgehalten zu haben, zu einer Justizrathsstelle zugelassen werden; so wie auch

c) jeder, der zu einer politischen Bedienstung, die zum Rathstische führet, befördert werden will, gleich strengen Prüfungen sich unterziehen müßte.

Universität.

Man hat sich lange mit dem Gerüchte umher getragen, daß die Universität in eine Provincialstadt verleget werden sollte, und, wie es damahls verlautbarte, aus folgenden Gründen:

1) Um in der Hauptstadt die Bevölkerung zu vermindern, und in der Provincialstadt zu vermehren,

2) um der Jugend die Gelegenheit zur Ausschweifung zu benehmen,

3) um ihren Geist aus Mangel der Zerstreuung mehr zu versammeln.

Dieser dreyfache Endzweck wäre durch die Verlegung unerreicht geblieben; denn

ad 1mum welche beträchtliche Verminderung würde gegen eine Bevölkerung von 300,000 Menschen die Entfernung von etwa 1200 Studenten und 200 Universitätsbeamten nach sich gezogen haben? — Und sind arme Studenten wohl so beträchtliche Consumenten, die einer ganzen Landschaft aufzuhelfen vermöchten? — Die reichen wären im Schooße ihrer Ältern geblieben, und hätten um schweres Geld den schädlichen Privatunterricht erhalten.

Ad 2dum frage ich: wo gibt es geſittetere junge Leute, in Wien, oder in Jena und Halle? Hier, wo ſie ſich nach der Lebensſitte des größern und anſehnlichern Theils der Einwohner fügen müſſen, oder dort, wo ſie die Anſehnlicheren und Zahlreicheren ſind, und den Ton angeben? Ich frage näher, welcher Student iſt gebildeter, der Wiener oder der Prager? — und die Erfahrung lehret: der erſte.

Wo ſoll der junge Mann weniger auf Ausſchweifungen verfallen,

a) hier in Wien, wo der größere Theil unter Aufſicht und in dem Umgange ſeiner Freunde und Verwandten lebt, oder in einer Provincialſtadt, wo er ungebunden und ganz und gar ohne Aufſicht iſt?

b) hier, wo er dem wohlthätigen Hange nach Freude auf eine für ſeine Geiſtesbildung vortheilhafte Art in Theatern und Coterien folgen kann, oder dort, wo er mit ſeinen rohen Brüdern in Saufgelagen verroſtet?

c) hier, wo Schande ihn vor den gröbſten Ausſchweifungen verwahret; oder dort, wo jede unverwahrte Unſchuld ihm Preis wird?

Ad 3tium würde in einer Provincialſtadt nur die Art der Zerſtreuungen umgewechſelt, die Zerſtreuung aber ſelbſt vergrößert werden. In der Hauptſtadt leben die Studenten mehr iſolirt, mehr von einander getrennt; jeder richtet ſich nach der Lebensſitte der Familie, unter welcher er ſich befindet. Sind bey dieſer gewöhnlich nur die Abende der Erhohlung gewidmet, ſo iſt's bey ihm auch ſo. — Umgekehrt

verkettet in einer Provincialſtadt das Bedürfniß der Geſelligkeit alle Studenten unter einander — der Burſchengeiſt dominirt, und die edle Zeit wird ganz getödtet. — Nichts davon zu ſagen, daß ſich junge, in einen engen Ort verwieſene Leute bald an dem ewigen Einerley des Lebensumtriebes ermüden, Ausflüge in die benachbarten Gegenden, oder, wenn ſie das Heimweh plagt, wohl gar in die geliebte Mutterſtadt machen, und auf dieſe Art Monathe verlieren.

Bey dem Wechſel in der Art der Zerſtreuungen kann der junge Mann nur verlieren. Beſucht der Jüngling in der Hauptſtadt häufig das Theater, verkettet er ſich zu ſehr in Coterien, iſt er ausſchweifend im Tanze, — ſo bringt er für verlornes Geld und verlorne Zeit doch die Bildung ſeines Geſchmackes, Menſchenkenntniß, Abgeſchliffenheit, Umgangston und körperliche Gewandtheit davon; was aber von ſeinen Burſchengelagen? —

Nun nur etwas Weniges von dem Verluſte, den die Jugend bey der Überſetzung leidet.

1) Iſt es, wie Sonnenfels ſchon bemerket, von äuſſerſter Wichtigkeit, daß die adelige Jugend mit der Jugend aus niederen Ständen ſtudiere. Hier erwirbt der bürgerliche Jüngling die Achtung des Edelmannes, die ihm den Schutz des zukünftigen Miniſters verſichert. Hier gewinnt der Cavalier die ihn ehrende Scham, ſeine Ehrenſtellen und Orden nicht dem bloßen Geburtsvorurtheile danken zu wollen. Hier gewinnt der Niedere des Höheren feinern Ton, der Höhere des Niederen eiſernen Fleiß.

2) Wo kann der arme und geschickte Jüngling sich leichter erhalten als hier, wo er seinen Unterhalt durch Repetitionen, Sprach- und Musikstunden, durch Hofmeisterssstellen so leicht gewinnen kann. — Wie mancher edle Jüngling hat sich nicht als Hofmeister verdungen, und den Ertrag seines Stipendiums der Unterstützung seiner Ältern kindlich aufgeopfert!

3) Die fürchterlichste Zeit für den Jüngling ist die Zeit zwischen den vollendeten Studien und der ersten Anstellung. Wenn der junge Mann schon vorher Repetitionen angenommen oder was immer für Wege zu seinem Unterhalte eingeschlagen hat, so darf er sie nach vollendeten Studien nur fortsetzen. — Ist die Universität verlegt, so findet der Ankömmling in der Hauptstadt alle diese Stellen schon besetzt.

Die Erfahrung lehret, daß der gute Nahme, welchen ein Jüngling von der Universität mitbringt, seine erste Anstellung ungemein erleichtert, und jenen Ruf gründet, der ihn hernach zu höheren Stellen empor hebt. Dieser wohlthätige Ruf verhallet in einer weitern Entfernung. — Über dieß bedarf jeder junge Mann einiger Geleitsmänner, die ihn in den bürgerlichen Wirkungskreis introduciren. Studiert er in der Hauptstadt, so hat er sich schon hier und da angeschlossen. Wie mühsam wird der linkische, rohe, ungeschliffene Candidat der Provincial-Universität einen solchen Geleitsmann finden!

Laſſen wir alſo kühnlich den größten Theil der Studierenden ſich in der Hauptſtadt zuſammen drängen, und die Einrichtung beſtehen, nach welcher auch in den Provinzen die Univerſität ſich immer nur am Centrum der Regierung befindet!

Universitäts-Bibliothek.

Eine gute Bibliothek ist die Seele der Studien.

Die hiesige Universitäts-Bibliothek hat mehrere Inconvenienzen. So erhält man, was die Bücher betrifft:

a) die neuesten gar nicht,

b) die kostbaren werden von den Professoren Jahre lang zurück gehalten,

c) erhält man nur Ein Buch auf ein Mahl, wo doch der Studierende zur Vergleichung oft aller wichtigen Bücher seines Faches auf ein Mahl bedarf.

Meine Gedanken über die Errichtung einer Universitäts-Bibliothek fließen aus dem Begriffe derselben.

Eine Universitäts-Bibliothek ist nicht wie eine große Hofbibliothek als die allgemeine Niederlage der Geistesfabrikate aller Zeiten und Länder zu betrachten, sondern als ein Hülfsmittel für Studierende. Es kommt also nicht darauf an, daß Alles, sondern nur darauf, daß von dem Wichtigsten häufige Exemplare vorhanden seyen.

Der Professor hätte anzugeben, welche Werke und wie oft dieselben anzuschaffen seyen, in welche sonach der Universitätsstempel und die Clausel, daß selbe unter Strafe weder gekauft noch verkauft werden dürfen, einzudrucken wären.

Der Professor hätte alsdann dem fleißigsten und ärmern Theile der Studierenden Scheine hinaus zu geben, auf welchen die Bücher, die und die Zeit, auf welche sie erfolgt werden dürfen, angemerket werden müßten.

Wer in der Zurückstellung sich zwey Mahl saumselig finden läßt, verwirket sein Recht auf eine fernere Aushebung.

Der Professor hat es auf seiner Amtspflicht, zu untersuchen, ob und welchen Gebrauch die Studierenden von den Büchern gemacht haben.

Kein Professor kann Scheine jemand anderem als seinen Studenten, und für andere Fächer, als sein Lehrfach ertheilen. — Will ein Studierender Bücher, die nicht zu den Gegenständen seines Lehrjahres gehören, so hat der Professor das Gesuch an den Studienconseß zu begleiten.

Der Studienconseß wird dieses Gesuch gewähren, wenn er aus den anverlangten Büchern wahrnimmt, daß der Studierende zu einer gewissen Wissenschaft Vorliebe gefaßt hat, und ihrem Studium vorzugsweise getreu ist.

Bey dem Eintritte des Schuljahres kann der Professor keinem, der mit einer vorzüglichen Classe versehen und arm ist, Bücher versagen, — und kann solchen, die mit geringern Classen versehen sind, nur dann Bücher gewähren, wenn ihre Verwendung und ihr Fortgang das Einrücken in eine höhere Classe verhoffen läßt.

Bey einer solchen Einrichtung ließen sich die vielfältigen, hieraus für die Studien fließenden Vortheile nicht verkennen; denn

1) würde, da die Bibliothekfreyheit Auszeichnung und Belohnung des Fleißes wäre, hierdurch der Lesegeist unendlich vermehrt werden, und zwar

2) eine regelmäßige Lectüre eingeleitet, indem von den Professoren die Bücher angegeben, und auf ihren richtigen Gebrauch gewacht würde; wo im Gegentheile junge Leute jetzt aus Mangel regellos das lesen, was sie bekommen, und sich mehr durch die Lectüre betäuben und zerstreuen, als wirklich Nutzen schöpfen.

3) Würde eine solche Lectüre auch den Lehrer in seinen Vorträgen, die immer bey höhern Studien nach dem Bedürfnisse der vorzüglicheren Classe eingerichtet seyn müssen, besonders unterstützen. — Er weiß, was seine Schüler lesen, und ihnen aus dem Gelesenen klar ist oder klar werden kann, was zu verdeutlichen ist; er weiß nunmehr den bösen Eindrücken, die von einer gewissen Lectüre zu besorgen stehen, vorzubeugen.

Diese, ich gestehe es, sehr crud hingeworfenen Ideen will ich künftig systematischer und ausführlicher aus einander setzen.

Religion.

Die Religion, sagt Sonnenfels, ist ein Leitriemen der Regierung, den sie nicht vernachlässigen darf. Erklärte Freygeisterey sey ein politisches Verbrechen. Gotteslängner seyen nicht zu dulden, weil sie unfähig seyen, gute Bürger zu seyn.

So allgemein dürften diese Sätze wohl nicht behauptet werden. Die Moral der Römer und Griechen war nichts weniger als auf Religion gegründet. Ich gebe zu, daß die alte Moral an Wirksamkeit und Vollständigkeit von der neuen weit übertroffen werde; aber es war doch eine Moral. Ohne Moral und Sitten könnte sich ja keine bürgerliche Gesellschaft erhalten. —

Und worauf gründet sich dann die neueste cantische Moral? — Auf das innere Bewußtseyn des Vorzuges der menschlichen vor der thierischen Natur, auf das sich der menschlichen Vernunft unwidersprechlich darstellende Gesetz: „Behandle die Menschheit in Andern nicht als bloßes Mittel, sondern als Zweck!" auf den für den gemeinsten Menschenverstand faßlichen Satz: „Quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris." — Ist wohl eine Pflicht, die aus die-

2) ist der Zustand eines Menschen, der vom Religionszweifler zum Atheisten heranreift, ein so qualvoller Zustand, daß er sehr verworfen seyn müßte, wenn er seine Mitmenschen aus dem Hafen eines wohlthätigen Glaubens in das empörte Meer des Zweifelns hinaus stoßen wollte.

3) Kann ihrer Meditation die Betrachtung nicht entgehen, daß, wenn gleich jene erhabenen Gründe der Moral Stärke genug haben, den tugendhaften Menschen in seiner Tugend zu erhalten, doch eine Moral, die ihre Sanction auf das Bewußtseyn der Selbstbelohnung der Tugend durch inneres Gefühl gründet, unmöglich auf den rohsinnlichen Menschen wirken, ihn zum tugendhaften Menschen umwandeln könne, da er die Erfahrung der innern Beseligung der Tugend noch nicht gemacht hat,

4) daß er, wenn er Atheism prediget, wegen der nur wenigen Menschen gegebenen Fähigkeit zu den tiefsten metaphysischen Speculationen, in Gefahr stehe, die Classe der Atheisten aus Sinnlichkeit zu vermehren.

Nach diesen Betrachtungen müßte sich der denkende Atheist, der nicht bloß seine Gedanken denen vertrauet,

„Deren nächtliche Lampe den ganzen Erdkreis erleuchtet,"

sondern der unbestimmt die Stimme des Rufenden in der Wüste macht, sich nicht nur für einen Feind des Staates, sondern für einen Feind der Menschheit betrachten. —

Der Staat werfe sonach dieses unnütze schädliche Glied aus seinem Bezirke!

2) Wo kann der arme und geschickte Jüngling sich leichter erhalten als hier, wo er seinen Unterhalt durch Repetitionen, Sprach- und Musikstunden, durch Hofmeisterssstellen so leicht gewinnen kann. — Wie mancher edle Jüngling hat sich nicht als Hofmeister verdungen, und den Ertrag seines Stipendiums der Unterstützung seiner Ältern kindlich aufgeopfert!

3) Die fürchterlichste Zeit für den Jüngling ist die Zeit zwischen den vollendeten Studien und der ersten Anstellung. Wenn der junge Mann schon vorher Repetitionen angenommen oder was immer für Wege zu seinem Unterhalte eingeschlagen hat, so darf er sie nach vollendeten Studien nur fortsetzen. — Ist die Universität verlegt, so findet der Ankömmling in der Hauptstadt alle diese Stellen schon besetzt.

Die Erfahrung lehret, daß der gute Nahme, welchen ein Jüngling von der Universität mitbringt, seine erste Anstellung ungemein erleichtert, und jenen Ruf gründet, der ihn hernach zu höheren Stellen empor hebt. Dieser wohlthätige Ruf verhallet in einer weitern Entfernung. — Über dieß bedarf jeder junge Mann einiger Geleitsmänner, die ihn in den bürgerlichen Wirkungskreis introduciren. Studiert er in der Hauptstadt, so hat er sich schon hier und da angeschlossen. Wie mühsam wird der linkische, rohe, ungeschliffene Candidat der Provincial-Universität einen solchen Geleitsmann finden!

der Folge bleibt jeder an seiner Stelle, zufrieden, daß er von seinem, wie von jedem Puncte des Tempels, hinsieht auf den Altar Gottes.

Huldigt ihr aber statt der erhabenen Religionsfreyheit der schelsüchtigen Toleranz, so habt ihr das wahre Mittel gefunden, den Parteygeist im Staate zu verewigen; der Protestant wird dann nur den Protestanten, der Katholik den Katholiken unterstützen. Habt ihr aber gar den klugen Einfall, eine Religionspartey durch bürgerliche Vorrechte auszuzeichnen, dann dürft ihr sicher seyn, daß Proselytenmacherey ihr Wesen treibe. Die schwache Partey wird ihren Anhang zu vermehren suchen; denn ihr Interesse treibt sie dazu. Sie wird, wenn euch auf dem Wege der Intrigue nicht beyzukommen ist, im Stillen den Wunsch einer geänderten Ordnung der Dinge nähren. Fürchtet den Funken in der triegerischen Asche, der bey nächster Gelegenheit zur zerstörenden Flamme auflodert. Hin ist der Gemeingeist! der Sectengeist erstickt ihn schon im Unterrichte der Jugend.

Universitäts-Bibliothek.

Eine gute Bibliothek ist die Seele der Studien.

Die hiesige Universitäts-Bibliothek hat mehrere Inconvenienzen. So erhält man, was die Bücher betrifft:

a) die neuesten gar nicht,

b) die kostbaren werden von den Professoren Jahre lang zurück gehalten,

c) erhält man nur Ein Buch auf ein Mahl, wo doch der Studierende zur Vergleichung oft aller wichtigen Bücher seines Faches auf ein Mahl bedarf.

Meine Gedanken über die Errichtung einer Universitäts-Bibliothek fließen aus dem Begriffe derselben.

Eine Universitäts-Bibliothek ist nicht wie eine große Hofbibliothek als die allgemeine Niederlage der Geistesfabrikate aller Zeiten und Länder zu betrachten, sondern als ein Hülfsmittel für Studierende. Es kommt also nicht darauf an, daß Alles, sondern nur darauf, daß von dem Wichtigsten häufige Exemplare vorhanden seyen.

Der Professor hätte anzugeben, welche Werke und wie oft dieselben anzuschaffen seyen, in welche sonach der Universitätsstempel und die Clausel, daß selbe unter Strafe weder gekauft noch verkauft werden dürfen, einzudrucken wären.

Der Professor hätte alsdann dem fleißigsten und ärmern Theile der Studierenden Scheine hinaus zu geben, auf welchen die Bücher, die und die Zeit, auf welche sie erfolgt werden dürfen, angemerket werden müßten.

Wer in der Zurückstellung sich zwey Mahl saumselig finden läßt, verwirket sein Recht auf eine fernere Aushebung.

Der Professor hat es auf seiner Amtspflicht, zu untersuchen, ob und welchen Gebrauch die Studierenden von den Büchern gemacht haben.

Kein Professor kann Scheine jemand anderem als seinen Studenten, und für andere Fächer, als sein Lehrfach ertheilen. — Will ein Studierender Bücher, die nicht zu den Gegenständen seines Lehrjahres gehören, so hat der Professor das Gesuch an den Studienconseß zu begleiten.

Der Studienconseß wird dieses Gesuch gewähren, wenn er aus den anverlangten Büchern wahrnimmt, daß der Studierende zu einer gewissen Wissenschaft Vorliebe gefaßt hat, und ihrem Studium vorzugsweise getreu ist.

Bey dem Eintritte des Schuljahres kann der Professor keinem, der mit einer vorzüglichen Classe versehen und arm ist, Bücher versagen, — und kann solchen, die mit geringern Classen versehen sind, nur dann Bücher gewähren, wenn ihre Verwendung und ihr Fortgang das Einrücken in eine höhere Classe verhoffen läßt.

Bey einer solchen Einrichtung ließen sich die vielfältigen, hieraus für die Studien fließenden Vortheile nicht verkennen; denn

1) würde, da die Bibliothekfreyheit Auszeichnung und Belohnung des Fleißes wäre, hierdurch der Lesegeist unendlich vermehrt werden, und zwar

2) eine regelmäßige Lectüre eingeleitet, indem von den Professoren die Bücher angegeben, und auf ihren richtigen Gebrauch gewacht würde; wo im Gegentheile junge Leute jetzt aus Mangel regellos das lesen, was sie bekommen, und sich mehr durch die Lectüre betäuben und zerstreuen, als wirklich Nutzen schöpfen.

3) Würde eine solche Lectüre auch den Lehrer in seinen Vorträgen, die immer bey höhern Studien nach dem Bedürfnisse der vorzüglicheren Classe eingerichtet seyn müssen, besonders unterstützen. — Er weiß, was seine Schüler lesen, und ihnen aus dem Gelesenen klar ist oder klar werden kann, was zu verdeutlichen ist; er weiß nunmehr den bösen Eindrücken, die von einer gewissen Lectüre zu besorgen stehen, vorzubeugen.

Diese, ich gestehe es, sehr crud hingeworfenen Ideen will ich künftig systematischer und ausführlicher aus einander setzen.

Religion.

Die Religion, ſagt Sonnenfels, iſt ein Leitriemen der Regierung, den ſie nicht vernachläſſigen darf. Erklärte Freygeiſterey ſey ein politiſches Verbrechen. Gotteslängner ſeyen nicht zu dulden, weil ſie unfähig ſeyen, gute Bürger zu ſeyn.

So allgemein dürften dieſe Sätze wohl nicht behauptet werden. Die Moral der Römer und Griechen war nichts weniger als auf Religion gegründet. Ich gebe zu, daß die alte Moral an Wirkſamkeit und Vollſtändigkeit von der neuen weit übertroffen werde; aber es war doch eine Moral. Ohne Moral und Sitten könnte ſich ja keine bürgerliche Geſellſchaft erhalten. —

Und worauf gründet ſich dann die neueſte cantiſche Moral? — Auf das innere Bewußtſeyn des Vorzuges der menſchlichen vor der thieriſchen Natur, auf das ſich der menſchlichen Vernunft unwiderſprechlich darſtellende Geſetz: „Behandle die Menſchheit in Andern nicht als bloßes Mittel, ſondern als Zweck!" auf den für den gemeinſten Menſchenverſtand faßlichen Satz: „Quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris." — Iſt wohl eine Pflicht, die aus die-

Wie ist hier abzuhelfen? —

1) Dadurch, wenn die Hindernisse, welche der Bestimmung zum geistlichen Stande entgegen stehen, weggeräumt würden. Steht aber nicht zu verhoffen.

2) Durch Verminderung der Stipendien. Die Absicht der Stifter war, dem Staate taugliche Staatsbürger zu verschaffen. Ist aber dieses bloß der eigentliche Beamte? — Warum erweitert man nicht aus diesem Fonde die Realacademie, und theilet ihren Zöglingen gleichfalls Stipendien zu? Warum exscindirt man nicht einen Theil und bestimmet ihn zu jährlichen Prämien nützlicher Preisfragen? —

3) Um den Reiz der Bequemlichkeit aufzuheben, müßte

a) den Lehrern eine größere Strenge in der Classificirung überhaupt eingebunden, und hierüber von den Assessoren bey den öffentlichen Prüfungen gewacht werden;

b) dürfte niemand ohne die strengen juridischen Studien ausgehalten zu haben, zu einer Justizrathsstelle zugelassen werden; so wie auch

c) jeder, der zu einer politischen Bedienstung, die zum Rathstische führet, befördert werden will, gleich strengen Prüfungen sich unterziehen müßte.

2) ist der Zustand eines Menschen, der vom Religionszweifler zum Atheisten heranreift, ein so qualvoller Zustand, daß er sehr verworfen seyn müßte, wenn er seine Mitmenschen aus dem Hafen eines wohlthätigen Glaubens in das empörte Meer des Zweifelns hinaus stoßen wollte.

3) Kann ihrer Meditation die Betrachtung nicht entgehen, daß, wenn gleich jene erhabenen Gründe der Moral Stärke genug haben, den tugendhaften Menschen in seiner Tugend zu erhalten, doch eine Moral, die ihre Sanction auf das Bewußtseyn der Selbstbelohnung der Tugend durch inneres Gefühl gründet, unmöglich auf den rohsinnlichen Menschen wirken, ihn zum tugendhaften Menschen umwandeln könne, da er die Erfahrung der innern Beseligung der Tugend noch nicht gemacht hat,

4) daß er, wenn er Atheism prediget, wegen der nur wenigen Menschen gegebenen Fähigkeit zu den tiefsten metaphysischen Speculationen, in Gefahr stehe, die Classe der Atheisten aus Sinnlichkeit zu vermehren.

Nach diesen Betrachtungen müßte sich der denkende Atheist, der nicht bloß seine Gedanken denen vertrauet,

„Deren nächtliche Lampe den ganzen Erdkreis erleuchtet,"

sondern der unbestimmt die Stimme des Rufenden in der Wüste macht, sich nicht nur für einen Feind des Staates, sondern für einen Feind der Menschheit betrachten. —

Der Staat werfe sonach dieses unnütze schädliche Glied aus seinem Bezirke!

Religionsfreyheit.

Es ist die Behauptung aller Zeloten, daß durch die sogenannte Toleranz unvermerkt ein Kaltsinn gegen alle Religionen einschleiche, und daß daher der Staat nur berechtigt sey, Eine Religion im Staate zu dulden.

Statt zu fragen, ob der Staat berechtigt sey, fremde Religionen zu dulden, frage man lieber: ist der Staat berechtigt, Religionen, welche die wesentlichen Grundlehren, und in ihren Eigenheiten nichts Staatsschädliches enthalten, auszuschließen?

Nachdenken ist Bedürfniß der Menschheit. Nachdenken über ihre Bestimmung, folglich auch Nachdenken über die Religion, das dringendste Bedürfniß. Soll der Bürger über das Wichtigste nicht denken, so muß sein Geist also in Fesseln gelegt werden, daß er ganz und gar nicht denke. Daß hiermit nicht nur der gänzliche Verfall der Wissenschaften, daß hiermit auch, durch die der Nation benommene Schwungkraft, aller Unternehmungsgeist, alle Industrie erstickt werden, beweiset die Geschichte.

Bey der Eröffnung des Tempels der Religionsfreyheit mögen das Gedränge an dem Thore, das Hin- und Herlaufen etwas stark seyn, bis alles Platz genommen hat. In

der Folge bleibt jeder an ſeiner Stelle, zufrieden, daß er von ſeinem, wie von jedem Puncte des Tempels, hinſieht auf den Altar Gottes.

Huldigt ihr aber ſtatt der erhabenen Religionsfreyheit der ſchelſüchtigen Toleranz, ſo habt ihr das wahre Mittel gefunden, den Parteygeiſt im Staate zu verewigen; der Proteſtant wird dann nur den Proteſtanten, der Katholik den Katholiken unterſtützen. Habt ihr aber gar den klugen Einfall, eine Religionspartey durch bürgerliche Vorrechte auszuzeichnen, dann dürft ihr ſicher ſeyn, daß Proſelytenmacherey ihr Weſen treibe. Die ſchwache Partey wird ihren Anhang zu vermehren ſuchen; denn ihr Intereſſe treibt ſie dazu. Sie wird, wenn euch auf dem Wege der Intrigue nicht beyzukommen iſt, im Stillen den Wunſch einer geänderten Ordnung der Dinge nähren. Fürchtet den Funken in der triegeriſchen Aſche, der bey nächſter Gelegenheit zur zerſtörenden Flamme auflodert. Hin iſt der Gemeingeiſt! der Sectengeiſt erſtickt ihn ſchon im Unterrichte der Jugend.

Censur.

Daß Sonnenfels die Frage, „ob der Staat zu vorläufiger Censurirung der Druckschriften berechtiget sey?" behandelt habe, war nöthig, indem diese noch im Streite befangene Rechtsfrage nicht schlechthin aus dem Staatsrechte voraus gesetzt werden konnte. Daß er diese Frage befriedigend aufgelöset habe, dafür wollen wir ihm Dank wissen. Aber dafür nicht, daß er den wahren Gesichtspunct, aus welchem diese Frage in einem Handbuche der innern Staatsverwaltung behandelt seyn will, entweder aus den Augen verlor, oder demselben auswich.

Der Lehrer der Klugheit hätte uns über das Problem:

„wie die Denkfreyheit der Bürger bey einer solchen Anstalt gesichert werden könne? wie sonach eine Censuranstalt zur Vereinbarung der Denkfreyheit mit der bürgerlichen Sicherheit organisirt werden müsse?"

entweder einen Aufschluß geben, oder sokratisch sein nil scire bekennen sollen.

Nur Eine Frage: „Wem soll die Censur anvertrauet werden, Staatsbeamten, die mit den Entzwecken des Staates am besten vertraut sind, (wenn sie aber in die Hände eines Richelieu oder Robespierre geräth? —) oder Ge-

lehrten in jedem Fache? — damit der Federianer den Kantianer, der Buffoniker den Linneer, der Brownianer den Boerhavianer verfolgen könne. Constat factis. Ich fürchte, daß auch von der gewählteſten Cenſuranſtalt, ſelbſt dann, wenn Appellation und Reviſion hierbey geſtattet iſt, die Willkür nie ganz ausgeſchloſſen bleiben werde.

Übersetzen.

Der Übersetzer, denke ich, soll in seiner Übersetzung zu Werke gehen, wie der Porträtmahler, der eine Schönheit zu mahlen hat. Sicher, daß er in vielem unter seinem Originale bleiben wird, muß er das, was verloren geht, durch andere veredelte Partien vergüten, um die Ähnlichkeit des Totaleffectes nicht zu verlieren, auf den zuletzt doch alles ankommt. —

Wenn Cicero in seinen philosophischen Abhandlungen einen Hauptsatz zum vierten Gliede eines volltönenden Periodi quadrimembris degradirt: soll ein Garve, dessen heller Kopf Bestimmtheit, Klarheit, Ordnung höher schätzet, als weiland Cicero den Numerum oratorium, diesen zweckwidrigen Übelstand nachbilden? — Er that es nicht; und hätte er es gethan, so steht zu fragen, ob auch der Römische Numerus oratorius — ein kleiner Ersatz für ein großes Opfer — in der Übersetzung gerettet worden wäre? — Wenn Horaz in seinen Oden die Worte so unter einander rüttelt, daß sie einem Würfelbecher entfallen zu seyn scheinen, so daß wir keinen Grund und Ursache dieser unnatürlichen Versetzung anzugeben wissen: soll der Deutsche, dessen Sprache an der Hand der Philosophie ihren Gang aus

dem Chaos antrat, dieſe chaotiſche Wörterverwirrung nachahmen? — Dieß hieße wohl nugas et inania captare.

Es iſt freylich Pflicht eines jeden Überſetzers, daß er ſeinen Autor nach ſeiner ganzen Individualität darſtelle. Aber daß nun dieſe Individualität gerade in der Grammatik liegen, und ſo vorzüglich darin liegen ſoll, daß dieſe Grammatik übergepflanzt werden muß, wenn auch hierunter der Eindruck des Schönen, welchen das Original hervor bringt, in der Nachbildung verloren ginge, dieß ſoll mich niemand überreden.

Est modus in rebus, sunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit consistere rectum.

Cultur.

Wenn Cultur und Aufklärung in einem ſtäten Wechſel von Nation zu Nation geht, ſo daß die eine wieder in Barbarey verſinkt, wie die andere ſich empor hebt, ſo hat es freylich keinen Anſchein zu einer allgemeinen Menſchenvervollkommnung. Aber wenn es ſich aus der Geſchichte erweiſen läßt, daß es auf unſerem Erdflecke zu gleicher Zeit der cultivirten Nationen mehr als in der Vorwelt gebe, ſo läßt ſich in Jahrhunderten oder Jahrtauſenden die allgemeine Cultur des Menſchengeſchlechts erwarten. Wenn es ſich ferner beweiſen ließe, daß jede cultivirte Nation heut zu Tage auf einem höheren Puncte der Cultur ſtehe, als die cultivirten Nationen der Vorzeit, daß dieſe ſchon die Cultur der gegenwärtigen gründeten, die gegenwärtigen aber die Cultur der künftigen, nach Ort und Zeit verhältnißmäßig auch noch ſo entfernten Nationen vorbereiten, ſo würde auch die Progreſſion in der Erhöhung der Cultur keinem Zweifel unterliegen.

Aufklärung.

Ich möchte sagen: Furcht der Staatsverwaltung vor der Aufklärung beweiset zwar Gebrechen des Staates; aber, wo solche Gebrechen sind, — und wo wären sie nicht? — da handelt sie weise, wenn sie die Aufklärung den nothwendig langsamen Schritt der Verbesserung nicht überhohlen, wenn sie den Blinden und nun sehend Gewordenen nicht auf Ein Mahl vom Sonnenlichte blenden läßt, um von neuen, um gefährlicher zu erblinden. Wer verkennet die weise Sorge der Österreichischen Regierung für das Beste des Unterthans, die Anstalten, die zu seinem Schutze wider die Willkürlichkeit und Anmaßung bestehen, den langsamen aber sichern Schritt der obersten Gewalt, seine Schultern von den Lasten zu erleichtern, welche das Lehensystem unserer Vorfahren auf sie brachte?

Den sinnlichen Menschen beleben die Vorstellungen, die seinem Interesse schmeicheln, am meisten; wozu er sich berechtigt glaubt, dazu wendet er auch Gewalt an; gelingt es ihm, dann erkennt er auch kein Recht mehr, als das des Stärkeren. Gewalt gegen Gewalt wird sodann der Geist der Regierung; Schreckensysteme erscheinen, und Robespierre würgen. Darum präge man dem uncultivirten Theile

des Volkes, ehe man ihn über seine Rechte belehrt, ein lebendiges, auf deutliche Gründe gestütztes Gefühl seiner Pflichten ein. Von richtiger Erkenntniß der Pflichten ist der Übergang zur richtigen Erkenntniß der Rechte natürlich. Nicht aber umgekehrt, wie oben gezeigt wurde.

Daß aber auch die Verbesserung die Aufklärung nicht überhohlen dürfe, beweiset die Erfahrung.

Vertrag und Zwangsrecht.

Verträge gründen Zwangsrecht, sagt Feder. Verträge nicht, sondern Contracte, durch welche das Zwangsrecht ausdrücklich übertragen wird, sagt Schaumann. Verträge gründen nur für den, der seinerseits die Leistung erfüllt hat, ein Zwangsrecht, sagt Schmalz. Verträge gründen ganz und gar kein Zwangsrecht, sagt Fichte.

Das sind nun practische Sätze, tief eingreifend in menschliches Thun und Lassen.

In dem Augenblicke, als Fichte den Verträgen und also dem Socialcontracte das Zwangsrecht abspricht, und jedem Bürger in jedem Augenblicke das Recht zuspricht, aus der bürgerlichen Gesellschaft zu treten, rufet er aus: Fraget nicht nach dem, was klug, was vortheilhaft, fraget nach dem, was recht ist! Wenn aber über die Frage: quid juris? wie gerade in diesem Falle, die Meinungen so getheilt sind, daß man in den Ciceronianischen Ausruf: harum sententiarum quae vera sit, deus aliquis sciet! einstimmen möchte, wenn unser Gefühl bey ihren Behauptungen jenem gleich kommt: nescio, dum lego librum, assentiri videor, cum pono, omnis libertatis spes corruit!

Religionsfreyheit.

Es ist die Behauptung aller Zeloten, daß durch die sogenannte Toleranz unvermerkt ein Kaltsinn gegen alle Religionen einschleiche, und daß daher der Staat nur berechtigt sey, Eine Religion im Staate zu dulden.

Statt zu fragen, ob der Staat berechtigt sey, fremde Religionen zu dulden, frage man lieber: ist der Staat berechtigt, Religionen, welche die wesentlichen Grundlehren, und in ihren Eigenheiten nichts Staatsschädliches enthalten, auszuschließen?

Nachdenken ist Bedürfniß der Menschheit. Nachdenken über ihre Bestimmung, folglich auch Nachdenken über die Religion, das dringendste Bedürfniß. Soll der Bürger über das Wichtigste nicht denken, so muß sein Geist also in Fesseln gelegt werden, daß er ganz und gar nicht denke. Daß hiermit nicht nur der gänzliche Verfall der Wissenschaften, daß hiermit auch, durch die der Nation benommene Schwungkraft, aller Unternehmungsgeist, alle Industrie erstickt werden, beweiset die Geschichte.

Bey der Eröffnung des Tempels der Religionsfreyheit mögen das Gedränge an dem Thore, das Hin- und Herlaufen etwas stark seyn, bis alles Platz genommen hat. In

der Folge bleibt jeder an ſeiner Stelle, zufrieden, daß er von ſeinem, wie von jedem Puncte des Tempels, hinſieht auf den Altar Gottes.

Huldigt ihr aber ſtatt der erhabenen Religionsfreyheit der ſchelſüchtigen Toleranz, ſo habt ihr das wahre Mittel gefunden, den Parteygeiſt im Staate zu verewigen; der Proteſtant wird dann nur den Proteſtanten, der Katholik den Katholiken unterſtützen. Habt ihr aber gar den klugen Einfall, eine Religionspartey durch bürgerliche Vorrechte auszuzeichnen, dann dürft ihr ſicher ſeyn, daß Proſelytenmacherey ihr Weſen treibe. Die ſchwache Partey wird ihren Anhang zu vermehren ſuchen; denn ihr Intereſſe treibt ſie dazu. Sie wird, wenn euch auf dem Wege der Intrigue nicht beyzukommen iſt, im Stillen den Wunſch einer geänderten Ordnung der Dinge nähren. Fürchtet den Funken in der triegeriſchen Aſche, der bey nächſter Gelegenheit zur zerſtörenden Flamme auflodert. Hin iſt der Gemeingeiſt! der Sectengeiſt erſtickt ihn ſchon im Unterrichte der Jugend.

Censur.

Daß Sonnenfels die Frage, „ob der Staat zu vorläufiger Censurirung der Druckschriften berechtiget sey?" behandelt habe, war nöthig, indem diese noch im Streite befangene Rechtsfrage nicht schlechthin aus dem Staatsrechte voraus gesetzt werden konnte. Daß er diese Frage befriedigend aufgelöset habe, dafür wollen wir ihm Dank wissen. Aber dafür nicht, daß er den wahren Gesichtspunct, aus welchem diese Frage in einem Handbuche der innern Staatsverwaltung behandelt seyn will, entweder aus den Augen verlor, oder demselben auswich.

Der Lehrer der Klugheit hätte uns über das Problem:

„wie die Denkfreyheit der Bürger bey einer solchen Anstalt gesichert werden könne? wie sonach eine Censuranstalt zur Vereinbarung der Denkfreyheit mit der bürgerlichen Sicherheit organisirt werden müsse?"

entweder einen Aufschluß geben, oder sokratisch sein nil scire bekennen sollen.

Nur Eine Frage: „Wem soll die Censur anvertrauet werden, Staatsbeamten, die mit den Entzwecken des Staates am besten vertraut sind, (wenn sie aber in die Hände eines Richelieu oder Robespierre geräth? —) oder Ge-

Finanzſyſteme.

Die gemeinſchaftliche Baſis aller Finanzſyſteme kann wohl in nichts anderem beſtehen, als in der Sicherſtellung einer fixen, und ſowohl zu dem Privatverkehre, als zu den Staatsausgaben, worunter auch die verzinsliche Schuld gehöret, genügenden Valuta. Dieſe Baſis iſt der Zweck der Finanzen, welcher dem allgemeinen Staatszwecke, der geſicherten Fortdauer der bürgerlichen Geſellſchaft, in dem, unter dieſen Bedingungen, größtmöglichen Wohlſtande, untergeordnet iſt, und hiernach modificirt werden muß.

Es können Maßregeln, welche den Wohlſtand begründen würden, mit den Maßregeln, welche zur Fortdauer des Staatsvereins nothwendig ſind, in eine wahre Colliſion gerathen, wo ſodann für die letzteren die Ausnahme gemacht werden muß. Dieſer Satz wird in der practiſchen Anwendung ſehr wichtig, und muß daher mit einigen Worten erörtert werden.

Die älteren Staatsrechtslehrer haben den Staat als einen Verein betrachtet, um ſich gegen Mord und Verkürzung des Eigenthums zu ſichern. Dieſer rohe Begriff iſt äußerſt herabwürdigend für die Menſchheit. Der Menſch tritt in den Staat, weil er nach dem innerſten Rufe ſeines Her-

zens nicht ſich allein, ſondern der Menſchheit leben ſoll, weil er dieſes nur im Staate vermag, und nur dadurch, daß er im Staate für andere lebt, Menſch wird, und ſich vom Thiere unterſcheidet.

Er ſoll ſich und das Seine opfern für den Staat, in dem er lebt, weil er die Pflicht hat, den Staat, den er von der Vorwelt erhielt, der Nachwelt zu ſichern, und in den Stand, in den er ſich geſetzt fand, auch andere zu ſetzen.

Der Unterſchied dieſer verſchiedenen Anſicht iſt folgenreich. Die Pflicht, ſein einzelnes Leben, ſein einzelnes Eigenthum dem Staate zu opfern, wurde nach dem älteren Schulbegriffe noch mühſam genug herausgefolgert; die Pflicht, die Exiſtenz Aller und ihr Eigenthum, und das, was man Wohlfahrt nennt, dem Staatsvereine zu opfern, ergibt ſich nur aus der zweyten Anſicht.

Es iſt daher ein Finanzſyſtem, welches die Bedingungen einer ſicheren Fortdauer des Staatsvereines den Bedingungen eines ephemeren Wohlſtandes unterordnet, gegen den Zweck des Staatsvereines, und alſo ohne weiteres zu verwerfen. Hierbey muß ich zur Vermeidung alles Mißverſtandes bemerken: die Bedingungen der geſicherten Fortdauer umfaſſen die Anſtalten zur Verſicherung der Vertheidigung, nicht zur Erweiterung des Staatsgebiethes.

Johannes Müller.

Indeß ein Millot, Voltaire und Conſorten die Schreibtafel der Clio mit Bleyſtift bekritzeln, haut Johannes Müller die Thaten der Vorzeit in marmorne Tafeln, um als Denkmahle in Clio's Tempel zu prangen.

Johannes Müller ſagt im erſten Bande ſeiner Schweizergeſchichte: „Als Cäſar die Helvetier ſo überwunden hatte, daß ſie ſich ihm auf Gnade oder Ungnade ergeben mußten, ließ er ſie heim nach ihrem Vaterlande ziehen.“ Cäſars Güte, bemerkt er weiters, als er noch nicht Herr der Welt war, war die löblichſte Klugheit, nachmahls aber die ſchönſte Eigenſchaft ſeiner großen Seele. Brevis esse laborat, obscurus fit. Cäſar ſagt lib. 1mo C. 28 ſeine Abſicht ganz deutlich: „id ea maxime ratione fecit, quod noluit eum locum, unde Helvetii discesserant, vacare, ne propter bonitatem agrorum Germani, qui trans Rhenum incolunt, e suis finibus in Helvetiorum fines transirent, et finitimi Galliae provinciae Allobrogibusque essent.“ — Dieß hätte Johannes Müller in ſeiner kurzen Manier ſo ausdrücken können: „Denn Cäſar wollte das fruchtbringende Helvetien nicht leer laſſen, weil er die tapfern Germanen über dem Rheine mehr fürchtete,

als die Helvetier. Allein der Patriotismus ließ Johannes Müllern weniger aufrichtig seyn, als Cäsarn seine Eigenliebe.

Eine Seite früher steht: „Bey einbrechender Nacht entflohen 6000 Menschen aus dem Gau der Verbingerer nach dem Rheinstrome gegen Deutschland hin. Die Gallischen Völker brachten sie zurück; denn Cäsar drohte. Hierauf wurden die Verbingerer niedergemacht; er konnte nicht leiden, daß er betrogen werde." — Ich schlage den Cäsar auf und lese: „reductos in hostium numero habuit, reliquos omnes in deditionem suscepit." Als Feinde hat sie Cäsar behandelt; ob aber gerade niedergemacht? — Die Niedermetzelung von sechs tausend wehrlosen Menschen scheint doch der edlen Mäßigung und Sanftmuth Cäsars zu widersprechen. — In tanto viro leves quoque offendunt maculae.

„Orgetorix sah die große Liebe der Freyheit; also starb er wohl durch eigene Hand. Dieses wohl ist es recte oder forsan? Nach Cäsar das letztere. Orgetorix mortuus est, nec abest suspicio, ut Helvetii arbitrantur, quin ipse sibi mortem consciverit.

Juvenal.

Juvenals Satyren, ſollten ſie wohl Poeſie ſeyn? Mir ſind ſie es nicht. Schreckliche Schilderung menſchlichen Verderbniſſes, das wohl auch gegenwärtig wieder über Europa kommen dürfte. Wenn es dahin kommt, ſollten ſich dann nicht die Edlen und Guten vereinen, und ſich flüchten in einen noch unverpeſteten Welttheil, dort einen neuen bürgerlichen Verein ſtiften, und aus Cultur zur Einfachheit zurückkehren, ehe ſie zur Rohheit verſinken? Durch die dramatiſche Poeſie könnte die beſtimmtere Ahndung und Hoffnung eines ſolchen Zuſtandes der durch die bürgerliche Geſellſchaft geſicherten und wieder auflebenden Menſchheit geweckt werden. Ein ſolches Werk könnte nach Jahrhunderten Früchte bringen. Es iſt beſchloſſen. Zuerſt das Trauerſpiel Mithridat; vergebenes Ringen, ein geſunkenes Geſchlecht wieder zur Menſchenwürde zu erheben; hier nur Selbſtrettung im eigenen phyſiſchen Verderben, dann Rettung durch Flucht, und Vereinigung der Edlen und Guten zu dem Höchſten und Größten.

Johannes Müller ſchreibt, es freue ihn, daß ich nun an den Mithridates gehen wolle. Er habe es vorlängſt gewünſcht.

Eugenie.

Würde Göthe's Eugenie doch vollendet! Ich bringe kein abgeſchloſſenes Ganzes heraus. Es iſt nicht Abſonderung von der krebsartigen eiternden Welt, es iſt ein Warten, Aufbewahrung für künftige Thätigkeit. Was ſoll geſchehen? und wie? und wozu? Kurz — hundert Mahl ging ich daran, voll Ehrfurcht für den Meiſter, aber immer unbefriedigt hinweg. Bin ich doch nicht einmahl ſicher, ob Eugeniens aufflammender Ehrgeitz zum Guten oder Böſen wirken werde.

Übertragung der Griechen.

Darum iſt das Griechiſche ſo ſchwer zu überſetzen, weil es größten Theils naiv iſt. Es iſt zu zart. Faßt man es und will es umwenden, ſo iſt es zerſtört.

Kunſt und Künſtler.

Im Sonntagsblatte wurde gerügt, daß ich in einer Ode drucken ließ: „Mir hat die Kunſt der Menſchheit ſtrahlendes Siegel auf die heitere Stirne gedrückt," welches mir doch nicht die Kunſt, ſondern nur die Einbildung aufgedrückt hätte. Habe ich meine unglücklichen Momente in drey Oden ausgedrückt, warum ſoll ich nicht auch meine glücklichen ausſprechen? Ein Dichter, der ſo etwas gar nie fühlt, ſoll die Kunſt aufgeben. Denn, wem die Kunſt nicht als Kunſt durch Anſchauung und Seelenerhebung lohnt, dem iſt ſie ein Handwerk, der ſoll ſie aufgeben.

Vorſchlag.

Ob es nicht für den künſtleriſchen Effect der Dramen beſſer wäre, den Ort nur ſymboliſch anzudeuten? Die Aufmerkſamkeit bliebe ungetheilter. Nur müßte der bleibende Schauplatz würdig decorirt ſeyn; es müßte uns, nach Schiller, ein edler Geiſt aus der Bauart anſprechen.

ſollen wir auch dann noch die Orakelſprüche dieſer Herren zur Maxime unſeres Verhaltens machen?

Nein, wir wollen uns nicht von jedem Winde neuer Lehre bethören, nicht, wie unbedachtſame Fliegen, in jedes liſtig aufgeſtellte Spinnengewebe verſtricken laſſen. Socrates ſagte, es habe ſich bey ſolchen Sätzen, die in ihrer Anwendung vortheilhaft für die Menſchheit befunden werden, immer ſein Vorgefühl der Wahrheit beſtätiget gefunden. Wenn daher die Reſultate ſubtiler Lucubrationen mit den Ausſprüchen des geſunden Menſchenverſtandes und der Erfahrung in Widerſpruch gerathen, ſo mag man es uns vergeben, wenn wir bey erſteren einen Rechnungsfehler argwohnen, hierüber die Aufklärung von der Zeitfolge erwarten, und uns indeß in unſerem gewohnten Gange nicht aufhalten laſſen.

Periodiſche Schreibart.

Ob nicht die periodiſche Schreibart der Römer ihren Grund in dem öffentlichen Vortrage haben mag? — Wer immer viel declamirt hat, wird wiſſen, um wie viel leichter es ſey, eine Periode zu declamiren, wo der Athem ſeine Ruhepuncte hat, und der Ton ſich gleichſam mit einem Anlaufe zur höchſten Höhe hinauf ſchwingt. Der Römiſche Redner war wohl in die Nothwendigkeit verſetzt, alle Tonerleichterungs- und Verſtärkungsmittel anzuwenden, der Redner wurde auf dem ganzen Forum verſtanden; denn Cicero ſagt irgendwo: ich muß leiſer reden, damit die dort am Ende des Platzes mich nicht verſtehen. — Sollte nicht nach dieſer Betrachtung die periodiſche Schreibart vieles von ihrem eingebildeten Reize verlieren?

Politiſche Werke.

Was gibt den Werken eines Smith, Steward, Young ihren vorzüglichen Werth? Ich glaube, die ſtäte practiſche Anwendung, aus welcher man den Werken abſieht, daß ſie Reſultate eigenen Nachdenkens ſeyen.

Damit man die politiſchen Werke einer fremden Nation gehörig benützen könne, wird ein guter Abſtractionsgeiſt erfordert, um von den Grundſätzen alles abzuſtreifen, was ſich auf die beſondern Verhältniſſe der Nation, für welche der Autor ſchrieb, gründet.

Mich überfällt immer eine Ängſtlichkeit, wenn ich in einem gefeyerten politiſchen Werke entweder bloße Raiſonnements, oder die Raiſonnements in Anwendung auf fremde Nationen ſehe. Wenn ich aber einen Autor in bloßem Umgange mit Griechen, Römern, Indianern, Japanern, Chineſen, Samojeden und Kamtſchadalen ſehe, ſo kann ich mich nicht enthalten, ihn für einen Charlatan zu halten.

Filangieri iſt ein oberflächlicher, überſpannter Schwärmer, bey dem alles mehr Werk der Phantaſie, als der Beobachtung und des Nachdenkens iſt. Man muß bey ihm lange auf offener See der Declamation herumirren, um hier und da auf eine kleine Ideeninſel zu gerathen.

Metaſtaſio.

In Metaſtaſio iſt, außer ſeiner unnachahmlich wohlklingenden, einfachen, und doch ſchönen und überaus nachbildenden Sprache, beſonders in ſeinen Arien, jene Individualität ſchätzbar, nach welcher ſie als nothwendige Folgen der ſich aus der gegenwärtigen Lage ergebenden Gemüthsſtimmung als erhöhtere Empfindungen in einer erhöhteren Sprache willig gehört werden. So hört auch gerade durch dieſe Individualität das Sententiöſe auf, ſententiös zu ſeyn. Seine Sentenzen zeichnen ſich durch Wichtigkeit, Wahrheit und pſychologiſche Feinheit, ſo wie ſeine Empfindungen durch eine ihnen ganz eigene Delicateſſe aus: Der verrathene Geliebte will die Treuloſe nicht anſehen, weil ihm ihre Schamröthe mehr Schmerz verurſachen würde, als ihre Untreue.

So ſehr die ſtrenge Einheit, welche er bey Bearbeitung ſeines Sujets befolgte, die meiſterhafte Benützung des Chors (beſonders in der Olympiade) beweiſen, daß er ſich mehr nach Griechiſchen als Franzöſiſchen Muſtern gebildet habe, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß ihm der Geiſt ſeiner Urbilder in einigen Stücken entwiſcht ſey. Auch vermißt man in ſeinen Stücken durchaus das motivirte Auf- und Abtre-

ten der Perſonen, die hierzu oft keinen andern Grund, als die Verlegenheit des Dichters, haben. Noch ein anderer Fehler, ſey es auch ein ſchöner Fehler, iſt das Raiſonniren über Leidenſchaften in dem Munde der vom Affecte ergriffenen Perſonen. Sein Raiſonnement in dieſen Fällen iſt immer pſychologiſch richtig, nur unrichtig in dieſem Munde.

Faust.

Wenn ich einen Faust schreiben wollte, so würde ich, um meinem Princip von Vermeidung der Trostlosigkeit getreu zu bleiben, zum Contrast die Zuflucht nehmen. Ihm gegen über einen demüthigen, einfachen, menschenliebenden, gottesfürchtigen Mönch, einen Freund des Faust. Begünstigt vom Himmel, erführe er den Anschlag der Hölle, und ränge vergebens, ihn zu erhalten. Als Faust zur Hölle fährt, und auch ihn Zweifel ergreifen, erfährt er, daß Faust nicht auf immer verloren sey. So müßte das Stück beruhigend enden.

Faust. Zeige dich mir in deiner Gestalt. — Wie ein Tieger? — Menschen, sag' ich dir, sind furchtbarer. Satan, du lügst! das ist nicht deine Gestalt. Ha, du Scheusal! Ich erkenne dich wohl. Du bist — Schäme dich, Satan, daß du dem Erbärmlichen gleichst! — Und nun! Und nun! Und abermahl! Nimmt dieß Gaukelspiel kein Ende? Wahrheit will ich. Ich will dich sehen in deiner Gestalt.

Satan. Ich habe keine. —

Faust. So bist du in ewigem Flusse! Du bist kein Wesen, ein Unding!

Satan. Was in mir hölliſch iſt, es drückt ſich nicht aus im irdiſchen Stoffe.

Fauſt. Es ſoll des Menſchen Wille Unglaubliches wirken! er kann Berge verſetzen, ſaget man. Mein Wille iſt lebendig; ich will dich ſehen, du Quelle des Böſen! ich will dich ſehen, Satan! ich will! Ha, welch ein Geräuſch!

Satan. Ich habe lange dich ſchon umwehet.

— — — — — — — — — — —

Satan. Loben kann ich euch nicht. Auf der Bahn der Freude ſoll er zur Hölle. Nein! nein! Und wär's ein Tropfen froher Zeit; ich gönne ſie ihm nicht. Sein Weg zur Hölle ſey qualvoll! Er heule mit Seelenangſt auf dem Dornwege der Zweifel!

Wenn der Menſch aufhöret Menſch zu ſeyn, da ſtirbt die Leidenſchaft, und die Seele ergreift Reue. Und der Geiſt erkennt, was wahr iſt und was falſch, und wie der Menſch im Dunkeln irret.

Und den Geiſt ergreift Reue — die Reue läutert; der Reine hebet ſich empor! Es ſchwindet die Finſterniß, und in ſeiner Seele wird es Licht! Licht! Licht!

Wilhelm Tell.

Wilhelm Tell iſt eine Epopee in dramatiſcher Form, eine Epopee nach dem Geiſte des Ganzen. Die Hinderniſſe der Naturnothwendigkeit waren überwindlich, die himmliſche Einwirkung iſt angedeutet. Auch der Styl verräth ſich, und hat Homeriſche Anklänge, z. B. das Geſpräch der Frau Gertrud mit Stauffacher.

Die Wahl des Moments, wo Tell den Pfeil abſchießt, nähmlich als der Muth des Rudenz ſeinen Muth belebt, verräth den Meiſter.

Melchthals Lobrede des Geſichts im erſten Augenblicke der Wuth iſt unnatürlich. So ſpricht nur der durch die Zeit gemilderte Schmerz, der ſich ſelbſt wieder aufregen will. Dagegen iſt es äußerſt zart und wahr, wie Melchthal unvermerkt immer auf die fixe Idee des Geſichtsverluſtes wieder zurück kommt.

Mir kommt dieſes Product ſo vor, als hätte Schiller im Überdruſſe, daß ſeine Abſtractionen und Theorien ihm nicht leiſteten, was er hoffte, ſeine Feſſeln unmuthig weggeworfen, und ſich wieder einmahl ſeiner Naturanlage überlaſſen wollen. Jene Theorien und Abſtractionen ſaugten wie ein Epheu ſeine Kraft aus. Deutlich iſt's: hätte Schiller

ſich nie in ſpeculative Philoſophie gewagt, er wäre unſer Shakeſpeare. Wer aber kann ſolchem Reitze widerſtehen? Man will lieber das Schiff leiten, als ſich dem Strom überlaſſen. Man will, was man iſt, ſich mit Bewußtſeyn danken.

Dramatiſche Kunſt.

Es war von Kindheit auf die Empfindung meines Herzens: daß die ſchönen Künſte nicht zur bloßen Erheiterung des Menſchen, daß ſie zu ſeiner Erhebung wirken ſollen; gleichgültig ſoll der Menſch durch ſie gegen eine widrige Umgebung, im Unglücke glücklich werden.

Sollte die tragiſche Kunſt eine andere Wirkung hervor bringen, als die übrigen? — ſoll ſie den Menſchen zermalmen? — Mein Herz widerſprach. Ich fand aus Muſtern und eigenem Nachdenken, wie ſie aus den Leiden die Beruhigung, aus Kämpfen den Sieg hervor treten zu laſſen wiſſe; und nun ſchien ſie mir die größte, wurde ſie mir die wertheſte. Nun überließ ich mich dieſem Studium ganz.

Dieſe Grundidee hat mich ſeit dem nie verlaſſen. Mein Gefühl leitete mich auf dieſelbe, nicht das Studium der neueren Philoſophie. Dieſe Grundidee wird mich bey allen meinen Arbeiten leiten, ſo lange mein Kopf noch denkt, und mein Herz fühlt.

Wie ſonderbar! indeß die Berliner über den Froſt klagen, der ſie in meinen Stücken befällt, klagt ein anderer Theil über die wenige Schonung des Gefühls, über die Grauſamkeit meiner Stücke.

Was die einen behaupteten, was die andern klagten, war bloß Behauptung, bloß Klage, ihr Urtheil ohne Vordersätze, ihr Gefühl ohne Darstellung der Veranlassungen. Ich kann auf diese Aussprüche nicht Rücksicht nehmen, so lange ich nicht weiß, ob der Grund davon nicht etwa in einer fehlerhaften Individualität ihres Kopfes und Herzens liegt. Wer für Gesunde schreibt, kann den Kranken nicht gefallen, will ihnen nicht gefallen. Leider gibt es Zeiten, wo die Anzahl der Kranken und Kränkelnden größer ist, als die der Gesunden.

Künſtleriſche Beywerke.

Wenn die Künſtler wahrnehmen, daß irgend etwas, welches nach der Abſicht ihres Werkes aus demſelben hervor gehen ſollte, nicht hervor geht, ſo ſuchen ſie ſich wohl auch durch ein Beywerk zu helfen.

Ein ſolches Beywerk iſt auch mein Geſpräch zwiſchen Regulus und Bodeſtor über Weltliebe und Vaterlandsliebe. Die That des Regulus, ſeine Reden im Rathe und vor dem Volke könnten — das fühlt' ich wohl — die Wirkung eines rachedürſtenden lebensſatten Gemüths eben ſo ſeyn, als die Wirkung der moraliſchen Erhabenheit. Auf die Gründe der Handlung kam hier alles an. Daher der moraliſche Discurs, der mit Recht getadelt wird, weil der Geiſt der Handlung durch die Phyſiognomie derſelben durchblitzen ſoll, wie der Geiſt des Menſchen aus ſeinen Geſichtszügen.

Zenobia.

Ich brütete auf meinem Ruhebette, bald ſchlafend bald wachend, im fürchterlichſten Kopfweh. Für die Leiden des Tages belohnte mich eine einzige Secunde. In einem Nu, wie vom Himmel gefallen, unter einer hierauf gar nicht Bezug habenden Lectüre Leſſings, ging mir der Plan meiner Zenobia aus einander, und theilte ſich von ſelbſt in die Acte. Es wird, hoffe ich, wärmer als jedes meiner Werke werden.

Ich habe nun zum Stoffe meiner Darſtellungen die Zenobia von Palmyra genommen. Ich habe die Anlage auf drey, jedoch ganz für ſich beſtehende, Stücke gemacht. Das erſte, Mäon, iſt bereits vollendet und aufgeführt. Das zweyte wird Longins Tod ſeyn, das dritte Zenobia in Tivoli, wo ſie die Beruhigung im Schooße des Chriſtenthums findet. Im erſten Stücke ſoll ſich die Kraft der Platoniſchen Philoſophie in einem jugendlichen, im zweyten in einem reinen Gemüthe zeigen, und von letzterem der Übergang zum Chriſtianism ſich natürlich ergeben. Ich will bey dem zweyten und dritten das Todte, Unerfreuliche, Unmenſchliche einer herzloſen aufgezogenen Staatsmaſchine am Rö-

miſchen Staat unter Aurelian darſtellen, und die Nothwendigkeit einer energiſchen, aus dem Herzen kommenden Regeneration.

Zenobia rühmte ſich oft, von den Ptolemäern entſprungen zu ſeyn. Sie herrſchte im Nahmen ihrer minderjährigen Söhne Herennianus und Timolaus, Anfangs unter Gallienus, dann unter Claudius, beſiegt von Aurelianus. Die Ägyptier, Araber, Saracenen und Armenier waren ihr verbündet. Claudius ließ ſie herrſchen, weil er mit den Gothen vollauf zu thun hatte.

De Zenobia. Trebell. Pollio.

Vixit regali pompa, more magis Persico. Adorata est more regum Persarum. Convivata est imperatorum more Romanorum. Ad conciones galeata processit cum limbo purpureo, gemmis dependentibus per ultimam fimbriam, media etiam cyclade veluti fibula muliebri adstricta, brachio saepe nudo. — — — Fertur, vel tria vel quatuor milliaria cum peditibus ambulasse. — — — In ministerio eunuchos gravioris aetatis habuit, puellas nimis rarás. — — Historiae Alexandrinae atque orientalis ita perita, ut eam epitomasse dicatur.

De Maeonio. Idem.

Hic consobrinus Odenati fuit, nec ulla re alia ductus, nisi damnabili invidia, imperatorem optimum

interemit, quum ei nil aliud objiceretur praeter filii Herodis delicias. Dicitur autem primum cum Zenobia consensisse, quae ferre non poterat, ut privignus ejus Herodes priore loco, quam filii ejus, Herennianus et Timolaus, principes dicerentur. Sed hic quoque spurcissimus fuit; quare imperator appellatus per errorem, brevi a militibus pro suae luxuriae meritis interemptus est.

De Balista. Treb. Pollio.

Hic igitur vir in tentorio suo cubans, a quodam gregario milite Odenati in Gallieni gratiam dicitur interemptus.

Latrones Syrios, campos arenosos, aquaeductus, camelos, et quidem dromedas, purpuras Indorum, Persicas dracones, tiaras ne obliviscaris.

Templum Solis Eliogabali in Emessa, item in Palmyra.

De Odenate. Treb. Pollio.

Nisi Odenatus, princeps Palmyrenorum, capto Valeriano, fessis Rom. reipublicae viribus, sumpsisset imperium, in Oriente res perditae essent. Quare assumpto nomine primum regali cum uxore Zenobia et filio majore, cui erat nomen Herodes, minoribus, Herenniano et Timolao, collecto exercitu contra Persas profectus est. Nisibin primum et Orientis ple-

raque cum omni Mesopotamia in potestatem recepit, deinde ipsum regem victum fugere coegit; postremo Ctesiphontem usque Saporem et ejus liberos persequutus, captis concubinis, capta etiam magna praeda ad Orientem venit, sperans, quod Macrianum, qui imperare contra Gallienum coeperat, posset opprimere, sed illo jam profecto contra Aureolum et contra Gallienum, eo interempto, filium Quietum interfecit, Balista (ut plerique asserunt) regnum usurpante, ne et ipse posset occidi. — — — Vir — venatu memorabili semper inclytus, qui a prima aetate capiendis leonibus et pardis, ursis, caeterisque sylvestribus animalibus sudorem officii virilis impendit, quique semper in sylvis et montibus vixit, praeferens calorem, pluvias et omnia mala, quae in se continent venatoriae voluptates, quibus duratus solem ac pulverem in bellis Persicis tulit. —

ten der Perſonen, die hierzu oft keinen andern Grund, als die Verlegenheit des Dichters, haben. Noch ein anderer Fehler, ſey es auch ein ſchöner Fehler, iſt das Raiſonniren über Leidenſchaften in dem Munde der vom Affecte ergriffenen Perſonen. Sein Raiſonnement in dieſen Fällen iſt immer pſychologiſch richtig, nur unrichtig in dieſem Munde.

Faust.

Wenn ich einen Faust schreiben wollte, so würde ich, um meinem Princip von Vermeidung der Trostlosigkeit getreu zu bleiben, zum Contrast die Zuflucht nehmen. Ihm gegen über einen demüthigen, einfachen, menschenliebenden, gottesfürchtigen Mönch, einen Freund des Faust. Begünstigt vom Himmel, erführe er den Anschlag der Hölle, und ränge vergebens, ihn zu erhalten. Als Faust zur Hölle fährt, und auch ihn Zweifel ergreifen, erfährt er, daß Faust nicht auf immer verloren sey. So müßte das Stück beruhigend enden.

Faust. Zeige dich mir in deiner Gestalt. — Wie ein Tieger? — Menschen, sag' ich dir, sind furchtbarer. Satan, du lügst! das ist nicht deine Gestalt. Ha, du Scheusal! Ich erkenne dich wohl. Du bist — Schäme dich, Satan, daß du dem Erbärmlichen gleichst! — Und nun! Und nun! Und abermahl! Nimmt dieß Gaukelspiel kein Ende? Wahrheit will ich. Ich will dich sehen in deiner Gestalt.

Satan. Ich habe keine. —

Faust. So bist du in ewigem Flusse! Du bist kein Wesen, ein Unding!

Satan. Was in mir hölliſch iſt, es drückt ſich nicht aus im irdiſchen Stoffe.

Fauſt. Es ſoll des Menſchen Wille Unglaubliches wirken! er kann Berge verſetzen, ſaget man. Mein Wille iſt lebendig; ich will dich ſehen, du Quelle des Böſen! ich will dich ſehen, Satan! ich will! Ha, welch ein Geräuſch!

Satan. Ich habe lange dich ſchon umwehet.

— — — — — — — — — — —

Satan. Loben kann ich euch nicht. Auf der Bahn der Freude ſoll er zur Hölle. Nein! nein! Und wär's ein Tropfen froher Zeit; ich gönne ſie ihm nicht. Sein Weg zur Hölle ſey qualvoll! Er heule mit Seelenangſt auf dem Dornwege der Zweifel!

Wenn der Menſch aufhört Menſch zu ſeyn, da ſtirbt die Leidenſchaft, und die Seele ergreift Reue. Und der Geiſt erkennt, was wahr iſt und was falſch, und wie der Menſch im Dunkeln irret.

Und den Geiſt ergreift Reue — die Reue läutert; der Reine hebet ſich empor! Es ſchwindet die Finſterniß, und in ſeiner Seele wird es Licht! Licht! Licht!

ſo wohl ſchönes Schattenſpiel an der Wand, als Kotzebue's Bayard.

Hätte ich die Volksverſammlung im Coriolan wirklich vorgehen laſſen, einen Sicilius, Junius und Brutus auf der einen, einen Minutius, Furius, Valerius auf der andern Seite, zwey ſtreitende Parteyen, aufgeſtellt, Figuren im ſtärkſten Lichte, die ſpäter hin in Schatten kommen und ganz verſchwinden mußten: wie unwillig hätte ſich der Zuhörer das ganze Stück durch nach Rom geſehnt! Er hätte nicht die Ruhe gehabt, den Gemüthsbewegungen des Coriolan zu folgen.

ſich nie in ſpeculative Philoſophie gewagt, er wäre unſer Shakeſpeare. Wer aber kann ſolchem Reitze widerſtehen? Man will lieber das Schiff leiten, als ſich dem Strom überlaſſen. Man will, was man iſt, ſich mit Bewußtſeyn danken.

Unermeßlichen zur Ahndung, zu dem Glauben an ein Universum. Das Sonett hingegen scheinet uns in seinem, auch für das ungeübte Ohr engbeschränkten scharfbegränzten Raume einzuladen, mittelst Versenkung in die unendliche Fülle, die Einheit des Universums zu suchen und zu finden. Sein ernster, sanfter, gleicher Gang, seine Sparsamkeit des Reimwechsels stimmt das Gemüth zur Erwartung und Feyerlichkeit, seine scharfe Begrenzung bewahrt es vor Zerstreuung, und die Harmonie seines Ganzen hält es in dem vorgezeichneten Zauberkreise fest.

Der Sonettendichter versenkt sich in sein eigenes Gemüth, weil es keine tiefere Fülle gibt. Nur bedarf er, um nicht eintönig zu werden, eines Reichthums an äußeren Anlässen, welcher die Fülle des Gemüthes aufreget, und immer neu erscheinen läßt. Der volle Zauber der Natur und die Begebenheiten der Welt wirkten auf Laurens Sänger; aber er wirkte wieder auf sie zurück, und verbreitete über alles den Goldglanz der Liebe.

Wenn in den kleinen Sonetten ein Unendliches, Unerschöpfliches dargestellt wird, wollen wir sie als ein großes Kunstwerk betrachten. Jenen aber, die gewohnt sind, Gedrucktes nach Klaftern zu messen, diene zum Troste, daß der Sonettendichter, wenn er will, Sonett nach Sonett in Ewigkeit abrollen kann, weil der Faden der Empfindung in ihm nie reißt.

Auch das soll uns nicht anekeln, wenn der Sonettendichter immer von sich spricht. Ist nur seine Individualität rein menschlich, so spricht er zu der Menschheit von der Menschheit.

Was die einen behaupteten, was die andern klagten, war bloß Behauptung, bloß Klage, ihr Urtheil ohne Vordersätze, ihr Gefühl ohne Darstellung der Veranlassungen. Ich kann auf diese Aussprüche nicht Rücksicht nehmen, so lange ich nicht weiß, ob der Grund davon nicht etwa in einer fehlerhaften Individualität ihres Kopfes und Herzens liegt. Wer für Gesunde schreibt, kann den Kranken nicht gefallen, will ihnen nicht gefallen. Leider gibt es Zeiten, wo die Anzahl der Kranken und Kränkelnden größer ist, als die der Gesunden.

Künſtleriſche Beywerke.

Wenn die Künſtler wahrnehmen, daß irgend etwas, welches nach der Abſicht ihres Werkes aus demſelben hervor gehen ſollte, nicht hervor geht, ſo ſuchen ſie ſich wohl auch durch ein Beywerk zu helfen.

Ein ſolches Beywerk iſt auch mein Geſpräch zwiſchen Regulus und Bodeſtor über Weltliebe und Vaterlandsliebe. Die That des Regulus, ſeine Reden im Rathe und vor dem Volke könnten — das fühlt' ich wohl — die Wirkung eines rachedürſtenden lebensſatten Gemüths eben ſo ſeyn, als die Wirkung der moraliſchen Erhabenheit. Auf die Gründe der Handlung kam hier alles an. Daher der moraliſche Discurs, der mit Recht getadelt wird, weil der Geiſt der Handlung durch die Phyſiognomie derſelben durchblitzen ſoll, wie der Geiſt des Menſchen aus ſeinen Geſichtszügen.

Brockmann ſagte mir, er wolle nicht mehr die Klingsberg ſpielen. „Ich bin kein Baron, und unſer Publicum würde mit mir, wenn ich es auch wäre, nicht gleiche Nachſicht (veniam aetatis), wie das Pariſer, haben." — Als ich ihm das nach dem Beyſpiele der Adamberger läugnete, kam's heraus, daß junge Schauſpieler ſich über ihn moquirt. O ihr —! geht hin und ſtudiert dem Meiſter ſeine Künſte ab! Er iſt jünger in ſeinem Alter, als ihr!

Nie will ich dem vergänglichen Zeitgeſchmacke huldigen, ſondern dem, was ich als ſchön erkannte, getreu bleiben; ſo will ich fortfahren, und ſollte ein Chor von Journaliſten ihr Wehe über mich donnern. Ringen will ich nach dem Beyfalle der Edlen. Ob ich ihn erreiche, ob mit Verdienſt — wie kann ich das wiſſen? Genug, wenn mir das Bewußtſeyn bleibt, — meine Tage in dem Streben nach dem hohen Schönen, das auch wahr, das auch gut iſt, verlebt zu haben. Da die Erfahrung lehret, das immer ein Künſtler mehrere erweckt, ſo iſt es noch ein Gewinn für die Kunſt, das die wenigen Männer, welche dieſen Nahmen verdienen, ſich in Deutſchland zerſtreut haben, um nach und nach Talente zu wecken, die ſich immer ſparſamer zeigen.

Wo, außer Weimar, findet ſich ein unvermiſchtes Publicum? etwa in Berlin, wo eine ganze Woche das Donauweibchen mit Nathan dem Weiſen abwechſelt? — oder in München, wo ein Anathem gegen alle verſificirten Stücke

von dem Aldermanne losgeschläudert wird? oder hier? Wir sind nicht besser und nicht schlimmer, als die andern. — Es ist für einen Künstler, dem übrigens ein übergebildeter, und verzärtelter Geschmack noch weher thun kann, als ein roher, ein entzückendes Gefühl, durch Anstrengung und Beharrlichkeit nach und nach ein Publicum zu sich gehoben, veredelt zu haben.

Themistokles wäre ein guter dramatischer Stoff; auch hatte ich hierzu schon einen Plan. Anziehender würde noch das Stück durch den Contrast Griechischer und Persischer Sitten. Allein mir mißfiel der Zug von Falschheit und Verstellung in seinem Charakter. So ließ ich es liegen, obwohl auch hier durch eine feine Behandlung zu helfen wäre.

Man hat, sagt man, in Berlin meinen Regulus zu declamatorisch und ganz und gar nicht poetisch gefunden. Worte ohne Sinn oder in vielen Worten wenig Sinn habe ich, wie ich glaube, nicht geschrieben, also auch nicht declamatorisch. Und ohne Reden einen Senat oder Comitien abhalten zu lassen — ich möchte doch den Berliner sehen, der einen Wiener dieses Kunststück lehren könnte. Daß man aber meinen Regulus nicht poetisch findet, ist mir sehr natürlich. An großen Geistern fallen doch immer Sonderbarkeiten am meisten auf; diese Sonderbarkeiten hält man leicht für den Stempel des Genie's. Ich aber kann auch an dem größten nicht jene Sonderbarkeiten verehren, gehe meinen eigenen Gang — und tröste mich, wie Metell:

Ich habe mir die Sache reif durchdacht;
Wenn mich mein beſtes Wiſſen nur nicht täuſcht,
So muß ſie ſo, darf anders nicht geſchehn.
Wohl kann ich irren, doch ein Andrer auch;
Am beſten iſt's, ich folge meinem Sinn.

Herr von Kotzebue hat mich mit einem Schreiben beehret und mich eingeladen, an einer Zeitung Theil zu nehmen, die er mit Herrn Merkel gemeinſchaftlich heraus gibt. Ich habe aber einen Abſcheu gegen allen Fauſtkampf, und vorzüglich gegen den gelehrten, der heut zu Tage der gröbſte iſt. Ich will in Ruhe leben. Sie mögen ſchreyen über mich, eine Partey, oder beyde. Die wenige Zeit, die ich habe, will ich lieber mit gutem Muthe darauf verwenden, mich vollkommener machen, als meine bisherigen Werke, deren Blößen ich in meinem Kämmerlein doch fühle, mit ſchlechtem Muthe vertheidigen. Andere will ich nicht bekritteln. Quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris. Und am Ende kommt doch nichts heraus, als daß beyde Parteyen ſchweigen, wenn ihre Lungen erſchöpft ſind.

Die Hitze hat die Herren Merkel und Kotzebue zu großen Blößen verleitet. Wenn Göthe und Schiller nicht groß ſind, wer iſt es nach ihnen! Ob der erſte, wie man ſagt, unzugänglich, menſchenfeindlich, übermüthig iſt oder nicht, was geht das mich an? ich kenne nur ſeine Schriften, aus denen ich gelernt habe. Ob er auf ſeinem geſchloſſenen Hof-

und Haustheater meine Stücke geben will oder nicht, darüber bin ich auch schon gleichgültig geworden. Ich werde mich vor ihm nicht erniedrigen, aber auch mich an ihm durch eine Verbindung mit seinen Gegnern nicht versündigen.

Ich habe mich mit den heutigen Genies noch nicht auf die Höhe schwingen können, aus welcher mir das Mißfallen eines Stückes für eine nothwendige Folge seiner Vortrefflichkeit erschiene, und habe noch die Schwachheit, vor jeder Aufführung viele Furcht zu haben.

Herr Iffland hat mich in einem wahrhaft freundschaftlichen Briefe gebethen, den Stoff zu meinen Arbeiten aus den neuern Zeiten zu nehmen. Wo finde ich aber einen, der keine Beziehungen auf die Gegenwart hat? Dieser Rath enthält die höflichste Weigerung, weiters meine Arbeiten aus der alten Geschichte anzunehmen. Ich weiß, daß man dem guten Iffland sogar öffentlich den auf meine Stücke, Regulus und Coriolan, die wohl hier, aber nicht in Berlin unter die Cassastücke gehörten, gemachten Aufwand vorwarf, und mir hat es gewiß so wehe, als ihm, gethan.

Ich gestehe, daß einem Deutschen ein Deutscher Stoff mehr gefallen dürfe, als ein Griechischer oder Römischer. Ich war schon fest entschlossen, mich nun an eine neuere Geschichte zu wagen. Aber noch weiß ich nicht, wo ich eine finde, die sich mit den Zeitumständen so verträgt, daß sie

auf der Bühne geduldet wird. Es ist nichts zu thun, als einen ganz und gar unwichtigen Stoff heraus zu nehmen, und durch die Behandlung zu heben, so viel es sich thun läßt.

Die Ursache, warum Herr v. Kotzebue mich in seinem Freymüthigen so kurz behandelt, ist leicht zu finden. Wie beschämt müßte dieser Mann dastehen, wenn ich seinen Brief, wo er mich so zudringlich um eine bestimmte Scene aus dem Coriolan bittet — er hatte ihn also gelesen —, wo er mich zum zweyten Mahl auffordert, Arbeiter an seiner Zeitung zu werden, mir sogar seine Verehrung bezeigte, drucken lassen wollte. Aber dieser Mann mit dem kühlen Charakter mag sudeln gegen mich, so viel es ihm gefällt, will's Gott, so soll mein Coriolan doch länger leben, als sein Freymüthiger.

Brockmann kann die freundschaftliche Aufnahme, die er bey Iffland in Berlin fand, nicht genug rühmen. Er hat mir so viel von der Pracht der Aufführung des Regulus gesagt, und wie weit sie die hiesige zurück lasse, daß ich sehnlich wünschte, diese Kosten durch ein dem Volksgeschmacke näheres, aber dennoch gutes Stück herein bringen zu können.

Bodostor läßt den Regulus in Römischer Sclavenkleidung, gefesselt und in der Trauerfarbe erscheinen; denn Carthago's Interesse fordert, ihn so mitleidenswürdig als möglich

darzuſtellen, um durch das erregte Mitleid die Auswechſelung der Gefangenen zu bewirken.

In Sclavenkleidung alſo, bloß in der Tunica, und mit Sohlen an den Füßen, und gefeſſelt. Jene, die das nicht antik finden, belieben im Livius des 32ſten Buchs, 59ſtes Kapitel nachzuſehen, wo die von den Carthagern gefangenen Römer ausdrücklich durch ihren Deputirten ſagen: Si videatis catenas, squalorem, deformitatem civium vestrorum, non minus vos ea species moveat.

In der Trauerfarbe, die bey uns die ſchwarze iſt, und wahrſcheinlich auch bey Familientrauern (Staatstrauer waren die vestes sordidae) ſchwarz geweſen iſt, nach dem Verſe des Juvenal: ut renovata saepe clade domus multis in luctibus, inque perpetuo moerore et nigra veste senescant. Warum wären ſonſt die Opferthiere für die Untergötter ſchwarz? Finſter iſt der Orcus und ſchwarz der Höllenfluß. Man könnte es vielleicht lächerlich finden, daß ich mich über Kleinigkeiten ſo weit auslaſſe. Aber ich habe auch über dieſe Kleinigkeiten gedacht; und was man gedacht hat, will man nicht umſonſt gedacht haben. Mehrere haben geſchrieben auf das geduldige Papier, es wären ſo viele Verſtöße gegen das Römerthum in dem Regulus; aber keiner hat etwas Individuelles aufgeführt. Doch es fällt mir bey, Herr Auguſt Wilhelm Schlegel hat in einer mir unbegreiflichen Übereilung geſchrieben, Publius konnte nicht Tribun ſeyn, weil Regulus, ſein Vater, Conſul, und alſo — kein Plebejer war. Als ob zu dieſer Zeit nicht ſchon Conſule aus plebejiſchen Familien gewählt worden wären, und

als ob die Atiliſche Familie nicht in der Folge noch mehrmahls bey'm Livius als plebejiſch erſchiene. Herr A. W. Schlegel hätte aus dem Livius Buch 30. §. 19., und Buch 27. §. 21. einen kräftigern Einwurf machen können, der aber doch aufzulöſen geweſen wäre.

Wenn ich nicht irre, hat ein Berliner Recenſent die Beile in den Bündeln der Lictoren, den purpurfarbigen Mantel des Conſuls, den Purpurſtreif am Kleide des Tribuns auf meine Rechnung geſetzt; — dieſes alles aber fand ſich bey der früher vorgefallenen Vorſtellung in Wien, wo alles nach meiner Angabe eingerichtet war, nicht vor. Auch darüber wäre mit Herrn Iffland zu ſprechen; denn ich bin verſichert, er hat nur aus beſcheidener Gefälligkeit in dieſem Puncte Andern nachgegeben, die ſich als Alterthumskenner rühmten. Ich weiß, daß ich Herrn Iffland eigens geſchrieben habe, das Kleid des Conſuls ſey nur breiter zu verbrämen, der Tribun dürfe ſich — da er keine Magiſtratsperſon iſt, nicht von den übrigen Bürgern unterſcheiden; und daß die Beile nicht in den Bündeln ſeyn dürften, bemerkte ich im Exemplare ſelbſt, weil ſeit Abſchaffung der Königswürde die Magiſtrate ſich die Beile nur außer der Stadt vortragen laſſen durften.

Auf dem Kupfer erſcheinen die Senatoren gerüſtet. Das iſt wahrſcheinlich nur ein Irrthum des Zeichners. In den Comitien erſchien der Römer bewaffnet, darauf habe ich weder hier noch in Berlin angetragen, um nicht zu koſtſpielig zu werden; aber im Senate durfte niemand eine Waffe tragen.

Genug davon. Im Grunde ſind und bleiben alle dieſe Coſtümen doch nur ein Nebenwerk. War es den Künſtlern des Alterthums erlaubt, in ihren Gemählden und Statuen von der Wahrheit der Coſtümen abzuweichen, ſo oft es die Schönheit erforderte: warum ſollten wir, um ſo viel weiter entfernte, ſo ängſtlich ſeyn? Medium tenuere beati.

Balboa hat mehr als Polyxena, weniger als Regulus, durchgängiger, als Coriolan, gefallen. Die Aufführung war unvergleichlich. Ich kann wohl ſagen, daß ich die immer vortreffliche Rooſe ſo herrlich noch nie habe ſpielen ſehen. So zart, ſo innig, ſo ſchön hat ſie geſpielt! Ziegler ſtellte den Pedrarias meiſterhaft dar, den Mann mit allen Tugenden der Chevalerie, den der Haß verdirbt. Jeronimo war Koch. Lange hat die erſten Acte ſo ſanft gehalten, und mäßigte ſo einſichtsvoll ſein Feuer, daß die letzten Acte ſodann ſchon einklingen konnten.

Die Decoration in den zwey letzten Acten war hier ganz vorzüglich. Vom Plafond lief im Hintergrunde von der Rechten zur Linken herab ein in den Felſen gehauener Gang mit Öffnungen, ſo daß die Gehenden bald ſichtbar waren, bald verſteckt; dann führte der Weg hinter die Scene, und ſie kamen vor derſelben noch ſechs bis acht Stufen herab. Unter dem Gange war die Decoration wieder ausgebro-

Corneille und Racine werden von den Franzoſen beyde als gleiche Muſter angeſehen, und doch haben beyde in ihrer letzten Abſicht, welche die Grundregel tragiſcher Kunſt für ihre Nachahmer ſeyn ſollte, nichts Gemeinſames, ſondern ſie gehen ganz verſchiedene Wege. Corneille, wie geſagt, will Erſtaunen erregen und durch Schrecken erſchüttern; Racine will rühren. Beyden war das Höchſte der Kunſt unbekannt, wenn ſie auch unbewußt zuweilen, wie es mancher glückliche tragiſche Moment, manches vortreffliche Werk beweiſen, darnach geſtrebt haben, nähmlich nach der Erhebung des Gemüthes durch den dargeſtellten Sieg eines freyen Geiſtes über die gegen ihn im Kampfe begriffene Welt. Da alſo die abgezogenen Regeln mit dieſem letzten Höchſten, und man darf wohl auch ſagen, Nächſten *) nichts zu thun hatten, was blieb ihnen hernach noch aufzuſtellen, als die bloße äußere Form ohne Leben und Geiſt? Sie erſcheinen wirklich als bloße Schnitte und Leiſten, abgeſchnitten und abgeformt nach dem Zuſchnitte und den Formen jener Werke. Einheit des Orts, der Zeit und der Handlung, durchgängige Reinigkeit, Koſtbarkeit und Pomp der Sprache, Beobachtung des Tones der großen Welt, Ausſchließung alles deſſen, was in derſelben, wenn auch nur aus Convenienz, nicht geſagt oder gethan werden darf, Vermeidung alles Blutvergießens, das und dergleichen ſind die Dinge, nach deren Befolgung oder Nichtbefolgung die Fran-

*) Denn, was iſt faßlicher auch für den gemeinſten Menſchenverſtand, als daß die Kunſt das Leben erheitern, nicht trüben, erheben, nicht niederſchlagen ſoll?

zösischen Kritiker das Urtheil über Tragödien sprechen. Sie sehen nicht einmahl darauf, ob sie den Zweck jener beyder großen Meister, Erregung der Bewunderung oder des Mitleidens, erreichen. Obgleich auch dieses noch immer ein sehr verfehlter Gesichtspunct für die Beurtheilung wäre, weil Bewunderung oder Mitleid in der Tragödie auch zu ganz anderen, als tragischen Zwecken, ja sogar zu entgegen gesetzten dienen können, wie z. B. das Mitleid, um den Menschen trostlos und weichlich statt aufmerksam und gefühlvoll für die Leiden der Menschheit zu machen, oder wie die Bewunderung, um dem Menschen das Zutrauen und den Glauben an sich zu benehmen, statt ihn fester auf sich zu gründen. — Voltaire, der es sich vorgesetzt hatte, Corneille und Racine, jeden nach seinem Geiste, zu übertreffen, jenem einen Brutus und Ödip, diesem Zayre und Tankred entgegen setzte, huldigte nur zum Anscheine jenen Regeln, und setzte sich darüber hinaus, so oft es ihm gelegen kam. Allein Trotz seinen geharnischten Vorreden konnte er sich nicht den dritten Platz in gleicher Reihe mit seinen Vorgängern erhalten; und seine Werke werden in der allgemeinen Meinung der Franzosen tief unter jene Urbilder gestellt. Die Französischen Kritiker sind durch Voltaire's feine Schlauheit, mit welcher er ihren Forderungen auswich, noch aufmerksamer geworden, und jedes beyfallsüchtige Haupt muß sich nun tiefer als je unter dem eisernen Joche ihrer Gesetze beugen. Da diese gar keine Rücksicht auf einen Kern nehmen: ist es ein Wunder, wenn die meisten neueren Französischen Tragödien auch weiter nichts sind, als — taube Schalen?

Was die Anmerkungen betrifft, mit denen ich hier und dort das Werkchen begleitet habe, muß ich ihren Inhalt allein verantworten, und kann nicht verbürgen, ob sich Herr A. W. Schlegel mit den darin enthaltenen Ansichten durchaus vereinige. Gern hätte ich manche herrliche Erweiterung aus desselben Vorlesungen eingeschaltet; aber ich hoffe, daß er uns ein bleibendes Denkmahl seiner Vorträge durch den Abdruck derselben ohnehin nicht versagen werde, zu deren Studium gegenwärtige, nach der Fassungskraft einer mit Deutschen Kunstansichten ganz unbekannten Nation berechnete Schrift als eine leichte Vorbereitung angesehen werden mag.

In dem Anhange liefere ich eine Übersetzung von der Récension dieses Werkchens, welche in Paris im Journal de l'Empire erschienen ist. So lästig mir diese Arbeit war, so gern übernahm ich sie doch, weil es jedem mit mir interessant seyn muß, die Französische Vertheidigungsacte selbst einzusehen, und ich übrigens wahrnahm, daß man hierauf schon hier und dort sehr viel Gewicht legte. Dem, der die Schrift und Gegenschrift im Auszuge gegen einander gehalten sehen will, darf ich einen Aufsatz empfehlen, welcher zu diesem Ende in dem Journale „London und Paris" erschienen ist.

Daß ein Franzose die Werke seines Racine als ein Nationalgut ansieht, und sich zur Vertheidigung desselben verbunden fühlt, kann man rühmlich finden. Sonderbar stechen jene Deutschen dagegen ab, welche einen wohlbewaffneten Kämpfer für die Freyheit der Deutschen Bühne im voraus

als beſiegt und todt erklären, wie ſich nur ein Gegner zeiget; und ſollte ſich auch dieſer Gegner in Widerſprüche verwickeln, und ſollte er die meiſten Anfälle unbeantwortet laſſen, und ſollte er, wo nichts anders nützt, zu bloßen Querſprüngen und Luftſtreichen ſeine Zuflucht nehmen, und ſollte auch aus dem Ganzen eine heimliche Anerkennung der beſtrittenen Kritik hervor gehen.

Recenſent geht davon aus: Herr A. W. Schlegel habe zwar Geiſt, aber mißbrauche ihn aus böſem Willen zu Sophismen. In dieſe müßte man ſich nicht einlaſſen, ſondern gerade zu auf die Reſultate losgehen. Dieſe zielten darauf hinaus, daß Racine kein großer tragiſcher Dichter ſey, was an ſich ungereimt. Man ſieht, er beweget ſich hier in einem offenbaren Zirkel; und dieſe Art der Vertheidigung iſt zwar nicht die gründlichſte, doch die bequemſte.

Er verfällt von einem Widerſpruche in den andern. Bald fürchtet er ſehr viel von dieſer Schrift, wegen des Hanges zur Neuerung, und mißtrauet dem Geſchmacke ſeiner Nation, bald aber erklärt er dieſen wieder für ſo feſt gegründet, daß keine Dialektik ihm etwas anhaben kann. Bald ſoll man über ſolche Gegenſtände gar nicht räſoniren, bey welchen der Verſtand ohnmächtig ſeine Schranken erkennt, und das Gefühl allein entſcheidet, bald ſollen wieder über dieſelben feſte, unwandelbare, durchaus beſtimmte Grundſätze Statt finden, gegen welche alle Kunſt der Dialektik abprallt. Unwandelbar und durchaus beſtimmt ſind nun freylich dieſe Grundſätze, aber, wie wir ſahen, nicht aus dem Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt, nicht einmahl aus

dem eigentlichen Geiſte ihrer Werke geſchöpft, bloße Beſtimmungen äußerer Form nach Autorität und Convenienz. Luſtig iſt es dabey zu ſehen, was Recenſent von der Metaphyſik, Dialektik und überhaupt von Deutſcher Gelehrſamkeit und Deutſchem Geſchmacke für Begriffe hat. — Überhaupt iſt das erſte Blatt faſt ganz inhaltsleer.

Das Wenige, was Recenſent dem Herrn A. W. Schlegel wirklich einwendet, habe ich theils bey Überſetzung der Vergleichung, theils bey Überſetzung der Recenſion ſelbſt zu beleuchten geſucht, und daran eine ſehr leichte Arbeit gefunden.

Wien den 24. April 1808.

Collin.

und Haustheater meine Stücke geben will oder nicht, darüber bin ich auch schon gleichgültig geworden. Ich werde mich vor ihm nicht erniedrigen, aber auch mich an ihm durch eine Verbindung mit seinen Gegnern nicht versündigen.

Ich habe mich mit den heutigen Genies noch nicht auf die Höhe schwingen können, aus welcher mir das Mißfallen eines Stückes für eine nothwendige Folge seiner Vortrefflichkeit erschiene, und habe noch die Schwachheit, vor jeder Aufführung viele Furcht zu haben.

Herr Iffland hat mich in einem wahrhaft freundschaftlichen Briefe gebethen, den Stoff zu meinen Arbeiten aus den neuern Zeiten zu nehmen. Wo finde ich aber einen, der keine Beziehungen auf die Gegenwart hat? Dieser Rath enthält die höflichste Weigerung, weiters meine Arbeiten aus der alten Geschichte anzunehmen. Ich weiß, daß man dem guten Iffland sogar öffentlich den auf meine Stücke, Regulus und Coriolan, die wohl hier, aber nicht in Berlin unter die Cassastücke gehörten, gemachten Aufwand vorwarf, und mir hat es gewiß so wehe, als ihm, gethan.

Ich gestehe, daß einem Deutschen ein Deutscher Stoff mehr gefallen dürfe, als ein Griechischer oder Römischer. Ich war schon fest entschlossen, mich nun an eine neuere Geschichte zu wagen. Aber noch weiß ich nicht, wo ich eine finde, die sich mit den Zeitumständen so verträgt, daß sie

men, ſeinen Gründen immerhin Gegengründe entgegen ſetzen, aber man wird ihn nicht im voraus als einen unbefugten Richter verweigern dürfen. Selbſt wenn er ſich aus ſeinem Geſichtspuncte genöthiget finden ſollte, nach Vergleichung der beyden Phädren, der des Euripides den Vorzug zu geben, könnten ſich die Verehrer des Racine nicht beleidigt finden, da hierdurch der eigentliche Gegenſtand ihrer Bewunderung, nähmlich die unnachahmliche Schönheit ſeiner poetiſchen und harmoniereichen Sprache gar nicht getroffen wird. Ich nahm um ſo weniger Anſtand, die nachfolgenden Bemerkungen heraus zu geben, da zwey ſehr achtungswürdige Franzöſiſche Gelehrte, P. Brumoy und der Abbe Batteux, der erſte in ſeinem Theater der Griechen, der zweyte in den Memoiren der königlichen Academie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, denſelben Gegenſtand ungefähr in gleichem Sinne behandelten. Indeſſen iſt ihre Vergleichung weit weniger entwickelt, als meine. Wenn ich ihren ſinnreichen Bemerkungen etwas Neues beyfügen konnte, rührt es daher, weil die Theorie der ſchönen Künſte und der Poeſie, ſo auch das Studium über den Geiſt des Alterthums ſeit der Zeit, als ſie ſchrieben, Fortſchritte gemacht haben, und mir die Kenntniß aller Theater neuerer Zeiten Gelegenheit gab, viel über die dramatiſche Kunſt zu denken. Wenigſtens ſtrebte ich, dasjenige, was ihre Weſenheit ausmacht, von dem Herkömmlichen, Gewohnheitlichen und von den Vorurtheilen dieſes oder jenes Zeitalters und dieſer oder jener Nation, wodurch die Kunſt auf tauſenderley Art beſchränkt und verſchieden geſtaltet wird, genau zu unterſcheiden.

Es finden sich in den verschiedenen Literaturen Werke, welche, obwohl sie denselben Nahmen führen und zu derselben Gattung gerechnet werden, dennoch von einer ganz ungleichartigen Natur und in so ganz verschiedene Sphären gestellt sind, daß alle Bemühungen, sie nach ihren wesentlichen Eigenschaften zu vergleichen, vergeblich seyn würden. Das haben wir bey dem Versuche, den wir uns vorsetzen, nicht zu befürchten, wenigstens dann nicht, wenn die allgemeine Meinung gegründet seyn sollte. Denn es ist eine gewöhnliche, mit Zuversicht vorgetragene Behauptung Französischer Gelehrten, daß das Theater ihrer Nation, und vorzüglich das tragische, auf denselben Grundsätzen, wie das Theater der Griechen, beruhe, und gleichsam nur die Fortsetzung davon sey, wiewohl unendlich vollkommener. Jedoch haben sich Frankreichs dramatische Autoren nur nach und nach in diese Nebenbuhlerschaft gedrängt gefunden, und anfangs fast ohne ihren Willen. Corneille hatte von der Vortrefflichkeit der Griechischen Bühne kaum eine Vermuthung, und dachte nicht daran, sie nachzuahmen; er hatte, besonders am Anfange seiner Laufbahn, die Spanischen Dichter vor Augen, die sich von der Griechischen Gattung so weit als möglich entfernen. Als er zuletzt sah, daß die Poetik des Aristoteles, wie die andern Werke dieses Philosophen, eines unumschränkten Ansehens genieße, machte er sich daran, hinten nach zu zeigen, daß seine Werke nach den Regeln des Aristoteles eingerichtet seyen, und vollbrachte die Aufgabe, mittelst gewaltsamer Auslegungen, halb und halb. Wäre es ihm aber auch vollständig gelungen, so würde das

die Ähnlichkeit ſeiner Werke mit der Tragödie der Griechen noch nicht beweiſen, da Ariſtoteles ihren wahren Geiſt ganz und gar nicht faßte,*) wenn er anders als der Verfaſſer jener Poetik angeſehen werden kann, deren Text äußerſt verdorben, und nichts als ein Bruchſtück eines ſchlechtverfaßten Auszuges aus dem Originalwerke iſt. Racine befolgte der Regel nach, ſo gut er auch die Griechiſchen Dichter kannte, und ſo ſehr er ſie oft zu benützen wußte, die auf der Bühne hergebrachte Ordnung ſo, wie er ſie vorfand. Wenn er in ſeinen zwey letzten Stücken Chöre einführte, ſo wurde er hierzu mehr aus einer beſonderen Veranlaſſung als durch den Wunſch beſtimmt, ſich den Gewohnheiten der Griechiſchen Bühne zu nähern. Voltaire war der erſte, der mit einer mittelmäßigen Kenntniß der Alten eine Theorie der alten Tragödie zu geben verſuchte. In ſeinen Vorreden erklärt er ſich weitläufig über die Mittel, ſich ihr zu nähern, und das Franzöſiſche Theater zu verbeſſern. In ſeiner Merope wollte er ſogar eine verlorne Griechiſche Tragödie gleichſam von neuem herſtellen. Es wäre intereſſant, zu zeigen, daß ſich Trotz allem dem, nichts ſo Unähnliches und gerade zu entgegen Geſetztes, als die Griechiſche und Franzöſiſche Tragödie, finde; eine Meinung, die wohl nicht ſchwer zu behaupten ſeyn dürfte, wenn man auf die Sache ſelbſt ſehen will, ohne ſich von einigen äußeren und zufälligen Ähnlichkeiten täuſchen zu laſſen.

*) Die Stärke dieſer Bemerkung läßt allerdings erwarten, daß der Verfaſſer ſie bald an einem anderen Orte weiter ausführen werde.

Dieſes bey Seite geſetzt, läßt ſich doch ein Stück eines Franzöſiſchen mit dem eines Griechiſchen Autors recht wohl vergleichen, wenn der erſtere den letzteren als ſein Vorbild ſelbſt anerkennt, wenn er geſteht, aus ihm die vorzüglichſten Schönheiten ſeines Werkes geſchöpft und alſo nur die Abſicht gehabt zu haben, ein von ihm bewundertes Werk den Sitten ſeines Jahrhunderts und dem Geſchmacke ſeiner Nation anzupaſſen. Für den Fall ſelbſt, daß dieſe Aufgabe ihn verleitet hätte, das Originalwerk zu verderben und zu verkleinern, könnte er noch für ſeine Perſon bis auf einen gewiſſen Punct entſchuldigt werden, weil er vielleicht gegen ſeine beſſere Überzeugung handeln mußte. Immer wird der Dichter, vorzüglich der dramatiſche, durch das Publicum beſtimmt; kein Genie kann ſich ganz dem Einfluſſe ſeiner Umgebung entziehen. Nur will ich bemerken, daß man der Regel nach das Verdienſt eines Dichters mit dem ſeiner Sprache, ſeiner Nation und ſeines Jahrhunderts zugleich und in einem beurtheile; die Frage iſt nicht, wie er ſich gebildet hat, ſondern was er geworden. Da wir nun einerſeits wiſſen, daß Euripides der Lieblingsdichter ſeiner Zeitgenoſſen war, andererſeits zuzugeben genöthiget ſind, daß Racine der geſchickteſte und in der hergebrachten Übung der Franzöſiſchen Bühne gewandteſte Autor ſey, der in ſeinem gebildeten Geiſte die hervorſtechendſten, feinſten Züge des Jahrhunderts Ludwigs des XIV. vereinigte, ſo wird unſere Vergleichung des Originals mit der Nachahmung nothwendig ein indirectes Urtheil über den vergleichungsweiſen Werth der Zeitalter, worin Euripides und Racine

lebten, enthalten. Doch müssen wir, das Resultat sey was immer für eines, uns wohl hüthen, aus der Vergleichung von zwey heraus gerissenen Stücken einen allgemeinen Schluß über den Vorzug zu fassen, welcher der tragischen Literatur einer der beyden Nationen einzugestehen wäre. Racine ist der geschätzteste Dichter des Franzősischen Theaters, vielleicht der vollkommenste. Euripides war weder das eine noch das andere in Vergleichung mit seinen Nebenbuhlern auf derselben Laufbahn. Ich weiß ganz wohl, daß die meisten Schriftsteller neuerer Zeit, besonders Franzősische, ihm den ersten Rang unter den Griechischen Tragikern einräumen. Wie ich glaube, stützen sie sich auf den Ausspruch des Aristoteles, der den Euripides den am meisten tragischen Dichter nennet. Das aber will nur sagen, daß er am meisten auf die Erregung des Mitleids wirkt, daß er ein Bild des tiefesten und allgemeinsten Jammers (wie in den Trojanerinnen) aufstellt, aber ganz und gar nicht, daß er der vollendetste tragische Dichter sey.*) Selbst, wenn er es hätte sagen wollen, dürfte uns das Ansehen des Aristoteles nicht blenden. Die unermüdliche Verfolgung des Aristophanes allein kann uns schon überzeugen, daß viele Zeitgenossen in dem Gegenstande der Volksgunst die Entartung der

*) Aristoteles redet davon, daß der Glückswechsel in der Tragödie von einem glücklichen in einen unglücklichen Zustand geschehen müsse. Darauf sagte er: και ο Ευριπιδης, ει και τα αλλα μη ευ οικονομει, αλλα τραγικοτατος γε των ποιητων φαινεται, d. h. und Euripides, wenn er auch das andere nicht gut verwaltet, erscheint doch als der am meisten tragische Dichter.

Kunſt gewahrten. Plato's Vorſchlag, die dramatiſchen Dichter höflich aus ſeiner Republik hinaus zu weiſen, weil ſie zu viel den Verirrungen der Leidenſchaft, zu wenig der Feſtigkeit eines moraliſchen Willens einräumen, und die Männer durch übertriebene Klagen im Unglücke, die ſie den Helden in den Mund legen, weibiſch machen, geht hauptſächlich gegen Euripides und die Dichter, die in ſeinem Geiſte arbeiteten; denn wahrlich, wäre er, z. B. auf den Prometheus des Äſchylus angewandt, ein übelbegründeter Vorwurf geweſen. Wir haben eine Menge Griechiſcher tragiſcher Dichter verloren, die vielleicht von gleicher oder faſt gleicher Vortrefflichkeit als die drey waren, deren Werke einzig nur auf uns kamen; doch können wir noch in dieſen die vorzüglichen Epochen tragiſcher Kunſt von ihrer Entſtehung bis zu ihrem Verfalle klar unterſcheiden. Der Styl des Äſchylus iſt groß, ſtreng, oft hart, der Styl des Sophokles von einer vollkommenen Proportion und Harmonie, der des Euripides endlich glänzend, aber aufgelöſet in ſeiner üppigen Leichtigkeit, und fällt oft in das Manierirte. Ich rede hier nicht vom Style im Sinne der Rhetorik, ſondern ich gebrauche dieſen Ausdruck nach Art der bildenden Künſte. In Griechenland, wo die Entwickelung der ſchönen Künſte durch keine zufälligen Umſtände aufgehalten wurde oder eine falſche Richtung nahm, bemerkt man in dem regelmäßigen Gange der verſchiedenen Künſte die größten Ähnlichkeiten. Äſchylus iſt der Phidias der tragiſchen Kunſt, Sophokles der Polyklet; und jene Epoche der Bildhauerey, wo ſie anfing, von ihrer urſprünglichen Beſtimmung abzu-

Was die Anmerkungen betrifft, mit denen ich hier und dort das Werkchen begleitet habe, muß ich ihren Inhalt allein verantworten, und kann nicht verbürgen, ob sich Herr A. W. Schlegel mit den darin enthaltenen Ansichten durchaus vereinige. Gern hätte ich manche herrliche Erweiterung aus desselben Vorlesungen eingeschaltet; aber ich hoffe, daß er uns ein bleibendes Denkmahl seiner Vorträge durch den Abdruck derselben ohnehin nicht versagen werde, zu deren Studium gegenwärtige, nach der Fassungskraft einer mit Deutschen Kunstansichten ganz unbekannten Nation berechnete Schrift als eine leichte Vorbereitung angesehen werden mag.

In dem Anhange liefere ich eine Übersetzung von der Récension dieses Werkchens, welche in Paris im Journal de l'Empire erschienen ist. So lästig mir diese Arbeit war, so gern übernahm ich sie doch, weil es jedem mit mir interessant seyn muß, die Französische Vertheidigungsacte selbst einzusehen, und ich übrigens wahrnahm, daß man hierauf schon hier und dort sehr viel Gewicht legte. Dem, der die Schrift und Gegenschrift im Auszuge gegen einander gehalten sehen will, darf ich einen Aufsatz empfehlen, welcher zu diesem Ende in dem Journale „London und Paris" erschienen ist.

Daß ein Franzose die Werke seines Racine als ein Nationalgut ansieht, und sich zur Vertheidigung desselben verbunden fühlt, kann man rühmlich finden. Sonderbar stechen jene Deutschen dagegen ab, welche einen wohlbewaffneten Kämpfer für die Freyheit der Deutschen Bühne im voraus

als besiegt und todt erklären, wie sich nur ein Gegner zeiget; und sollte sich auch dieser Gegner in Widersprüche verwickeln, und sollte er die meisten Anfälle unbeantwortet lassen, und sollte er, wo nichts anders nützt, zu bloßen Quersprüngen und Luftstreichen seine Zuflucht nehmen, und sollte auch aus dem Ganzen eine heimliche Anerkennung der bestrittenen Kritik hervor gehen.

Recensent geht davon aus: Herr A. W. Schlegel habe zwar Geist, aber mißbrauche ihn aus bösem Willen zu Sophismen. In diese müßte man sich nicht einlassen, sondern gerade zu auf die Resultate losgehen. Diese zielten darauf hinaus, daß Racine kein großer tragischer Dichter sey, was an sich ungereimt. Man sieht, er beweget sich hier in einem offenbaren Zirkel; und diese Art der Vertheidigung ist zwar nicht die gründlichste, doch die bequemste.

Er verfällt von einem Widerspruche in den andern. Bald fürchtet er sehr viel von dieser Schrift, wegen des Hanges zur Neuerung, und mißtrauet dem Geschmacke seiner Nation, bald aber erklärt er diesen wieder für so fest gegründet, daß keine Dialektik ihm etwas anhaben kann. Bald soll man über solche Gegenstände gar nicht räsoniren, bey welchen der Verstand ohnmächtig seine Schranken erkennt, und das Gefühl allein entscheidet, bald sollen wieder über dieselben feste, unwandelbare, durchaus bestimmte Grundsätze Statt finden, gegen welche alle Kunst der Dialektik abprallt. Unwandelbar und durchaus bestimmt sind nun freylich diese Grundsätze, aber, wie wir sahen, nicht aus dem Wesen der dramatischen Dichtkunst, nicht einmahl aus

dem eigentlichen Geiſte ihrer Werke geſchöpft, bloße Beſtimmungen äußerer Form nach Autorität und Convenienz. Luſtig iſt es dabey zu ſehen, was Recenſent von der Metaphyſik, Dialektik und überhaupt von Deutſcher Gelehrſamkeit und Deutſchem Geſchmacke für Begriffe hat. — Überhaupt iſt das erſte Blatt faſt ganz inhaltsleer.

Das Wenige, was Recenſent dem Herrn A. W. Schlegel wirklich einwendet, habe ich theils bey Überſetzung der Vergleichung, theils bey Überſetzung der Recenſion ſelbſt zu beleuchten geſucht, und daran eine ſehr leichte Arbeit gefunden.

Wien den 24. April 1808.

Collin.

Racine ist der Lieblingsschriftsteller der Franzosen, und Phädra eines seiner Stücke, die am meisten bewundert werden. Man genießt, ohne eine Vergleichung anzustellen, und man gelangt bald dahin, zu glauben, daß der Gegenstand unserer Vorliebe über alle Vergleichung erhaben sey. Französische Leser besonders halten sich vorzüglich an die Einzelnheiten der Sprache und der Versification, und heben aus Werken, die nach ihrer ganzen Wesenheit gefühlt und beurtheilt seyn wollen, nur schöne Stellen heraus. Eine Parallele mit einem Stücke, so über denselben Gegenstand, aber in einer andern Sprache geschrieben ist, kann folglich dadurch nützlich werden, daß sie der Aufmerksamkeit eine ganz entgegen gesetzte Richtung gibt. Schönheiten des Styls und der Verse lassen sich in Werken verschiedener Sprachen nicht unter einander vergleichen; folglich muß die Vergleichung nothwendig die Charaktere und ihre wechselseitigen Verhältnisse, die Kunst, mit welcher die Handlung geführt wird, und den Geist der ganzen Ausführung treffen.

Zur Beurtheilung dieser Puncte, auf welche ich mich ausschließend beschränken werde, ist es nicht nothwendig, der Sprache des Dichters vollkommen mächtig zu seyn. Man kann daher, nachdem man hierüber einen Fremden vernom-

men, ſeinen Gründen immerhin Gegengründe entgegen ſetzen, aber man wird ihn nicht im voraus als einen unbefugten Richter verweigern dürfen. Selbſt wenn er ſich aus ſeinem Geſichtspuncte genöthiget finden ſollte, nach Vergleichung der beyden Phädren, der des Euripides den Vorzug zu geben, könnten ſich die Verehrer des Racine nicht beleidigt finden, da hierdurch der eigentliche Gegenſtand ihrer Bewunderung, nähmlich die unnachahmliche Schönheit ſeiner poetiſchen und harmoniereichen Sprache gar nicht getroffen wird. Ich nahm um ſo weniger Anſtand, die nachfolgenden Bemerkungen heraus zu geben, da zwey ſehr achtungswürdige Franzöſiſche Gelehrte, P. Brumoy und der Abbe Batteux, der erſte in ſeinem Theater der Griechen, der zweyte in den Memoiren der königlichen Academie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, denſelben Gegenſtand ungefähr in gleichem Sinne behandelten. Indeſſen iſt ihre Vergleichung weit weniger entwickelt, als meine. Wenn ich ihren ſinnreichen Bemerkungen etwas Neues beyfügen konnte, rührt es daher, weil die Theorie der ſchönen Künſte und der Poeſie, ſo auch das Studium über den Geiſt des Alterthums ſeit der Zeit, als ſie ſchrieben, Fortſchritte gemacht haben, und mir die Kenntniß aller Theater neuerer Zeiten Gelegenheit gab, viel über die dramatiſche Kunſt zu denken. Wenigſtens ſtrebte ich, dasjenige, was ihre Weſenheit ausmacht, von dem Herkömmlichen, Gewohnheitlichen und von den Vorurtheilen dieſes oder jenes Zeitalters und dieſer oder jener Nation, wodurch die Kunſt auf tauſenderley Art beſchränkt und verſchieden geſtaltet wird, genau zu unterſcheiden.

Es finden ſich in den verſchiedenen Literaturen Werke, welche, obwohl ſie denſelben Nahmen führen und zu derſelben Gattung gerechnet werden, dennoch von einer ganz ungleichartigen Natur und in ſo ganz verſchiedene Sphären geſtellt ſind, daß alle Bemühungen, ſie nach ihren weſentlichen Eigenſchaften zu vergleichen, vergeblich ſeyn würden. Das haben wir bey dem Verſuche, den wir uns vorſetzen, nicht zu befürchten, wenigſtens dann nicht, wenn die allgemeine Meinung gegründet ſeyn ſollte. Denn es iſt eine gewöhnliche, mit Zuverſicht vorgetragene Behauptung Franzöſiſcher Gelehrten, daß das Theater ihrer Nation, und vorzüglich das tragiſche, auf denſelben Grundſätzen, wie das Theater der Griechen, beruhe, und gleichſam nur die Fortſetzung davon ſey, wiewohl unendlich vollkommener. Jedoch haben ſich Frankreichs dramatiſche Autoren nur nach und nach in dieſe Nebenbuhlerſchaft gedrängt gefunden, und anfangs faſt ohne ihren Willen. Corneille hatte von der Vortrefflichkeit der Griechiſchen Bühne kaum eine Vermuthung, und dachte nicht daran, ſie nachzuahmen; er hatte, beſonders am Anfange ſeiner Laufbahn, die Spaniſchen Dichter vor Augen, die ſich von der Griechiſchen Gattung ſo weit als möglich entfernen. Als er zuletzt ſah, daß die Poetik des Ariſtoteles, wie die andern Werke dieſes Philoſophen, eines unumſchränkten Anſehens genieße, machte er ſich daran, hinten nach zu zeigen, daß ſeine Werke nach den Regeln des Ariſtoteles eingerichtet ſeyen, und vollbrachte die Aufgabe, mittelſt gewaltſamer Auslegungen, halb und halb. Wäre es ihm aber auch vollſtändig gelungen, ſo würde das

die Ähnlichkeit ſeiner Werke mit der Tragödie der Griechen noch nicht beweiſen, da Ariſtoteles ihren wahren Geiſt ganz und gar nicht faßte,*) wenn er anders als der Verfaſſer jener Poetik angeſehen werden kann, deren Text äußerſt verdorben, und nichts als ein Bruchſtück eines ſchlechtverfaßten Auszuges aus dem Originalwerke iſt. Racine befolgte der Regel nach, ſo gut er auch die Griechiſchen Dichter kannte, und ſo ſehr er ſie oft zu benützen wußte, die auf der Bühne hergebrachte Ordnung ſo, wie er ſie vorfand. Wenn er in ſeinen zwey letzten Stücken Chöre einführte, ſo wurde er hierzu mehr aus einer beſonderen Veranlaſſung als durch den Wunſch beſtimmt, ſich den Gewohnheiten der Griechiſchen Bühne zu nähern. Voltaire war der erſte, der mit einer mittelmäßigen Kenntniß der Alten eine Theorie der alten Tragödie zu geben verſuchte. In ſeinen Vorreden erklärt er ſich weitläufig über die Mittel, ſich ihr zu nähern, und das Franzöſiſche Theater zu verbeſſern. In ſeiner Merope wollte er ſogar eine verlorne Griechiſche Tragödie gleichſam von neuem herſtellen. Es wäre intereſſant, zu zeigen, daß ſich Trotz allem dem, nichts ſo Unähnliches und gerade zu entgegen Geſetztes, als die Griechiſche und Franzöſiſche Tragödie, finde; eine Meinung, die wohl nicht ſchwer zu behaupten ſeyn dürfte, wenn man auf die Sache ſelbſt ſehen will, ohne ſich von einigen äußeren und zufälligen Ähnlichkeiten täuſchen zu laſſen.

*) Die Stärke dieſer Bemerkung läßt allerdings erwarten, daß der Verfaſſer ſie bald an einem anderen Orte weiter ausführen werde.

Dieſes bey Seite geſetzt, läßt ſich doch ein Stück eines Franzöſiſchen mit dem eines Griechiſchen Autors recht wohl vergleichen, wenn der erſtere den letzteren als ſein Vorbild ſelbſt anerkennt, wenn er geſteht, aus ihm die vorzüglichſten Schönheiten ſeines Werkes geſchöpft und alſo nur die Abſicht gehabt zu haben, ein von ihm bewundertes Werk den Sitten ſeines Jahrhunderts und dem Geſchmacke ſeiner Nation anzupaſſen. Für den Fall ſelbſt, daß dieſe Aufgabe ihn verleitet hätte, das Originalwerk zu verderben und zu verkleinern, könnte er noch für ſeine Perſon bis auf einen gewiſſen Punct entſchuldigt werden, weil er vielleicht gegen ſeine beſſere Überzeugung handeln mußte. Immer wird der Dichter, vorzüglich der dramatiſche, durch das Publicum beſtimmt; kein Genie kann ſich ganz dem Einfluſſe ſeiner Umgebung entziehen. Nur will ich bemerken, daß man der Regel nach das Verdienſt eines Dichters mit dem ſeiner Sprache, ſeiner Nation und ſeines Jahrhunderts zugleich und in einem beurtheile; die Frage iſt nicht, wie er ſich gebildet hat, ſondern was er geworden. Da wir nun einerſeits wiſſen, daß Euripides der Lieblingsdichter ſeiner Zeitgenoſſen war, andererſeits zuzugeben genöthiget ſind, daß Racine der geſchickteſte und in der hergebrachten Übung der Franzöſiſchen Bühne gewandteſte Autor ſey, der in ſeinem gebildeten Geiſte die hervorſtechendſten, feinſten Züge des Jahrhunderts Ludwigs des XIV. vereinigte, ſo wird unſere Vergleichung des Originals mit der Nachahmung nothwendig ein indirectes Urtheil über den vergleichungsweiſen Werth der Zeitalter, worin Euripides und Racine

lebten, enthalten. Doch müſſen wir, das Reſultat ſey was immer für eines, uns wohl hüthen, aus der Vergleichung von zwey heraus geriſſenen Stücken einen allgemeinen Schluß über den Vorzug zu faſſen, welcher der tragiſchen Literatur einer der beyden Nationen einzugeſtehen wäre. Racine iſt der geſchätzteſte Dichter des Franzöſiſchen Theaters, vielleicht der vollkommenſte. Euripides war weder das eine noch das andere in Vergleichung mit ſeinen Nebenbuhlern auf derſelben Laufbahn. Ich weiß ganz wohl, daß die meiſten Schriftſteller neuerer Zeit, beſonders Franzöſiſche, ihm den erſten Rang unter den Griechiſchen Tragikern einräumen. Wie ich glaube, ſtützen ſie ſich auf den Ausſpruch des Ariſtoteles, der den Euripides den am meiſten tragiſchen Dichter nennet. Das aber will nur ſagen, daß er am meiſten auf die Erregung des Mitleids wirkt, daß er ein Bild des tiefeſten und allgemeinſten Jammers (wie in den Trojanerinnen) aufſtellt, aber ganz und gar nicht, daß er der vollendetſte tragiſche Dichter ſey.*) Selbſt, wenn er es hätte ſagen wollen, dürfte uns das Anſehen des Ariſtoteles nicht blenden. Die unermüdliche Verfolgung des Ariſtophanes allein kann uns ſchon überzeugen, daß viele Zeitgenoſſen in dem Gegenſtande der Volksgunſt die Entartung der

*) Ariſtoteles redet davon, daß der Glückswechſel in der Tragödie von einem glücklichen in einen unglücklichen Zuſtand geſchehen müſſe. Darauf ſagte er: και ο Ευριπιδης, ει και τα αλλα μη ευ οικονομει, αλλα τραγικοτατος γε των ποιητων φαινεται, d. h. und Euripides, wenn er auch das andere nicht gut verwaltet, erſcheint doch als der am meiſten tragiſche Dichter.

Kunſt gewahrten. Plato's Vorſchlag, die dramatiſchen Dichter höflich aus ſeiner Republik hinaus zu weiſen, weil ſie zu viel den Verirrungen der Leidenſchaft, zu wenig der Feſtigkeit eines moraliſchen Willens einräumen, und die Männer durch übertriebene Klagen im Unglücke, die ſie den Helden in den Mund legen, weibiſch machen, geht hauptſächlich gegen Euripides und die Dichter, die in ſeinem Geiſte arbeiteten; denn wahrlich, wäre er, z. B. auf den Prometheus des Äſchylus angewandt, ein übelbegründeter Vorwurf geweſen. Wir haben eine Menge Griechiſcher tragiſcher Dichter verloren, die vielleicht von gleicher oder faſt gleicher Vortrefflichkeit als die drey waren, deren Werke einzig nur auf uns kamen; doch können wir noch in dieſen die vorzüglichen Epochen tragiſcher Kunſt von ihrer Entſtehung bis zu ihrem Verfalle klar unterſcheiden. Der Styl des Äſchylus iſt groß, ſtreng, oft hart, der Styl des Sophokles von einer vollkommenen Proportion und Harmonie, der des Euripides endlich glänzend, aber aufgelöſet in ſeiner üppigen Leichtigkeit, und fällt oft in das Manierirte. Ich rede hier nicht vom Style im Sinne der Rhetorik, ſondern ich gebrauche dieſen Ausdruck nach Art der bildenden Künſte. In Griechenland, wo die Entwickelung der ſchönen Künſte durch keine zufälligen Umſtände aufgehalten wurde oder eine falſche Richtung nahm, bemerkt man in dem regelmäßigen Gange der verſchiedenen Künſte die größten Ähnlichkeiten. Äſchylus iſt der Phidias der tragiſchen Kunſt, Sophokles der Polyklet; und jene Epoche der Bildhauerey, wo ſie anfing, von ihrer urſprünglichen Beſtimmung abzu-

weichen und in das Mahleriſche zu verfallen, wo ſie mehr bedacht war, alle einzelnen Züge des regen Lebens zu erfaſſen, als ſich zu dem ſchönen Ideal der Formen zu erheben, eine Epoche, die mit dem Lyſipp begann, entſpricht der Poeſie des Euripides. In dieſer ſind die charakteriſtiſchen Züge der Griechiſchen Tragödie ſchon zum Theil verloſchen; kurz, ſie zeigt den Verfall, und nicht die Vervollkommnung. Euripides erſcheint ſowohl in ſeinen verſchiedenen Stücken, als auch in den einzelnen Theilen derſelben als ein ſehr ungleicher Autor; bald iſt eines von einer hinreiſſenden Schönheit, bald eines von einer gemeinen Ader. Übrigens komme ich darin überein, daß Hippolyt unter ſeinen uns zurück gebliebenen Stücken eines der beſten iſt.*)

Der Gegenſtand beyder Stücke iſt die blutſchänderiſche Liebe der Phädra für ihren Stiefſohn Hippolyt und die Kataſtrophe, welche dieſe Liebe nach ſich zieht. Jede Leidenſchaft, wenn ſie nur hinreichende Stärke hat und von Seelengröße begleitet wird, kann tragiſch werden; wir kennen eine erhabene Tragödie, den Ajax des Sophokles, deren einziger Triebpunct die Schande iſt. Indeſſen ſcheinen

*) Aus dieſer Rückſicht findet ſich die Wahl der zur Vergleichung beſtimmten Stücke vollkommen gerechtfertiget. Aber läugnen läßt es ſich nicht, daß für jemand, der mit ſatyriſchem Geiſte Griechiſche Einfachheit der Unnatur und Ziererey Franzöſiſcher Tragiker entgegen ſtellen wollte, die Vergleichung der Iphigenia auf Aulis des Euripides mit der des Racine eine weit reichere Ausbeute geben würde. Achill iſt noch viel galanter als Hippolyt, und die Koketterie der Eriphile ſpricht ſich noch weit deutlicher als die der Aricia aus.

die Griechiſchen tragiſchen Dichter der zwey erſten Epochen aus ihren Planen ganz die Liebe ausgeſchloſſen, oder ſie doch wenigſtens auf eine untergeordnete und epiſodiſche Art eingeführt zu haben. Der Grund iſt klar: die Tragödie war vorzüglich beſtimmt, die Würde der Menſchheit fühlen zu machen, und konnte ſich daher der Liebe nicht bedienen, die zu den Empfindungen gehört, welche der Menſch mit den Thieren gemein hat. Denn das Alterthum, offen in allem, verhüllte weit weniger die ſinnliche Seite der Liebe, als die Nationen neuerer Zeit, bey welchen ritterthümliche Galanterie und nordiſche Sitten einen weit ehrfurchtsvollern Umgang mit den Weibern allgemein einführten, und bey welchen der Enthuſiasmus des Gemüthes ſich beſtrebt, entweder den ſinnlichen Trieb zu unterjochen, oder ihn durch eine geheimnißvolle Verbindung mit ihm zu reinigen. Darum kann und ſoll die romantiſch gewordene Liebe eine weit größere Rolle in unſeren ernſten und melancholiſchen Werken als in jenen der Alten ſpielen, wo dieſe Leidenſchaft ſich mit ganz natürlichen Zügen nach Art der ſüdlichen Völker zeiget. Aber ſo zart auch die Liebe ſey, iſt ſie doch, ſo lange ſie unſchuldig und glücklich iſt, nur der Gegenſtand einer Idylle. Um ſich zur tragiſchen Höhe zu erheben, muß ſie durch ein unwiderſtehliches Schickſal entſtanden zu ſeyn ſcheinen, und folglich ſich von dem ordentlichen Laufe der Dinge entfernen, ſich im Kampfe mit großen phyſiſchen oder moraliſchen Hinderniſſen befinden, und unglückliche Folgen nach ſich ziehen. Alles dieſes findet ſich in Hippolyts und Phädra's Liebe vereinigt. Nehmen wir ein Volk an, bey wel-

chem die Geſetze der Stiefmutter die Ehe mit dem Stiefſohne erlaubten, ſchon iſt der Stoff nicht mehr tragiſch. Befreyen wir dieſen Vorzug, der dem jungen Manne vor dem Vater gegeben wird, einen Vorzug, der, ſo bald er nicht Grauen erreget, ſich ausſetzt, lächerlich zu werden, noch dazu von allem Widerſtreben der Natur und allen Banden der Pflicht, ſetzen wir einen betagten Mann, der einer Frau die Aufwartung macht, ohne Erhörung zu finden, indeſſen dieſe Frau eben ſo wenig in den Schritten glücklich iſt, mit welchen ſie ſeinem Sohne zuvor kommt, und die Lage iſt ganz komiſch.

Es iſt daher für die Wirkung und Würde der Tragödie äußerſt wichtig, ſtark zu bezeichnen, wie verbrecheriſch die Liebe der Phädra iſt, und die Schrecken der Blutſchande der Einbildungskraft der Zuſchauer immer vor Augen zu halten. Die Strenge der Moral fällt in dieſer Rückſicht mit der poetiſchen Nothwendigkeit in Eines zuſammen. Wir werden ſogleich ſehen, welcher von den beyden Dichtern am beſten dieſe Bedingungen erfüllt.

Die Tragödie des Euripides hat den Titel Hippolyt (der Beynahme στεφανοφορος, Kranzträger, wurde nur, um ſie von einer andern gleiches Nahmens zu unterſcheiden, beygefügt), und wirklich ſtrebt das ganze Werk dahin, die Tugend dieſes jungen Helden zu feyern, und das Mitleid für ſein Unglück zu erregen, wozu Phädra nur ein Werkzeug iſt. In der Hälfte des Stücks iſt ſie ſchon geſtorben, ohne daß hierdurch das Intereſſe ſich auch nur um das Mindeſte erkältet; ja es folgen ſo gar darnach die rüh-

rendſten Scenen. Das Stück des Racine im Gegentheile hieß in den erſten Auflagen Phädra und Hippolyt, dann wurde der letzte Nahme ganz weggelaſſen, und mit Grund; denn Hippolyt und alles, was ihn betrifft, ſind verloſchen und verbleicht, während der Dichter allen Zauber ſeines Pinſels anwandte, um ſeiner Heldinn Grazien und verführeriſche Reitze, Trotz ihrer ungeheuern Verirrung, zu leihen.

Bey Euripides iſt alles in großen Maſſen behandelt; keine kleinlichen Zwiſchentheile, welche die Aufmerkſamkeit zerſtreuen und den Zuſchauer verhindern, alle Verhältniſſe mit einem Blicke zu überſchauen. Die Anlage der Rolle der Phädra iſt von der größten Einfachheit; ſie hat einen einzigen Auftritt, und bleibt auf der Bühne bis zum Augenblicke, wo ſie in den Pallaſt geht, ſich zu tödten. Sie ſpricht nicht zu Hippolyt, der ihr auch kein einziges Wort ſagt, obwohl ſie bey einander ſind, ſie ſieht nicht Theſeus, der erſt nach ihrem Untergange ankommt; beſonders miſcht ſie ſich in keine Staatsgeſchäfte. Alle ihre Bekenntniſſe gehen zwiſchen ihr, ihrer Amme und, nach Griechiſcher Gewohnheit, vor dem Chore vor, welcher aus jungen Trözeniſchen Frauen zuſammen geſetzt iſt. Das iſt ihrem Zuſtande, und man darf ſagen, auch der ſtrengen Scham ganz angemeſſen. Phädra muß das Auge der Männer fliehen; nur in die mitfühlende Seele der Weiber kann ſie ihr tödtlich verwundetes Herz entleeren. Wenn ſie ſich noch, nachdem das düſtere Geheimniß ihr entfuhr, beſonders, nachdem Hippolyt es wußte, erheben konnte, um mit Bewußtſeyn zu handeln, Plane zu machen und Intriguen anzulegen,

ſo war ſie nicht außer ſich, als ſie unterlag; und dann iſt ihr die letzte Entſchuldigung genommen.

Die Phädra des Euripides erſcheint ſchon am Anfange wie ſterbend, ſie wird auf einem Ruhebette heraus gebracht, umgeben von den Weibern, die ſie warten; die Amme geht voraus, und ihre Klagen über die Leiden des menſchlichen Lebens, ſo wie ſie das Alter eingibt, machen einen rührenden Contraſt mit den Seufzern einer hinfälligen Jugend, die ein Übel betraf, dem nur ſie ausgeſetzt iſt. Es iſt ſchwer, jenen, die nicht Griechiſch verſtehen, eine Idee von der Schönheit dieſer Stelle zu geben. Sie iſt in dem Maße geſchrieben, welches in Griechiſchen Stücken den Platz zwiſchen dem Dialog und den eigentlich lyriſchen, d. i. geſungenen Stellen einnimmt. Beſonders, als ſich Phädra den Verirrungen der Phantaſie überläßt, ſind es gebrochene Laute, die zugleich Mattigkeit und Wolluſt aushauchen, und ſchon den tödtlichen Schauer empfinden laſſen, von dem bald die Glieder des unglücklichen Schlachtopfers eiſig erſtarren werden. Auf die dringenden Bitten des Chors wendet die Amme alles an, um der Phädra über den geheimen Grund ihrer Krankheit ein Bekenntniß zu entreiſſen. Es gelingt endlich ihren rührenden Bitten; worauf ſie in Verzweifelung und gleichſam entſchloſſen abgeht, dieſes Unglück nicht zu überleben. Phädra bleibt allein mit dem Chor, und ſpricht mit ihm zu ihrer Rechtfertigung. Ihr Geſpräch iſt voll Scham und Würde, und ſündiget nur durch den gewöhnlichen Fehler des Euripides, durch zu vieles Moraliſiren. Die Amme kommt zurück und hat ihren Entſchluß ge-

ändert, ſie wendet allen Troſt, alle aus der menſchlichen Gebrechlichkeit hergenommenen Entſchuldigungen an; aber Phädra weiſet ſie ſtandhaft von ſich. Endlich geht ſie wieder unter dem Vorwande ab, daß ſie magiſche Mittel kenne, um die Leidenſchaft ihrer Gebietherinn zu heilen. Dieſe prägt ihr ausdrücklich ein, dem Hippolyt von ihren Bekenntniſſen nicht ein Wort zu ſagen. Nach einem hinreiſſenden Chore über die verderbliche Gewalt der Liebe hört Phädra einen Zank, der ſich im Innern des Pallaſtes zwiſchen Hippolyt und der Amme erhebt. Sie erräth ſogleich, was es iſt, und hält ſich verloren. Kurz darauf erſcheint Hippolyt ganz entrüſtet, die Amme folgt nach; er geht bey Phädra, die noch immer auf dem Ruhebette liegt, vorbey, ohne ſie zu ſprechen, ohne nur den Anſchein zu haben, ſie zu bemerken, er ruft Himmel und Erde gegen die Schreckniſſe an, die er nun hörte, weiſet die flehende Amme, die ihn ſeines Schwures, das Stillſchweigen zu halten, erinnert, zurück, drücket ſich in bitteren Schmachreden wider die Weiber überhaupt aus, und geht endlich ab, um eine Wohnung zu verlaſſen, wo er nicht bleiben kann, ohne ſich in ſeinen Augen beſudelt zu glauben, mit dem Entſchluſſe, nur wieder mit ſeinem Vater zurück zu kehren. Phädra iſt keinen Augenblick über das, was ſie zu thun habe, unſchlüſſig. Sie überhäuft ihre Amme mit Verwünſchungen, weiſ't, da dieſe ſie überreden will, ihr Übel ſey nicht rettungslos, allen Rath zurück, und tritt ab, nachdem ſie den Chor ſchwören ließ, ſie nicht zu verrathen, und noch vorher ihren Anſchlag anzeigt, den ſie gefaßt habe, um ihre Ehre und vor-

zuglich die Ehre ihrer Kinder, die von der ihrigen abhinge, zu retten, und ſich wegen der Verachtung des Hippolyt zu rächen.

In dem Stücke des Racine ſcheint die erſte Scene, wo Phädra auftritt, ganz aus dem Griechiſchen genommen; ſie iſt aber nur, ſo zu ſagen, ein Auszug, eine Inhaltsanzeige, die, für ſich genommen, immer noch ſehr ſchön iſt, die aber, gegen das Original gehalten, trocken und mager erſcheint. Die Klagen der Phädra, die Symptomen ihrer Schwäche, die Verwirrungen ihrer Einbildungskraft, das Widerſtreben, ihre Leidenſchaft zu bekennen, alles dieß iſt beſſer in Euripides entwickelt. Racine dankt ihm ſeine bewundertſten Verſe, und iſt nicht immer glücklich in ihrer Veränderung. In dieſen

Que ces vains ornements, que ces voiles me pesent!
Quelle importune main à formé tous ces noeuds,
A pris soin sur mon front d'assembler mes cheveux?

Wie drückt mich eitler Schmuck und dieſe Schleyer!
Welch ungebethne Hand flocht all die Locken,
Und band das Haar mir künſtlich um die Stirne?

nimmt er an, daß Phädra ſich geputzt habe, wahrſcheinlich in der Abſicht, dem Hippolyt zu begegnen. Dazu iſt die Griechiſche Phädra zu krank; ſie begehrt, daß man ihr das Band ihrer Haare auflöſe, weil es ihr Schmerz verurſache. Die Verſe

Dieux! que ne suis-je assise à l'ombre des forêts!
Quand pourrai-je, au travers d'une noble poussiere,
Suivre de l'oeil un char fuyant dans la carriere?

O Götter! säß' ich in der Wälder Schatten!
Wann wird es mir gegönnt, durch edlen Staub
Des Wagens Flug zu schauen auf der Bahn?

sind aus mehrern Strophen des Euripides zusammen gezogen, wo Phädra bald wieder wünschet, Wasser aus der Quelle zu schöpfen, das aus dem Felsen springt, bald das wilde Gebirge durch das Getümmel der Jagd zu beleben, bald junge Renner in die Laufbahn zu führen. Wie sehr zur unrechten Stelle ist folgender Vers aus dem Originale beybehalten worden:

Dans quels égarements l'amour jeta ma mere!
In welchen Wahnsinn stürzte Liebe meine Mutter!

Die Gewohnheit machte die Griechen für das, was in ihrer Mythologie ausschweifend seyn mochte, weniger empfindlich; und überhaupt beleidigt alles das nicht mehr, was einiger Maßen mit religiösen Überlieferungen zusammen hängt. Diese Anspielung geht aber für die Zuschauer neuerer Zeit entweder verloren, oder sie muß, wenn sie auch verstanden wird, ungemein anstößig seyn. Racine will über dieß den Gedanken, daß Phädra's Leidenschaft blutschänderisch sey, so viel er kann, entfernt halten, und die Vergleichung mit der schändlichen Liebe der Pasiphae rückte sie doch allem dem nahe, was der Natur am grellsten widerspricht.

Die falsche Nachricht von Theseus Tode, mit welcher Panope das Gespräch der Phädra und der Önone unterbricht, ist der vorzüglichste Zwischenumstand, den Racine erfand, der eigentliche Angel der Handlung. In der Folge

werde ich zeigen, wie sehr er Theseus in falsches Licht stellt; er hat aber auch auf die übrigen Personen nachtheilige Wirkungen. Immer bleibt es eine Situation, die Verlegenheit erreget, wenn man über den Tod eines Naheangehörigen froh ist, den man nach der bestehenden Moral und allgemeinen Denkart bedauern sollte; kaum wird man dem Vorwurfe der Härte oder Heucheley entgehen. Ein Mann, der über die Erbschaft eines reichen Verwandten entzückt ist, und doch sich über seinen Tod betrübt stellt, gibt eine sehr komische Situation. Wirklich faßt sich auch die Trauer der Phädra über ihren Gemahl sehr kurz, und schränkt sich auf das einzige Wort „Himmel!" ein. Önone entwickelt unverschämt gleich darauf, wie glücklich dieser Umstand für ihre Vereinigung mit Hippolyt sey.

Vivez! vous n'avez plus de reproche à vous faire.
So lebe dann! Kein Vorwurf drückt dich mehr.

Doch glaube ich, daß alle wohlgeschaffenen Seelen Gewissensbisse empfinden würden, wenn eine Person, an welche sie mit heiligen Banden geknüpft waren, und gegen welche sie sich vergangen hatten, sterben sollte, weil dann die Schuld sich nicht mehr vergüten ließe.

Votre flamme devient une flamme ordinaire.
Nichts Ungewöhnlichs hat nun deine Flamme.

Eine gewöhnliche Flamme! desto besser für Phädra, wenn es wahr wäre; doch tausend Mahl schlimmer für den Dichter. Aber ich weiß nicht, woher Önone ihre Logik nahm:

Thésée en expirant vient de rompre les noeuds,
Qui faisoient tout le crime et l'horreur de vos feux.

Durch Theſeus Tod zerriſſen jene Bande,
Die deiner Liebe Schuld und Schrecken waren.

War es eine Blutſchande vorher, ſo iſt es ſicher noch eine nachher; war es keine, ſo war es eine gemeine laſterhafte Leidenſchaft, die nicht verdiente, als eine Wirkung des himmliſchen Zornes dargeſtellt, noch weniger der Stoff einer Tragödie zu werden. Dem ſey wie ihm wolle, Phädra hört die Reden der Önone mit Wohlgefallen an, und willigt ein, mit Hippolyt zu reden, wozu ſie ihren Sohn zum Vorwande nimmt, aber dabey viel ſträflichere Gedanken verräth.

Man bewundert ſehr die zweyte Scene, in der Phädra erſcheint, die Scene der Liebeserklärung. Ohne Zweifel iſt der Vortrag der Heldinn ſehr beredt; das darf uns aber nicht über ſeine Unſchicklichkeit und über den gänzlichen Mangel an feinerem Gefühle blind machen. Einem Weibe, das ſich in dem Augenblicke zu verehelichen gedenket, als ihr Gemahl ſtirbt, wird wenig Zartgefühl zugeſprochen werden, ein Weib, welches ſelbſt zuerſt ihre Liebe einem jungen Manne erklärt, verſetzt ſich in eine ihrem Geſchlechte wenig geziemende Lage; aber was ſoll man erſt von einem Weibe ſagen, die einen faſt göttlichen Heros zum Gemahle hatte, und nun, da ſie kaum ſeinen Tod erfahren hat, ſchon ſeinen tugendhaften Sohn zu verführen läuft, alle Hoffnungen, die dieſer nährt, daß ſein Vater doch noch leben könnte, zurück weiſet, ihm gegen über ſein ruhm-

reiches Andenken herab ſetzt, und dabey gleichſam nur die eheliche Zärtlichkeit fortzuſetzen behauptet, weil der Sohn dem Vater gleiche, indeſſen der Schatten dieſes Gemahls, den ſie durch Ehebruch und Blutſchande beſchimpfen will, ſie wie eine Furie verfolgen ſollte? Was liegt daran, daß ſie ihre Unruhe und Sorge für das Loos ihres Sohnes zum Vorwande nimmt, daß ſie ſinnreiche, ja ſelbſt rührende Wendungen zu gebrauchen weiß, um ihre Gefühle auf eine ſcheinbar unſchuldige und ſolche Art auszudrücken, die ihr für den Fall der Nichterhörung einen Rückzug ſichert! Weil ſie Grazie, Geſchicklichkeit und Beredſamkeit beſitzt, iſt ſie darum minder ſchamlos? Gedenkt man das alles mit dem Übermaße der Leidenſchaft zu entſchuldigen? Aber die Leidenſchaft muß doch noch, und ſtiege ſie auch bis zur Raſerey, den Stämpel einer urſprünglich edlen Seele tragen, der gewiſſe Schritte immer unmöglich bleiben; es wäre dann, man wollte uns das Bild entwürdigter Menſchheit zeigen, was gewiß nicht die Abſicht des Dichters war, da er ſich beſtrebt, uns Phädra, ſo ſehr er kann, anziehend zu machen. Iſt die Poeſie die Kunſt, das Laſter zu ſchminken, dann gebe ich gern zu, daß dieſe Scene große Lobſprüche verdiene, denn die Mehrzahl der Leſer wird unter der Abgeſchliffenheit der Formen und der Eleganz der Verſe das nicht erkennen, was ihr ſonſt äußerſt anſtößig geweſen wäre.

Ohne Zweifel haben leidenſchaftliche Charaktere große Vorrechte in der Poeſie, und das lebhafte Intereſſe, welches ſie erregen, hat gewiſſer Maßen eine moraliſche Seite.

Die Raſerey der Liebe gleicht der Erhebung der Tugend darin, daß ſie zu den Berechnungen des perſönlichen Intereſſe unfähig macht, daß ſie allen Gefahren trotzen und alle Vortheile aufopfern lehrt. Man vergibt einer durch die Leidenſchaft irre geführten Perſon, wenn ſie fremdes Unglück verurſacht, wenn ſie ſich nur ſelbſt nicht ſchont; vielmehr iſt es alſo der Augenblick, den Phädra erwählet, die Gegenwart des Geiſtes, welche ſie zeigt, die Vorſicht, welche ſie anwendet, ſich nicht bloß zu ſtellen, kurz, es iſt nicht das Übermaß, ſondern die Schwäche der Leidenſchaft, welche ich in dem erſten Theile dieſer Erklärung tadle. Sie rührt wirklich in ihrer letzten Rede, wo ſie alle Kunſtgriffe bey Seite legt:

Ah cruel! tu m'as trop entendue!
Je t'en ai dit assez pour te tirer d'erreur.
Eh bien! connois donc Phedre et toute sa fureur:
J'aime! —

Ha, Grauſamer! zu wohl begreifſt du mich!
Ich ſagte g'nug, den Irrthum dir zu nehmen.
Wohlan! erkenn' dann Phädra, ihre ganze Wuth!
Ich liebe! —

Dann nähmlich ſetzt ſie ſich unwiderruflich über alles hinaus, um endlich ihre Liebe auszuhauchen, die ſie nicht mehr zurück zu halten mächtig iſt, und von der ſie ganz, wie von einer neuen Seele, erfüllt wird, welche die ihrige unterjocht.

Ich halte mich bey den Einzelnheiten dieſer Scene nicht auf; nur über folgende Verſe, die als Verſe von einer außerordentlichen Schönheit gerühmt werden, will ich eine Bemerkung machen:

On ne voit point deux fois les rivages des morts,
Seigneur: puisque Thesée a vu les sombres bords,
Envain vous espérez qu'un Dieu vous le renvoye;
Et l'avare Achéron ne lâche point sa proie.

Nicht zwey Mahl ſchauet man die Todesufer:
Da Theſeus ſchon die Unterwelt geſehn,
Hoffſt Rückkehr du von einem Gott vergebens;
Der Acheron hält karg die Beute feſt.

Alle dieſe Pracht iſt an einer Tautologie verſchwendet; denn dieſe Verſe ſagen nichts als: Wenn Theſeus todt iſt, ſo lebt er nicht mehr. Nur dem Hippolyt haben die Schiffe Nachricht von dem Tode ſeines Vaters gebracht. Phädra hat ſeitdem hiervon keine Beſtätigung. Ohne Zweifel wird Theſeus, wenn er geſtorben iſt, nicht mehr zurück kehren, aber gerade darauf kommt es an, zu wiſſen, ob dieſe Nachricht gegründet iſt. Man ſieht wohl, es iſt die äußerſte Begierde der Phädra, ihren Gemahl todt zu wiſſen, und hiervon ihren Stiefſohn zu überzeugen, die ſie ſo ſinnleer ſprechen macht. Außer dem hat ſich der Dichter durch die Anwendung mythologiſcher Phraſen in einen ſonderbaren Widerſpruch verwickelt:

On ne voit point deux fois les rivages des morts.
Nicht zwey Mahl ſchauet man die Todesufer.

Doch hat Herkules dieſe Ufer bey Lebzeiten geſehen, und Theſeus hat hierin ſeinen Waffenbruder nachgeahmt. Phädra ſagt ſelbſt bald darauf:

Je l'aime, non point tel, que l'ont vu les enfers,
Volage adorateur de mille objets divers,
Qui va du Dieu des morts déshonorer la couche.

Ich lieb' ihn, doch nicht jenen, der zu Tausend'
Anbethend flattert, den die Hölle sah
Einst nah'n, selbst Pluto's Lager zu entehren.

Es ist also durch das Beyspiel des Theseus erwiesen, daß man zwey Mahl das Ufer der Todten suchen kann, und daß der geitzige Acheron seine Beute doch von sich läßt. Muß man nicht sagen, daß der Wunsch, ihren Gemahl todt zu glauben, die Phädra vergessen macht, wie er schon ein Mahl aus dem Aufenthalte der Schatten zurück gekommen, und daß sodann die Lust, ihn herab zu setzen, sie vergessen läßt, wie sie ihre vorgehende Behauptung widerlege. *)

Die Phädra des Racine läßt sich durch den ersten schlechten Empfang nicht abschrecken; sie kommt nochmahls zu einem weiteren Versuche zurück. Wir sehen sie am Anfange des dritten Actes die Önone zu Hippolyt senden, und ihr dabey besonders empfehlen, ihn durch den Reitz der Athenienſischen Krone anzuködern. Bey einer durchaus sinnlichen Leidenschaft kann man über die Wahl der Mittel, welche den Besitz des geliebten Gegenstandes verschaffen, gleichgültig seyn; aber Phädra hat für den Charakter des Hippolyt Enthusiasmus gezeigt, sie sollte sich also nur mit dem wahr-

*) Der Kritiker im Journal d'Empire will diese Stelle mit der Verwirrung der Leidenschaft, in der sich Phädra befindet, entschuldigen. Schade, daß man aus dem pretiösen, pompösen, sententiösen, schlußartig zusammenhängenden Vortrage auf keine Geistesverwirrung je schließen könnte.

haften Aufleben der Liebe zufrieden ſtellen. Außerdem zeigt ſie wenig Zärtlichkeit für ihren Sohn, um welchen ſie doch ſo viele Sorge heuchelt, da ſie ihm nicht nur ihren Bruder zum Stiefvater, Vormund und Regenten gibt, ſondern ſogar Hippolyt mit der königlichen Würde bekleiden will. Eine zartfühlende Seele will lieber tadelhaft, als dadurch heuchleriſch erſcheinen, daß ſie Geſinnungen, die ihr heilig ſeyn ſollten, zum Vorwande mißbraucht. Önone kommt zurück, und meldet Theſeus Zurückkunft. Die erſten Reden der Phädra haben hinlänglich Würde; auch ſind ſie größten Theils aus dem Euripides gezogen, und was ſie von der Ehre ihrer Kinder ſagt, iſt faſt wörtlich überſetzt. Nur wäre ſtatt der folgenden Verſe:

Mourons! De tant d'horreurs qu'un trépas me délivre!
Est-ce un malheur si grand que de cesser de vivre?
La mort aux malheureux ne cause point d'effroi.

So laßt uns ſterben!
Tod ſoll von ſo viel Gräuel mich befreyn.
Das Leben enden, iſt's denn großes Unglück?
Den ſchrecket nicht der Tod, der elend iſt.

der erſte Satz allein beſſer geweſen. Alles andere iſt zu viel. Phädra zeigt gerade dadurch, daß ſie ſich mit ſolchen allgemeinen Bemerkungen zum Selbſtmorde aufmuntert, einen ſchwachen Entſchluß, ihn auszuführen. Als ſodann Önone an Phädra, um ſie zu verleiten, daß ſie dem Hippolyt mit der Anklage vorkomme, die Frage ſtellt:

De quel oeil voyez-vous ce prince audacieux?
Und wie erſcheint euch nun der kühne Prinz?

antwortet Phädra

Je le vois comme un monstre effroyable à mes yeux.
Als Ungeheuer, schrecklich meinen Augen.

Einen Augenblick vorher hatte sie die demüthigste und hingegebenste Liebe ausgedrückt; sie sagte zu Önone:

Presse, pleure, gémis, peins lui Phedre mourante;
Ne rougis point de prendre une voix suppliante:
Je t'avoûrai de tout.

Sey dringend, weine, seufze, mahle Phädra sterbend!
Erröthe nicht, den Ton des Flehns zu wählen!
Zu allem, was du thust, bekenn' ich mich.

Was that Hippolyt seit dem, ihren Haß zu verdienen? Ist es seine Schuld, daß Theseus noch lebt? Zwar bleibt in der That eine Möglichkeit vorhanden, er werde sie nicht schonen; aber noch gab er keine Gelegenheit zu dieser Vermuthung, im Gegentheile, er hielt in der Erklärungsscene sehr an sich. Man wird also sagen müssen: sie hasse Hippolyt, weil sie in diesem Augenblicke ihn als Urheber einer Leidenschaft betrachtet, deren Schrecknisse sie, seit dem sie weiß, daß Theseus lebt und zurück gekehrt ist, weit mehr erschüttern. Immer erzeugt dieser unbegründete Wechsel der Gesinnungen den Verdacht, als ob die Furcht eine erstaunliche Macht über die Seele der Phädra ausübe. Sie würde mit mehrerer Würde antworten: „Ich bethe ihn nicht weniger an, wenn er gleich die Macht hat, mich in Schmach und Verzweifelung zu stürzen." Sollte man nicht glauben, daß Phädra einige Zeit ihrer Leidenschaft nur wegen der

Gefahr, nicht wegen des Verbrechens widerſtand, und daß ſie ſich derſelben ſo bald überließ, als ſie es durch Theſeus Tod mit Sicherheit thun zu können glaubte? Racine ſelbſt, der in der Seele ſeiner Heldinn leſen konnte, gibt in der Vorrede zu, daß ſie nie eine Liebeserklärung gewagt haben würde, ſo lange ſie ihren Gemahl lebend glaubte. Die Rede, die ſie an dieſen bey ſeiner Ankunft ſtellt:

Arrêtez, Thesée!
Et ne profanez point des transports si charmants:
Je ne mérite plus ces doux empressements;
Vous êtes offensé. La Fortune jalouse
N'a pas en vôtre absence épargné votre épouse.
Indigne de vous plaire et de vous approcher,
Je ne dois désormais songer, qu'à me cacher.

O halte Theſeus!
Entweihe nicht entzückende Gefühle!
Nicht mehr verdien' ich ſolche ſüße Liebe.
Beleidigt biſt du. Scheler Neid verſchonte,
Seit dem du fern warſt, deine Gattinn nicht.
Unwürdig deiner Liebe, deiner Nähe,
Ziemt mir in Zukunft nur Verborgenheit.

Dieſe künſtlich zweydeutige Rede, durch welche Phädra ſich ſelbſt anzuklagen ſcheint, indeſſen ſie doch nur die Verleumdungen der Önone gegen den Hippolyt vorbereitet, macht ſie als ein intriguantes Weib erſcheinen, die mit dem Bewußtſeyn ihrer Schande einen Vergleich trifft. Die Eiferſuchts-Scene wird gewöhnlich als der Triumph der Rolle der Phädra gehalten. Dieſe Scene erſchüttert allerdings. Wenn man eine Perſon ſo grauſame Leiden, als die ſind, die Phädra außer ſich bringen, erdulden ſieht, vergißt man

alles darüber, was eine Abneigung gegen sie hervor bringen könnte. Die Ausführung der Einzelnheiten ist glänzend, die verwirrten Klagen der Heldinn sind voll Feuer und von einer wahrhaft poetischen Beredsamkeit. Aber wir dürfen nicht vergessen, um welchen Preis das alles erkauft wird. Hierfür mußte die fade Rolle der Aricia eingeschoben,*) und besonders Hippolyt verliebt dargestellt werden; ein Zug, der seinen Charakter verfälscht, und ihn zu der großen Zahl der seufzenden und galanten Helden der Französischen Tragödie gesellet. Unter die schönen Verse hat sich ein unpassender eingeschlichen. Phädra sagt von Hippolyt und Aricia:

Dans le fond des forêts alloient-ils se cacher?
Verbargen sie im dichten Walde sich?

*) Aricia ist nicht nur fade, auch Kokette. Vor mehreren Jahren wurde ich von der Theater-Direction ersucht, die Phädra für die Bühne zu übersetzen. Den ersten Act arbeitete ich mich noch glücklich durch. Als ich aber im zweyten Acte zur Rolle der Aricia kam, war mein Entschluß bald gefaßt; ich warf meine Übersetzung in das Feuer. Noch weiß ich die Stelle, bey welcher mir die Feder aus der Hand sank. Sie war folgende:

Mais de faire fléchir un courage inflexible,
De porter la douleur dans une ame insensible,
D'enchaîner un captif de ses fers étonné,
Contre un joug, qui lui plait, vainement mutiné:
C'est là ce que je veux, c'est là ce qui m'irrite.

Wer sollte nicht von Verachtung gegen ein Weib erfüllt werden, die in der Liebe eines Hippolyt nur die Befriedigung ihres Stolzes zu schätzen weiß? Es ist empörend, daß Hippolyt für eine solche moderne Kokette sich die Eifersucht und die Rache der ihn doch wenigstens aufrichtig liebenden Phädra, den Zorn seines Vaters und einen schrecklichen Tod zuzieht.

Wollte Racine, der uns nur zu oft an den Französischen Hof erinnert, hier eine Probe von Griechischen Sitten geben? Wußte er nicht, wie abgesondert die Griechischen Frauen lebten, so, daß sie kaum aus ihren Gemächern gingen, ohne verschleyert und begleitet zu seyn? Und ein junges Mädchen, eine Prinzessinn, die tugendhafte Aricia, soll an einem von menschlichen Wohnungen weit entfernten Orte ihrem Geliebten ein „Stell dich ein" gegeben haben?

Der Tod der Phädra zögert, und hat weder das Verdienst des Muthes, noch einige Würde; er wird zu einem peinlichen Schauspiele durch die demüthigende Behandlung, die sie erduldet. Vom ersten Acte an versichert sie, daß sie sterben wolle; sie lebt aber bey der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls wieder auf. Im zweyten Acte zieht sie den Degen Hippolyts, um sich die Brust zu durchstoßen; das ist aber ein bloßer Theaterstreich. Im dritten sagt sie zur Önone: „Laßt uns sterben!" sie thut es aber nicht. Im vierten kehrt sie wieder zurück, um Gnade für Hippolyt zu erflehen, steht aber hiervon ab, als sie hört, daß er Aricia liebt, und sagt, nachdem sie ihre eifersüchtige Wuth ausgehaucht hat, zur Önone:

Va, laisse-moi le soin de mon sort déplorable!

Geh, laß mich sorgen für mein Jammerloos!

Hierauf nimmt sie dann wirklich Gift, welches aber so langsamer Natur ist, daß man von seiner Wirkung erst am Ende des fünften Actes hört. Wenn tragische Nothwendigkeit die Zeichnung verbrecherischer Charaktere erfordert,

die dennoch interessant erscheinen sollen, so laßt sie von starker Natur seyn, so stellt sie durch Schwachheit und immerwährendes Wanken nicht unter die Situationen herab, in welche ihre eigenen zügellosen Leidenschaften sie gestürzt haben! Was gibt es Schlechteres, als kühn zum Laster und engbrüstig für die Folgen zu seyn? Wohl kann man auf die Reue der Phädra den Vers des Dryden anwenden:

Ripentance is the virtue of weak souls.

Reue ist die Tugend schwacher Seelen.

Unentschlossen zwischen Rache und Gerechtigkeit entscheidet sie sich immer verkehrt. Sie hat nicht den Muth, den Hippolyt gerade zu anzuklagen, doch läßt sie Önone ihren Gang gehen. Als Theseus so erzürnt ist, daß er gar nichts mehr hören will, empfindet sie Gewissensbisse, und spricht zu Gunsten ihres Sohnes, doch schwach genug. Kaum hat Theseus ein Wort von der Liebe des Hippolyt für Aricia gesprochen, so athmet sie nichts mehr als Rache. Endlich kehrt sie, nachdem sie Gift genommen hat, nochmahls zur Reue zurück, ohne irgend einen neuen Grund; aber dann ist es zu spät, den Hippolyt zu retten. Sie vernichtet ihren Nachruhm und den ihrer Kinder, für welchen sie doch in die ihm gelegte Schlinge eingewilligt zu haben zum Theile behauptet hat.

Die Phädra des Euripides schreibt, ehe sie sich tödtet, einen Brief, worin sie den Hippolyt anklagt, daß er sie mit Gewalt entehrt habe. Sie mußte wohl die Anklage bis zu diesem Äußersten treiben; denn wäre die Ausführung ver-

hindert worden, so wäre kein Beweggrund zum Selbstmorde mehr vorhanden. Sie hält darum ihre Ehre doch für gerettet, weil die Wesenheit der Ehre in einem immer makelfreyen Willen besteht. Racine gefällt sich darin, daß er die Anklage gegen Hippolyt auf die verbrecherische Absicht beschränkt. „Ich wollte," sagt er, „dem Theseus eine Ver„wirrung ersparen, welche ihn den Zuschauern minder an„genehm gemacht haben würde." Ich weiß nicht, ob der Irrthum des Theseus, wenn er sein Weib entehrt hielte, seiner Würde in den Augen Französischer Zuschauer schaden konnte. Aber der Fall ist in beyden Tragödien sehr verschieden. Bey Euripides erfährt man die falsche Anklage erst nach dem Tode der Phädra; der Brief, welcher sie enthält, findet sich an ihrer Hand angebunden, und wird Unheil bringend für Hippolyt. Das ist allerdings eine grausame That; aber ehe sie noch der Zuschauer erfährt, hat die schuldige Frau sich schon selbst gerichtet. Ihr Hauptbeweggrund ist, ihre und ihrer Kinder Ehre zu retten, und sie hat einen hinreichend energischen Charakter, um die Mittel zu wollen, wenn sie den Zweck will. Auch hat sich die Verachtung des Hippolyt gegen seine Stiefmutter unendlich stärker, als bey Racine, ausgesprochen, bey welchem unter diesen königlichen Personen alles mit Höflichkeit vorgeht. Der Hippolyt des Euripides weiset eine schrankenlose Entrüstung in Gegenwart der Phädra, und behandelt sie wie eines der verworfensten Geschöpfe. Phädra's Entschluß, sich den Tod zu geben, kommt schnell wie ein Blitz; man darf annehmen, daß das erste Aufwallen des inneren Sturmes sich gelegt,

und ſie ihre unheilbringende Verleumdung verſchoben haben würde, wenn bis zur Ausführung der That mehr Zeit verfloſſen wäre. Immer können wir von dieſer ihrer That nur auf den Grad ihrer Verzweifelung, nicht auf dasjenige ſchließen, was ſie in einem minder gewaltſamen Zuſtande gethan haben würde.

Doch iſt es gerade dieſer Zug der Griechiſchen Phädra, welcher den Racine, Trotz allem dem, was nun entwickelt wurde, hoffen läßt, die ſeinige minder gehäſſig dargeſtellt zu haben. Er ſagt in der Vorrede: „Ich habe auch Sorge „getragen, ſie etwas minder gehäſſig, als in den Tragödien „der Alten, zu bilden, wo ſie ſich entſchließt, ſelbſt den Hip„polyt anzuklagen. Mir ſchien, die Verleumdung habe et„was zu Niedriges und Schwarzes in dem Munde einer „Prinzeſſinn, die ſonſt ſo edle und tugendhafte Geſinnun„gen hegt. Dieſe Niederträchtigkeit ſchien mir weit ſchickli„cher für die Amme, welcher ein knechtiſcher Hang mehr „zukommt, und die doch nur dieſe falſche Anklage unter„nimmt, um das Leben und die Ehre ihrer Gebietherinn zu „retten. Phädra kiethet hierzu nur die Hände, weil ſich „ihr Gemüth in einer Empörung befindet, die ſie außer „ſich ſetzt; und ſie kommt einen Augenblick darauf, um die „Unſchuld zu rechtfertigen und die Wahrheit zu erklären.“ Ich halte mich bey dieſer Sitte der Höflinge, Niederträchtigkeiten, die man in einer Tragödie nothwendig vorgehen laſſen muß, auf Perſonen von niederem Range zu ſchieben, nicht auf; aber hat denn Racine die allgemeine Regel der Rechte und der Moral vergeſſen, daß jeder als der Urheber

deſſen anzuſehen iſt, was er durch einen Andern thut? und ſagt nicht Phädra klar zur Önone:

Fais ce que tu voudras, je m'abandonne à toi.
Mach, was du willſt! ich überlaß mich dir.

Wahr iſt es, der erſte Vorſchlag, den Hippolyt anzuklagen, kommt von ihrer Vertrauten; aber aller Widerſtand der Phädra beſchränkt ſich auf den Vers:

Moi, que j'ose opprimer et noircir l'innocence?
Ich ſoll die Unſchuld unterdrücken, ſchwärzen?

der ſich nur auf den Widerwillen bezieht, bey der Anklage ſelbſt das Wort zu führen. Noch mehr: bringt man die Anrede gar nicht in Anſchlag, mit welcher ſie den Theſeus empfängt, eine Anrede, die um ſo empörender iſt, je mehr ſie Gegenwart des Geiſtes verräth? — Wenn die Phädra des Racine minder gerade als die des Euripides handelt, ſo müſſen auch ihre Handlungen ganz anders gewürdiget werden, weil ſie noch weit von der letzten Grenze der Verzweifelung entfernt iſt. Noch ſchlimmer iſt es, daß ſie in ihren Schritten ſichtbar von der Furcht geleitet wird, indeſſen die Griechiſche Phädra nichts mehr zu fürchten hat, die Hippolyt nur noch in den Abgrund nachreißt, worein ſie ſich zuerſt ſtürzte.

Ein anderer ſehr gehäſſiger Zug der Phädra des Racine iſt ihr Betragen gegen ihre Vertraute. Im Vorbeygehen geſagt, iſt der Charakter der Önone ganz ohne beſtimmte Züge und ohne Zuſammenhang gezeichnet. Mit Schrecken hört ſie das erſte Geſtändniß ihrer Gebietherinn. Einen Au-

genblick darauf nach der Nachricht vom Tode des Theseus scheint ihr nichts leichter und natürlicher, als Phädra's Verbindung mit ihrem Stiefsohne. Nach der Erklärung gibt sie der Phädra die heilsamsten Rathschläge und ermahnt sie, zur Tugend zurück zu kehren; doch plötzlich, wie sie die Zurückkunft des Theseus erfährt, biethet sie sich selbst zur Anklage des Hippolyt an, sagt aber doch mit unter, ihr Gewissen rege sich dagegen. Endlich in der Eifersuchtsscene, wo wirklich sich Unmöglichkeiten aufhäufen, die sich den Wünschen der Phädra, Falls sie dieselben nähren wollte, entgegen setzen würden, nähmlich, die Liebe Hippolyts für Aricia, sein erster Widerwille gegen seine Stiefmutter, der sich durch den Unwillen über eine lügenhafte Anklage noch vermehrt, die Gegenwart des Theseus und seine durch die Verwirrung, in der er seine Familie antraf, aufgereitzte Aufmerksamkeit, räth Önone ihrer Gebietherinn, ihren Gefühlen keinen Zwang anzuthun, und ihre Liebe als eine menschliche, sehr verzeihliche, und selbst durch das Beyspiel der Götter berechtigte Schwäche anzusehen. Nach diesem Gespräche, welches aus dem Euripides, aber sehr an unrechter Stelle übertragen ist, und ungereimter als gefährlich erscheinen muß, wird Önone von Phädra mit den heftigsten Vorwürfen überhäufet, die aber nur halb verdient sind. „Liebe Önone!" sagte sie am Anfange der Scene; jetzt, ohne daß inzwischen etwas vorgefallen wäre, heißt sie dieselbe ein verwünschenswürdiges Ungeheuer. In dem Griechischen Werke ist die Amme weit schuldiger; sie nur war die Verführerinn, und sprach mit Hippolyt ohne Ein-

willigung der Frau, doch bedient ſich dieſe keines ſo harten Ausdruckes: „Könnteſt du zu Grunde gehen,“ ſagte ſie, „und alle, die ſo geſchäftig ſind, ihren Freunden wider ih„ren Willen auf eine unrechtmäßige Art zu dienen!“ Und dann: „Höre auf zu reden! denn auch vorher haſt du mich „ſchlecht berathen, und das Böſe unternommen; geh nun „weit aus meinen Augen, ſorge du ſelbſt für dich! ich wer„de mein Loos, wie es Ehre erheiſcht, zu beſtimmen wiſ„ſen.“ Um wie viel gemäßigter und edler iſt das, als alle heftigen Vorwürfe der Franzöſiſchen Phädra. Man kann dieſe doch noch in der Eiferſuchtsſcene entſchuldigen, weil ſie ſich da in einer Raſerey der Verzweiflung befindet. Was aber ganz das Urtheil gegen ſie ſpricht, iſt die Art, mit welcher ſie in ihrem letzten Geſtändniſſe die eigenen Fehler auf die Vertraute wälzet. Önone hat ſich ſchon getödtet. Es iſt niederträchtig, eine Perſon anzuklagen, die ſich nicht vertheidigen kann:

La détestable Oenone a conduit tout le reste.
Den Reſt vollbracht' Önone, die Fluchwürd'ge.

Das iſt nicht wahr, da Phädra ſelbſt ihre Liebe erklärte.

Elle a craint, qu'Hippolyte, instruit de ma fureur
Ne découvrit un feu, qui lui faisoit horreur;
La perfide, abusant de ma foiblesse extrême,
S'est hâtée á vós yeux de l'accuser lui-même.

Aus Furcht, daß Hippolyt, belehrt von meinem Wahnſinn,
Die Gluth verrathe, die ihn ſchauern machte,
Hat treulos meine Schwäche ſie mißbraucht,
Und eilte ſelbſt, ihn vor dir anzuklagen.

Hierin war Phädra wenigſtens ihre Mitſchuldige.

Elle s'en est puni, et fuyant mon courroux
A cherché dans les flots un supplice trop doux.

Sie hat ſich ſelbſt geſtraft, und, meinem Zorn' entfliehend,
Zu milden Tod im Schooß des Meers geſucht.

Zu milden Tod! — Welche Härte, von einer Perſon ſo zu reden, die ihrer Jugend wartete, und ihr das ganze Leben durch treu ergeben war. Hat Önone ſich zur Verbrecherinn gemacht, ſo geſchah es aus Anhänglichkeit für ihre Gebietherinn, aus einem weit reinern Gefühle, als blutſchänderiſche Liebe iſt. *)

Gehen wir nun zu Hippolyt über. Die Kritik, welche gegen das Franzöſiſche Werk am häufigſten wiederhohlt wur-

*) Der Kritiker im Journal d'Empire will durchaus: Racine hätte Önone als eine ſchlechte Perſon, als eine alte, vorwitzige, kriechende und ſchmeichelnde Sclavinn vorſtellen wollen. So müßte ſie auch erſcheinen, wenn ſie nach der Äuſſerung des Racine in der Vorrede ausgeführt ſeyn und die harten Worte der Phädra verdienen ſollte. Dann aber wäre dieſe Schlechtigkeit doch noch immer eine unnütze, alſo tadelhaft. Zu der Art, wie Önone in die Handlung einzugreifen hat, genügt eine Perſon von ſchwacher Einſicht und ſchwachem Charakter, die aus blinder Anhänglichkeit an ihre Frau jedes Mittel zur Erfüllung der Wünſche ihrer Gebietherinn ergreift. So nur erſcheint ſie auch gröſten Theils in der Darſtellung. Der Widerſpruch zwiſchen der urſprünglichen Abſicht und der beſſeren Natur des Dichters, die ihn, vielleicht unbewußt, bey der Ausarbeitung von ſeinem Vorſatze ableitete, brachte wahrſcheinlich jenen Mangel an Haltung hervor, den der Verfaſſer tadelt, und der ſich durch eine zu beſonnene Spitzfündigkeit und Liſtigkeit ihrer Reden unter Zügen von Gutmüthigkeit am meiſten äußern möchte.

de, traf immer die Unhaltbarkeit dieſes Charakters. Ich bin verſichert, daß den Racine hierwegen keine Sorge befiel. In der Vorrede ſetzt er als eine an ſich klare Sache voraus, daß der Charakter der Phädra das Glück des Euripidesſchen Stückes gemacht habe. Wußte er denn nicht, daß die ideale Schönheit des Helden, von dem die Tragödie den Nahmen führet, und ſein rührendes Schickſal den Hauptgegenſtand derſelben ausmachen, und Phädra im Plane gleichſam nur das nothwendige Übel iſt? Racine's Muſe war die Galanterie; die Mehrzahl ſeiner Stücke ſchrieb er nur, um liebenswürdige Frauen und den Eindruck darzuſtellen, den ſie auf Männerherzen machen. Was ſollte er mit einem jungen Helden anfangen, der ſich wenig um Weiber bekümmert, die entgegen kommende Art ſeiner Stiefmutter zurück weiſet, und zwar einzig nur zu Folge der Strenge ſeiner Sitten, nicht weil ihn eine andere Liebe beſchäftiget? Racine befolgt alſo in dieſer Hinſicht denſelben Grundſatz, den ſein Nebenbuhler Pradon in ſeiner Zueignungsſchrift an die Herzoginn von Bouillon ſo naiv ausgedrückt hat. „Verwundern Sie ſich nicht," ſagte er, „wenn „Hippolyt Ihnen von jenem wilden Stolze und jener Un„empfindlichkeit, die ihm natürlich war, entblößt erſcheinet; „wie hätte er ſie aber bey den Reitzen Eurer Hoheit beyhe„halten können? Genug, haben ihn die Alten gemahlt, „wie er in Trözene war, ſo ſoll er hier wenigſtens erſchei„nen, wie er in Paris hätte ſeyn müſſen; und das Alter„thum mag es nur vergeben. Dieſer junge Held hätte eine „üble Figur gemacht, wenn er ganz ſtachelig von Griechi-

„ſchen Dornen an einen ſo galanten Hof, als der unſrige, „gekommen wäre." Das will ſagen: Man muß die Helden alter Poeſie traveſtiren, weil ſie zu rauh ſind, um ſie ſo, wie ſie ſind, in einem ſo zarten und feinen Zeitalter vorzuſtellen. Wenn man unter der Leſung der Phädra des Pradon ſich erinnert, welche außerordentliche Aufnahme dieſes lächerlichplatte Stück zu ſeiner Zeit gefunden hat, wie es ſogar der Phädra des Racine, und zwar ſo anhaltend vorgezogen wurde, daß man dieſen Erfolg keiner Cabale zuſchreiben kann, ſo läßt es ſich kaum zweifeln, daß Racine noch zu viel von alter Einfachheit und Kühnheit beybehalten, und dieſes ihm eigentlich geſchadet habe. Nachdem es dem Pradon einmahl gelungen war, einen Stoff, deſſen Stärke und fremdartige Natur den manierirten Künſteleyen widerſtrebet, zu einer Toilettenintrigue herab zu würdigen, hatte er in dieſem, wegen der Reinheit ſeines Geſchmackes und der Größe ſeiner Ideen berühmten Zeitalter ſchon die Mehrheit der Stimmen für ſich. *)

*) Eine beſtimmte Befolgung dieſer oder jener Art von Sitten, könnte man ſagen, ſey zur Erreichung des tragiſchen Endzweckes eine gleichgültige Sache. Ja, ich erinnere mich ſo gar, irgend wo geleſen zu haben: die Franzoſen hätten ganz recht daran gethan, ihren Griechen Franzöſiſche Sitten zu leihen, da man bey den Griechen, wenn ſie Perſer oder Barbaren ſchildern, an dieſen gleichfalls nichts Eigenthümliches und von Griechiſchen Sitten auffallend Abſtehendes wahrnimmt.

Vielleicht haben die Griechen damahliger Zeit keine ſo genaue Bekanntſchaft mit den Sitten der Barbaren gehabt, daß ihnen der Widerſpruch der dargeſtellten und der wirklichen Sitten aufgefallen wäre, Sobald der Verſtand in der Darſtellung einen Widerſpruch

Auch Racine ſchiebt, wiewohl auf eine andere Weiſe, dem wahren Hippolyt einen ſehr wohl erzogenen, ſehr höflichen Prinzen unter, der alle Regeln der Schicklichkeit befolgt, voll ſchöner Geſinnungen und mit Ehrfurcht verliebt iſt, übrigens ein unbedeutender Menſch, ohne emporſtrebende eigenthümliche Kraft. Zwar läßt er den Hippolytus ſelbſt und die andern Perſonen von ſeiner Rauhigkeit, ſeiner heftigen Laune, ſeiner Erziehung in den Wäldern, ſeinem ausſchließenden Geſchmacke für die Jagd und die Kriegsübungen ſprechen; aber es hat dieſes Gerede nicht ſo gar viel

oder Irrthum oder eine Unwahrheit entdecket, iſt es um ihre Wirkung auf das Gefühl ſchon gethan. Nur aus dieſem Grunde müſſen die Sitten nicht ſowohl treu, als ohne auffallenden Widerſpruch mit den als beſtehend bekannten dargeſtellt werden.

Das Wichtigere aber iſt, daß, welche Sitten man auch den tragiſchen Charakteren geben will, ſie einfache ſeyn müſſen, um nicht die Aufmerkſamkeit von dem Weſentlichen auf Zufälligkeiten zu leiten, und reinmenſchliche, d. h. ſolche, die nicht bloßer willkürlicher Convenienz, ſondern einem nothwendigen oder natürlichen Zuſammenhange mit weſentlichen Eigenſchaften des Menſchen ihren Urſprung verdanken. Dieſes darum, weil die Aufmerkſamkeit im Trauerſpiele auf nichts anders gerichtet ſeyn ſoll, als auf die Menſchheit und ihre Schickſale.

Sind nun die Sitten, welche Franzöſiſche Tragiker den urſprünglich Griechiſchen unterſchieben, eben ſo einfach, eben ſo reinmenſchlich? Wer, der nur die moderne Umgangsſprache, dieſes Gewebe von Halbheiten und Falſchheiten, dieſes langweilige Ballſpiel mit Formeln, wo jeder gegebenen Frage ihre beſtimmte gegebene Antwort hingeworfen wird, gehörig erwogen hat, kann dieſe Frage mit „Ja" beantworten? Die Barbaren durften alſo den Griechen danken, wenn ſie von ihnen Griechiſch, d. h. rein-

zu bedeuten, da sein wirkliches Betragen demselben widerspricht. Seine Lebensart, selbst seine Gesinnungen unterscheiden ihn von den andern galanten Prinzen des Racine in nichts.

Das ist noch nicht alles. In der Poesie ist alles relativ; ein Theil des Werkes hebt den andern, oder drückt ihn zurück. Die Regel der Contraste ist hinreichend bekannt; sie greift durch alle schönen Künste. Indem der Französische Dichter den Charakter des Hippolyt aus seiner Natur heraus gesetzt und abgestumpft hat, hob er auch den schönen Con-

menschlich dargestellt wurden; aber die Griechen würden sehr dadurch empört worden seyn, wenn sie sich in moderner Verzerrung, mit allen den lächerlichen, entweder unbedeutenden oder Schwäche und Verderbniß verrathenden Anhängseln der Convenienz dargestellt erblickt hätten.

Mag es seyn, daß, bey den neuen Lebensverhältnissen, Klugheit die neue sogenannte gute Lebensart (bienséance, bon ton) erfordere, d. h. die Kunst, diese Empfindungen zu verhehlen, jene zu heucheln, Unwillen über Schlechtheit in mäßigem, schonendem Tadel auszulispeln, unangenehme Wahrheiten, die sonst nicht Eingang fänden, zu verkleiden, keinen Wunsch lebhaft zu äußern, keiner Thorheit gerade zu widersprechen, nichts durch Kraft und Energie, alles auf den leisen, stillen, krummen, langsamen Wegen der demüthigen Bitten, der listigen Überredung, des egoistischen Übereinkommens einzuleiten u. s. w. Das und nichts anders ist die gute Lebensart bey allen, denen sie bloß Lebensart, Manier, etwas Angelerntes, nichts unmittelbar und natürlich aus einem furchtsamen und weichen Gemüthe Entspringendes ist. Der Edle und Starke verachtet sie im Leben, und der Tragiker verbannt sie aus der Kunst.

traſt auf, der zwiſchen ihm und der Phädra beſtand. Um die Verirrungen einer wollüſtigen und verbrecheriſchen Liebe in volles Licht zu ſetzen, mußte ihnen die unzerſtörbare Ruhe und ſtrenge Reinheit einer jungfräulichen Seele entgegen geſetzt werden. Man gibt keine große Probe von Tugend, wenn man der Verführung eines Weibes widerſteht, indeſſen man eine Andere liebt. Der Hippolyt des Racine iſt aber nicht allein verliebt, er iſt es ſo gar, wie die Königinn, im Widerſtreite mit Pflichten, die er als heilig anerkennt; denn er weiß, daß er die Einwilligung ſeines Vaters nicht erhalten werde. Die Leidenſchaft des Hippolyt, ſo unſchuldig ſie an ſich iſt, wird nicht minder als die der Phädra durch den geglaubten Tod des Theſeus von einer ſtarken Beklemmung befreyt; beyde benützen dieſe Nachricht, Phädra, um dem Hippolyt, Hippolyt, um der Aricia die Liebe zu erklären. Nichts fehlt mehr, als daß auch der hochanſehnliche Theſeus ſeinerſeits in eine unerlaubte Liebe verſtrickt wäre; dem er auch kaum entgeht. Theramenes hat ihn hierwegen in Argwohn; dieſes Mahl half er aber bloß ſeinem Freunde ein Weib entführen. Dieſe geſchwächten Wiedererſcheinungen verurſachen eine ermüdende Eintönigkeit; ſie ſind das wahre Mittel, einem Gegenſtande durch den andern die Farbe zu benehmen, und nichts Hervorſpringendes übrig zu laſſen. Wahr iſt es, daß das Intereſſe nicht getheilt iſt, weil die Leidenſchaft der Phädra durch ihre Gewaltſamkeit die wechſelſeitigen Gefühle des Hippolyt und der Aricia weit zurück drängt; dafür ſind aber dieſe zu einer vollſtändigen Mattigkeit herunter gebracht.

Der Hippolyt des Euripides hingegen hat eine so göttliche Farbengebung, daß man, um ihn würdig aufzufassen, in die Mysterien der Schönheit, so zu sagen, eingeweihet seyn und Griechische Luft eingeathmet haben muß. Man erinnere sich an alles, was uns das Alterthum unter den Bildern einer heroischen Jugend durchaus Vollendetes überlieferte, an die Dioscuren vom Monte Cavallo, an den Meleager und den Vaticanischen Apollo. Hippolyts Charakter nimmt in der Poesie ungefähr dieselbe Stelle ein, wie jene Bildnereyen in der Bildhauerey. Winkelmann sagt, daß unser Geist bey dem Anblicke dieser erhabenen Wesen selbst einen übernatürlichen Schwung nehme, unsere Brust sich erweitere, und ein Theil ihrer so starken und so harmonischen Existenz auf uns überzugehen scheine. Etwas von dem empfinde ich bey Betrachtung des Hippolyt, wie ihn Euripides mahlte. Man bemerkt bey mehreren idealischen Schönheiten des Alterthums, daß die Alten, wenn sie ein erhöhetes Bild menschlicher Natur schaffen wollten, die Züge eines Geschlechtes mit denen des anderen verschmolzen, daß Juno, Pallas, Diana eine männliche Majestät und männlichen Ernst, daß im Gegentheile Apollo, Bacchus und Mercur etwas von den Grazien und der Sanftmuth der Weiber haben. Eben so sehen wir in der heroischen und jungfräulichen Schönheit des Hippolyt das Bild seiner Mutter, der Amazone, und den Wiederschein der Diana, in einem Sterblichen.

Gleich anfangs erscheint er, strahlend von Jugend und Kraft, im sicheren Genusse eines hinaus strebenden und stro-

tzenden Lebens. Von der Jagd kommt er zurück mit ſeinen zahlreichen Geſellen, die, von ihm angefeuert, einen Lobgeſang anſtimmen der Diana, ihr, der ſchönſten der Jungfrauen, die den Olymp bewohnen. Dann nähert er ſich dem Bilde der Göttinn, ihr einen Kranz zu weihen, von ihm ſelbſt aus Blumen geflochten, die er auf der heiligen Matte wählte, welche kein Eiſen und keine Herde verletzen, und auf der nur reine, d. h. von Natur aus tugendhafte Weſen Blumen pflücken dürfen. „Empfange," bethet er, „walstende Gebietherinn, dieſes Band für deine goldenen Haare, das eine fromme Hand dir reicht. Mir allein unter „den Sterblichen iſt es gegönnt, dein Gefährte zu ſeyn, „und mit dir des Geſpräches mich zu freuen; denn ich höre „deine Stimme, wenn dich mein Auge nicht ſieht. Könnte „ich mein Leben enden, wie ich es begonnen!" So glücklich iſt er, daß er keinen andern Wunſch kennet. Dieſer Contraſt iſt auf den ſchrecklichen Glückswechſel, der ihn bedroht, ſehr wohl berechnet. Der Hippolyt des Racine im Gegentheile iſt vom erſten Auftritte an niedergeſchlagen und beklemmt, weil er ſich ſeiner Liebe für Aricia nicht überlaſſen darf.

Der Hippolyt des Euripides könnte, da er unzugänglich für die Reitzungen der Liebe geſchildert iſt, hart und unempfindlich ſcheinen, wenn der Dichter dieſem Vorwurfe nicht zuvor gekommen wäre, indem er ſeine geheimnißvolle Vertrautheit mit der keuſchen Göttinn gleich anfangs mahlet. Nur darum alſo, weil eine reinere, edlere Begeiſterung ſeine ganze Seele erfüllet, haben die irdiſchen Reitze keine

Macht über ihn.*) Ein getreuer Diener ermahnt ihn, auch das Bild der Venus, welche der Diana gegen über geſtellt iſt, auf gleiche Art zu ehren; er aber weigert ſich, weil er die Göttinn verachtet, deren Dienſt ihm der Tugend entgegen geſetzt ſcheinet, er geht in das Haus, ohne ſie zu begrüßen. Hier liegt der Grund ſeines Unglückes, ein Grund, der ganz der Art entſpricht, wie die Alten menſchliche Schickſale anſahen. Nichts, glaubten ſie, ſey dem Menſchen gefährlicher, als zu viel Vertrauen auf eigene Kräfte, die Sorgloſigkeit und der Stolz des Glückes. Ihre Gottheiten waren nur die perſönlichen Mächte der phyſiſchen, intellectuellen und moraliſchen Natur; der Menſch, der ſich nicht demüthig dem Einfluſſe aller unterwürfig erkläre, verkenne folglich ſeine eigentlichen Verhältniſſe. Wenn auch die Gaben, welche die Liebesgöttinn den Sterblichen und überhaupt allen beſeelten Weſen verleihet, den Hippolyt nicht rührten, ſollte er doch Nachſicht mit denjenigen haben, die ihren Reitzen unterliegen. Hätte er einiges Mitleid für den Zuſtand der ſterbenden Phädra gezeigt, hätte er, wenn gleich vor ihr fliehend und ihr alle Hoffnung des Erfolges benehmend,

*) Der Kritiker im Journal d'Empire erwähnt, wie man im Anhange ſehen wird, dieſer feinen Bemerkung des Verfaſſers nicht. Hippolyt iſt für ſinnlichen Reitz unempfindlich, weil eine höhere geiſtige Liebe ihn beſeelet. Sein Frauenhaß, der ſich freylich ungalant, aber feurig und wahr, wie es dem Jünglinge geziemt, ausſpricht, iſt der Haß gegen eine ſeinem Ideale widerſprechende Wirklichkeit. Wenn nach der Meinung des gedachten Kritikers ein ſolcher Charakter einem heutigen Publicum unerträglich wäre, ſo müßte man ein ſolches Publicum — bedauern.

ſie doch von der Furcht, ihre Schande enthüllt zu ſehen, befreyt, ſo wäre ſie vielleicht nicht durch Verzweifelung dahin getrieben worden, ihn anzuklagen und zu verderben. So kann man faſt immer die Dazwiſchenkunft der Götter auf eine Verkettung natürlicher Urſachen zurück führen; doch darf man hierzu nur ſeine Zuflucht nehmen, um eine Dichtung zu rechtfertigen, nie, um ſie zu zerſtören.

Noch iſt zu bemerken, daß, nach der Vorrede der Venus, dieſer Jagdprunk, dieſe Freudengeſänge, dieſes Opfer der Diana das Schauſpiel auf eine beſeelte und prächtige Art eröffnen, gewiß weit anders, als die kalte Unterredung zwiſchen Hippolyt und Theramenes. Ich ſehe den Einwurf, den man mir machen wird, voraus; man wird ſagen, daß dieſes alles mehr der Eröffnung eines Singſpieles gleiche. Es wäre aber ſehr zu loben, wenn ſich das Singſpiel von der Mehrzahl regelmäßiger Stücke nur dadurch unterſchiede, daß es uns eine Menge Dinge ſehen ließe, die uns [illegible]ieſen nur erzählt werden. Ich will hier nicht die bekannten Verſe des Horaz anführen, welche dieſe Meinung unterſtützen. Hauptſächlich muß, was die Grundlage einer dramatiſchen Darſtellung ausmacht, recht klar den Augen der Zuſchauer vorgeführt werden. Da nun hier die ausſchließende Begeiſterung Hippolyts für Diana, die Verachtung der Venus und das beleidigte Gefühl der Göttinn der Triebpunct alles deſſen ſind, was geſchieht, ſo zeigte der Dichter vollkommene Einſicht in ſeine Kunſt, indem er damit anfing, dieſe Umſtände heraus treten zu machen, und die zwey eiferſüchtigen Mächte, die ſich um das Schickſal des Helden

ſtreiten, ſichtbar vorzuführen. Es heißt alle Regeln dramatiſchen Ebenmaßes verkennen, wenn man uns Wirkungen von Urſachen ſehen läßt, die nicht erſcheinen, ſondern nur durch Erzählungen, die wenig Eindruck auf den Geiſt der Zuſchauer machen, zur Kenntniß gebracht werden. Viel leichter begnügt man ſich mit der bloßen Erzählung eines Ereigniſſes, welches man vor den Augen ſich vorbereiten ſah. Ich glaube verſichern zu können, daß die Griechiſchen Dichter immer nach dieſem Grundſatze vorgingen. Auf dem Franzöſiſchen Theater werden oft die Urſachen eben ſo wohl, als die Wirkungen bloß in Erzählung gebracht.

Ich habe ſchon von der zweyten Scene des Hippolyt, von jener nähmlich geſprochen, wo er zurück kommt, nachdem die Amme die Vermittlerinn bey ihm gemacht hat. Ohne Zweifel wird ſie der Mehrzahl der heutigen Leſer hart ſcheinen; denn wirklich verfährt Hippolyt hier ohne Schonung mit Phädra, die zugegen iſt und in einem Zuſtande ſich befindet, der allerdings Mitleid einflößen könnte. Die Kunſt, Worte zurück zu halten, Geſinnungen zu bemänteln, deren wir ſo nöthig haben, um unſern eigenen Augen zu verbergen, wie abſcheulich das allgemeine Verderbniß ſey, war in dem geſellſchaftlichen Leben der Griechen weit weniger ausgebildet. Ihr Umgang war offen; zwiſchen ihnen beſtanden keine Schranken des Ceremoniells und wechſelſeitigen Zwanges, der den Menſchen dem Menſchen verbirgt. Ferner wollte Euripides eine ſtarke moraliſche Schnellkraft darſtellen, die das Laſter mit unwillkürlicher Gewalt zurück treibt. Hippolyt und ſeine Stiefmutter ſtehen bey Na-

eine auf dem Fuße der Etiquette, machen ſich ſchuldige Viſiten; von da aus geräth man nicht ſo leicht dahin, ſich den natürlichen Antrieben zu überlaſſen, darum antwortet Hippolyt, wie er die unnatürliche Leidenſchaft Phädra's gewahrt, mit Höflichkeit und Zurückhaltung. Aber die Art, wie er einen Augenblick darauf, als er ſich mit ſeinem Buſenfreunde Theramenes allein findet, ſeine Gefühle bemeiſtert, ziemt mehr dem reifen Alter eines Weltmannes, als der feurigen Jugend eines Helden. In der Scene des Euripides, von der ich rede, findet ſich der berühmte Vers: „Meine Zunge that den Schwur, nicht aber meine Seele," ein Vers, worüber Ariſtophanes den Dichter zum Beſten hatte, und worin in der That der Geiſtes-Vorbehalt der Caſuiſten im voraus aufgeführt zu ſeyn ſcheint. Nur bemerke ich, daß es immer leicht ſey, eine Stelle gehäſſig auszulegen, wenn ſie abgeriſſen ausgehoben wird. Gewiß wollte Euripides in ſeine Tragödie nichts gegen die Heiligkeit des Eides einfließen laſſen, da Hippolyt lieber ſtirbt, als ſeinen Eid bricht. Er wollte nur ſeinen Helden ſo von Abſcheu über das, was er hörte, durchdrungen zeigen, daß ihm in dem erſten Augenblicke ſelbſt der Eid, das Stillſchweigen zu halten, nicht verbindlich ſcheint. Am Schluſſe hat er ſich ſchon beruhigt und ſagt zur Amme: „Wiſſe, Weib, „daß nur meine Frömmigkeit allein dich rettet! denn wäre „ich nicht durch ſo heilige Bande gefeſſelt, nichts würde mich „aufgehalten haben, alles meinem Vater zu entdecken."

Bey Euripides erſcheint Hippolyt vor ſeinem Vater nicht vor der Anklage, wodurch hernach die Zuſammenkunft

viel auffallender wird. Bey Racine im Gegentheile tritt er mit Theſeus im dritten Acte auf, und bleibt bey ihm bis zur Abreiſe der Königinn. Er beginnt mit Worten von übler Vorbedeutung, da er ſich den zitternden Hippolyt nennt. Warum zittert er bey ſeinem Gefühle der Schuldloſigkeit, da er noch über nichts angeklagt iſt und auch keine Anklage zu fürchten hat? Nur ſeine von dem Vater gemißbilligte Liebe für Aricia könnte der Grund ſeyn; daran aber denkt er nicht in dem Augenblicke, als er ſich das niedrige Beywort beylegt, denn er begehrt nur, von Phädra entfernt zu werden. Jene Scene des Racine, die das Gegenbild der Griechiſchen iſt, in welcher Theſeus ſeinen Sohn verbannt, mit welcher ſie auch nach allen ihren einzelnen Zügen verglichen werden kann, nähmlich die zweyte des vierten Acts, erſcheint recht ſchwach neben dem Originale, beſonders wenn man mehrere Verſe, die vom Euripides ausgezogen oder überſetzt ſind, hinweg ſtreicht. Nicht als wäre der Franzöſiſche Dichter mit Wuth und Schimpf zu ſparſam geweſen. Die wahre Kraft liegt der Sanftmuth näher, als kraftloſe Hitze. Sowohl in der alten Poeſie als Bildhauerey herrſcht ſelbſt in den heftigſten Situationen eine gewiſſe Mäßigung, die von Seelengröße herrührt. Dieſe ſtarken Seelen, ſagte ein großer Kenner des Alterthums, gleichen dem Meere, deſſen Tiefe immer ruhig bleibt, wenn auch die Oberfläche durch Stürme erſchüttert wird. Der Theſeus des Racine ſagt zu ſeinem Sohne, nachdem er ihn gehört hat:

Monstre, qu'a trop long temps épargné le tonnère!
Reste impur des brigands, dont j'ai purgé la terre.

Ha, Ungeheu'r! zu lang verſchont vom Blitzſtrahl!
Unreiner Überreſt des Raubgezüchts,
Von dem mein tapfrer Arm die Welt befreyte!

Er drohet, ihn mit eigner Hand zu tödten, wenn er nicht fürchten würde ſich zu beſudeln, und richtet in Gegenwart ſeines Sohnes die redneriſch erweiterte Verwünſchung an Neptun. Nichts von allem dem thut der Theſeus des Euripides; aber ſeine Worte tragen das Gepräge eines bitteren Schmerzes über die Heucheley ſeines Sohnes, von der er betrogen wurde. Das Urtheil über ihn ſpricht er erſt am Ende einer Stelle aus, womit er die falſche Tugend des Hippolyt entlarvt, und unwiderlegbare Proben ſeines Verbrechens aus einander ſetzt. Die Verwünſchung wurde im erſten Anfalle des Zornes ausgeſtoßen, noch vor der Ankunft des Sohnes. Hauptſächlich ſchadet der Scene des Racine, daß Hippolyt plötzlich von ſeiner Vertheidigung, die allerdings voll Kraft und Würde iſt, zum Bekenntniſſe ſeiner Liebe für Aricia übergeht. Er müßte nicht Verzeihung von ſeinem Vater zu erflehen haben, wenn man nicht auf den Argwohn gerathen ſollte, es ſey dieſes Beweggrundes, nicht ſeiner kindlichen Liebe halber, daß er geduldig alle ihm zugefügten Beleidigungen trägt; beſonders ſollte in dem Augenblicke, wo ſich das Loos des Vaters und Sohnes entſcheidet, ein ſolches untergeordnetes Intereſſe nicht zur Sprache kommen.

Bey Euripides läuft Hippolyt auf die Nachricht von der Ankunft seines Vaters und der Bestürzung, welche der Selbstmord der Phädra im Hause hervorgebracht hat, aus dem Orte, wohin er sich zurück gezogen, herbey. Todt sieht er seine Stiefmutter; und während Theseus schweigend verbleibt, gewinnt er Zeit, ihm zärtliche Worte über dieses unerwartete Unglück zu sagen. Die ersten finsteren Anreden des Vaters bestürzen ihn; als er aber seine Anklage und sein fürchterliches Urtheil gehört hat, gelangt er sogleich wieder zur Ruhe, und antwortet mit einer Rede, die von einer bewundernswürdigen Beredsamkeit und mit dem Muthe der Unschuld erfüllt ist. „Siehst du diesen Himmel und diese „Erde?" sagt er, „was du auch sagen magst, sie fassen kei„nen tugendhaftern Mann als mich." Daher nahm Racine die Idee des so berühmten Verses:

Le jour n'est pas plus pur que le fond de mon coeur.

Der Tag ist nicht so klar als mein Gemüth.

Nachdem er hierauf alle Unwahrscheinlichkeit der Anklage gezeigt hat, endigt er mit den feyerlichsten Schwüren. In dem weiteren Verlaufe der Scene zeigt Hippolyt eine ausserordentlich rührende Mischung von unbeugsamen Stolze und tiefer Wehmuth, nicht so viel über sein Unglück, als über die Verfolgung, welche die Unschuld in seiner Person erleidet. Anfangs scheint er seinen Vater aufbringen zu wollen, er sagt zu ihm: „Mein Vater! dein Betragen setzt „mich in Erstaunen; denn wärest du mein Sohn, ich dein

Vater, getödtet hätte ich dich, nicht durch Verweiſung beſtraft, wenn du es gewagt hätteſt, Gewalt meiner Gattinn anzuthun." Aber bald kehrt er wieder um und bittet um Aufſchub, bis die Zeit die That aufklären werde, bittet ihn, die Wahrſager zu befragen. In Verſuchung, die Anklage auf das ſchuldige Weib zurück zu wälzen, ruft er auf: „O Götter! ſo ſoll ich denn nicht den Mund eröffnen, wenn ihr mich verderbet, ihr, die ich verehre! Nein, ich würde die nicht überreden, die ich ſollte, und würde nur fruchtlos die Eide, die ich ſchwur, brechen." Nun ruft er die ſtummen Zeugen, die Mauern des Pallaſtes auf, richtet ſeine Rede an den Schatten ſeiner Mutter, und ſchämt ſich nicht, darüber zu weinen, daß er ſo verkannt wird. Als aber der Vater den Dienern befiehlt, ihn mit Gewalt wegzutreiben, erklärt er, ſie würden ſich ihm nur mit Gefahr des Lebens nahen. Zum Schluſſe ſagt er ſeinem Vaterlande ein pathetiſches Lebewohl, ruft ſeine geliebte Göttinn an, und bittet ſeine Gefährten, ihm auf ſeiner ſchmerzlichen Flucht bis an die Grenze zu folgen.

Die Alten hatten eine religiöſere Anſicht des Lebens als wir. Sie hielten bey den entſcheidenden Zeitpuncten, mochten ſie nun glücklich oder unglücklich ſeyn, mit ihrer Betrachtung an, und warfen da einen Blick auf Vergangenheit und Zukunft; ja, ſie feyerten dieſe Epoche mit einer gewiſſen Feyerlichkeit. Noch mehr, ſie verwechſelten nie den Heroismus mit Unempfindlichkeit; denn ſie glaubten, daß neben der Seelengröße noch Feldes genug für den Schmerz verbleibe. Wie will man ſonach, daß die ungerech-

te Verdammung des Hippolyt beym Racine die Zuſchauer rühre, nachdem er ſelbſt dadurch nicht erſchüttert wird? Die Verwünſchung des Vaters ſollte ihm die Haare auf dem Kopfe empor ſträuben, vor allem ſollte er ihn beſchwören, ſie zurück zu nehmen; ſtatt deſſen ſcheint er gar nicht darauf aufzumerken. Er antwortet mit kaltem Blute auf die Anklage der Phädra; faſt ſollte man meinen, er glaube gar nicht an Neptun. Die einzige etwas bewegte Stelle des Dialogs iſt folgende:

Hippolyte.

Quel temps à mon exil, quel lieu prescrivez-vous?

Thesée.

Fusses-tu par délà les colonnes d'Alcide,
Je me croirai encor trop voisin d'un perfide.

Hippolyte.

Chargé du crime affreux dont vous me soupçonnez:
Quels amis me plaindront, quand vous m'abandonnez?

Thesée.

Va chercher des amis dont l'estime funeste
Honore l'adultere, applaudisse à l'inceste,
Des traitres, des ingrats, sans honneur et sans loi,
Dignes de protéger un méchant tel que toi.

Hippolyt.

Wie lang ſoll ich verbannt ſeyn, und wohin?

Theſeus.

Und wärſt du außer Herculs Säulen ſchon,
Noch glaubt' ich dir, Verräther, mich zu nah.

Hippolyt.

Von dir mit grauſen Laſters Argwohn ſchwer belaſtet,
Von dir verſtoßen, — weint um mich kein Freund.

Theſeus.

Geh! ſuche Freunde, deren ſchwarze Achtung
Den Ehbruch ehrt, Blutſchande Beyfall ſchenkt,
Verräther, Undankbare, ohne Recht und Ehre,
Werth, einen Schändlichen, wie dich, zu ſchützen.

Dieſe Verſe ſind von ſeltener Schönheit; aber die Idee da-
von gehört dem Euripides. Endlich geht Hippolyt auf eine
durchaus demüthigende und unvortheilhafte Art, ohne ein
Wort auf die Drohung des Theſeus, er wolle ihn mit
Schmach wegjagen, zu antworten, ab, gleichſam als fürch-
tete er die Vollziehung.

Unterdeſſen begreife ich doch, warum der neue Hippo-
lyt ſo gefühllos bey ſeinem Verweiſungs-Urtheile bleibt;
er hat einen Anſchlag im Kopfe, der gerade auf dieſe Ver-
weiſung gebaut iſt. Er will Aricia bereden, mit ihm zu
entfliehen und ſich mit ihm zu verehelichen, will ſich mäch-
tige Beſchützer im Auslande erwecken, und, wer weiß, ſei-
nem Vater, zu Gunſten der Anſprüche der Aricia auf den
Athenienſiſchen Thron, vielleicht gar den Krieg erklären.
Kaum kann folgende Stelle anders verſtanden werden.

De puissants défenseurs prendront notre querelle,
Argos nous tend les bras, et Sparte nous appelle;
A nos amis communs portons nos justes cris!
Ne souffrons pas que Phedre, assemblant nos debris,
Du trône paternel nous chasse l'un et l'autre,
Et promette à son fils ma dépouille et la vôtre.

Ja, mächt'ge Schützer führen unſre Sache.
Uns reicht Argos die Hand, uns ruft Sparta.
Laß uns gerecht vor unſern Freunden klagen,

Nicht dulden, daß, durch unſre Trümmer reich,
Uns Phädra jage von der Väter Thron,
Dem Sohn' verheiße, was ſie uns geraubt!

Gewiß hätte der Hippolyt des Euripides, ob er gleich viel widerſpänſtiger in ſeinen Ausdrücken iſt, ſich nie einen ſolchen Gedanken erlaubt. Geben wir aber dieſen Worten die ſchonendſte Auslegung, nehmen wir an, Hippolyt wolle erſt nach dem Tode ſeines Vaters ſeine und der Aricia Erbſchaft zurück fordern; in jedem Falle, ſelbſt wenn man durch die Scene zwiſchen ihm und Theſeus etwas gerührt worden wäre, iſt man nun über ihn vollkommen beruhiget, weil er bey ſeinem Unfalle einen ſo guten Theil erwählt hat.

L'occasion est belle, il la faut embrasser,

Der Augenblick iſt günſtig, will ergriffen ſeyn,

ſagt er; iſt er auch verwieſen, ſo findet er ſich doch nicht mehr in Anſehung ſeiner Heirath aufgehalten. Bey Euripides wird die fürchterliche Cataſtrophe angezeigt, ohne daß man Hippolyt ſeit ſeinem rührenden Abſchiede mehr geſehen hat, wodurch der Eindruck derſelben weit lebhafter wirkt.

Die Erzählung des Theramenes kann als eine freye Überſetzung oder Nachahmung aus dem Griechiſchen betrachtet werden. Das Hauptverdienſt des neuen Dichters beſteht in der Schönheit der Verſe und der Sprache; und ich habe gleich anfangs bemerkt, daß ich mich über dieſen Theil nicht einlaſſen, ſondern ihn Franzöſiſchen Kritikern überlaſſen werde. Nur das will ich bemerken, daß der poetiſche Schmuck weit häufiger in der Stelle des Racine, als in dem Grie-

chiſchen Originale verſchwendet iſt. Es bleibt immer ein groſſer Unterſchied zwiſchen einer genauen, umſtändlichen und hierdurch mahleriſchen Erzählung, die in einem edlen aber einfachen Style, als der natürlichen Sprache tragiſcher Helden, abgefaßt iſt, und einem pomphaften, mit redneriſchen Übertreibungen überladenen Berichte. Euripides Erzählung gehört zur erſten Gattung, nichts iſt darin zu viel. Alles zielt darauf hinaus, ſehen zu machen, wie dieſes unausweichliche Unglück geſchah. Über dieß iſt es nur ein gemeiner Sclave, der dem Theſeus die Nachricht bringt, und dieſer, der ſeinen Sohn noch immer für ſchuldig hält, gibt auf den erſten Bericht gar kein Zeichen von Reue. Die Erzählung des Racine würde ſich in einem epiſchen Gedichte gut ausnehmen; aber ſie geht über die dramatiſche Grenze hinaus. Ganz am unrechten Orte iſt ſie in dem Munde des Theramenes, welchen der Verluſt ſeines Freundes, ſeinem über den Verluſt des Sohnes bereits gerührten und der ungerechten Verdammung wegen ſchon beſtürzten Vater gegen über, nicht ſo beredt hätte machen ſollen. Die unglückliche Aricia kommt nun auch an, dieſe Erzählung, wie das Ganze überhaupt, zu erkälten. Hippolyt iſt bey ſeinen letzten Worten weit mehr mit ihr, als mit ſeinem Vater und mit dem Wunſche beſchäftigt, daß ſeine Unſchuld von ihr anerkannt werden möchte. Ein Anhängſel der Erzählung läßt uns wiſſen, daß Aricia auf den Körper des Geliebten ohnmächtig hinſank. Das iſt doch Stoff zur Rührung genug im Augenblicke, wo man von den traurigen und unausweichli-

en Schickſalen der Unſchuld und Tugend durchdrungen iſt. Der Dichter konnte freylich nicht vermeiden, von der Aricia unter dieſen Umſtänden Meldung zu machen, aber das iſt nur ein neuer Beweis des Ungeſchickes, eine ſo ſchwache Rolle zwiſchen höhere Intereſſen zu ſchieben.

Bey Racine ſieht man den Hippolyt nicht mehr; bey Euripides wird er ſterbend auf die Bühne gebracht. Obgleich ſeine Frömmigkeit, ſöhnliche Zärtlichkeit und Seelengröße ſich da im größten Lichte zeigen, behalte ich mir doch vor, von dieſem ſchönſten und rührendſten Theile der ganzen Tragödie dann zu ſprechen, wenn ich den Zweck und allgemeinen Eindruck beyder Werke mit einander vergleichen werde.

Noch bleibt uns der Charakter des Theſeus zu prüfen, derjenige, den Racine unter allen am meiſten mißhandelt hat. Damit die Situation, worein er ſich geſetzt findet, nicht der Würde eines ſo hochberühmten Helden ſchade, damit die verbrecheriſche Leidenſchaft der Phädra, ihre Bemühungen, den Hippolyt zu verführen, und die Gewaltthat, die dem letztern angedichtet wird, mit allem Abſcheu gefühlt werden, muß Theſeus als Gemahl und Vater Ehrfurcht gebiethend erſcheinen, und nicht ſelbſt dieſe heiligen Züge durch eigene Laſter verlöſchen. Gerade das Gegentheil that Racine. Schon in der erſten Scene erlaubt ſich Theramenes eine beleidigende Muthmaßung über die Urſache ſeiner Abweſenheit:

Qui sait même, qui sait, si le roi votre pere
Veut, que de son absence on sache le mystere?
Et si, lorsqu'avec vous nous tremblons pour ses jours,
Tranquille et nous cachant de nouvelles amours
Ce heros n'attend point, qu'une amante abusée ——

Wer weiß, ob auch der König, euer Vater,
Den Schleyer ſeiner Reiſe heben will?
Und ob, indeß wir für ſein Leben zittern,
Der Held nicht, eine neue Liebſchaft bergend,
Nun ruhig harrt, bis die betrogne Schöne ——

Hippolyt ſelbſt, der zwar ſeinen Freund aus angeblicher Ehrfurcht vor ſeinem Vater unterbricht, kommt nichts weniger darauf zurück, das Betragen des Theſeus über den nähmlichen Punct zu tadeln:

Mais quand tu recitois des faits moins glorieux,
Sa foi partout offerte et reçue en cent lieux,
Hélene à ses parents en Sparte dérobée,
Salamine témoin des pleurs de Peribée,
Tant d'autres, dont les noms lui sont même échappés,
Trop crédules esprits que sa flamme a trompés!
Ariane aux rochers contant ses injustices,
Phedre enlevée enfin sous des meilleurs auspices —

Doch wenn du Thaten mindern Ruhms erwähnteſt:
Wie Lieb' er überall verhieß, erhielt,
Den Ältern Helena in Sparta raubte,
Wie Salamis in Thränen Periböa ſah,
Wie ſo viel Andre, längſt von ihm vergeſſne,
Er hinterging, weil ſie zu leicht ihm glaubten,
Wie Ariadne Felſen laut ſein Unrecht klagte,
Wie Phädra ſelbſt zu beſſerm Glück' entführt —

Dieſes Verzeichniß verführter und verlaſſener Weiber nimmt kein Ende; doch hat Hippolyt klüglich ſeine Mutter

ausgelaſſen. Er moraliſirt ſehr gut; aber er konnte ſich eine vernünftige Lebensart vorſetzen, ohne der Verirrungen ſeines Vaters zu erwähnen, da ihn ſchon ſeine eigene Geburt beſtimmen ſollte, hierüber einen Schleyer zu werfen. Noch mehr ſetzt ſich Theramenes in ſeiner Antwort über alle Schicklichkeit hinaus. Er redet ſeinem Zöglinge zu, ſich einer Neigung zu überlaſſen, die dieſer aus Ehrfurcht vor ſeinem Vater beſtreiten zu müſſen glaubt.

Ah, Seigneur! si votre heure est une fois marquée,
Le ciel de nos raisons ne sait point s'informer.
Thésée ouvre vos yeux en voulant les fermer,
Et sa haine, irritant une flamme rebelle,
Prête à son ennemi une grace nouvelle.
Enfin d'une chaste amour pourquoi vous effrayer?
S'il a quelque douceur, n'osez-vous l'essayer?

O Herr! iſt deine Stunde dir beſtimmt,
So fragt der Himmel nicht nach deinen Gründen.
Theſeus hat ſelbſt die Augen dir geöffnet,
Indem er ſie dir klug verſchließen wollte.
Noch mehr erregt ſein Haß die junge Flamme,
Und leihet ſeiner Feindinn neuen Reiz.
Warum auch ſchreckt dich deine keuſche Liebe?
Und iſt ſie ſüß, warum ſie nicht verſuchen?

Man ſieht, dieſer Hof iſt ſchon nahe daran, galant zu werden, weil die Hofmeiſter den jungen Prinzen hier ſchon den Fatalism der Liebe predigen:

En croirez-vous toujours un farouche scrupule?
Craint-on de s'égarer sur les traces d'Hercule?

So wollt ihr ewig ſcheuen Zweifeln folgen?
Verirrt man ſich wohl auch auf Hercul's Bahn?

Kein unglücklicheres Beyſpiel hätte Theramenes wählen und anführen können, um eine furchtſame und zärtliche Liebe zu rechtfertigen. Die Bahn des Hercules in dieſer Gattung könnte weit führen; dieſer Held beſtand ſeine erſte Probe mit den fünfzig Töchtern des Thespius, war in Weiberkleidern Sclave der Omphale, verſetzte eine Stadt in Glut und Blut, um Jole zu entführen, und endigte als Opfer einer gegründeten Eiferſucht der Deianira.

Quels courages Vénus n'a-t-elle pas domtés!
Vous-même, où seriez-vous, vous qui la combattez,
Si toujours Antiope à ses lois opposée,
D'une pudique ardeur n'eut brûlée pour Thésée.

Ha, welchen Muth hat Venus nicht bezwungen!
Und du, wo wärſt du wohl, du, ihr Bekämpfer,
Wenn ſtets Antiope, ihr widerſtreitend,
Für Theſeus nicht mit keuſcher Glut entbrannte?

Dieſe Verſe haben vielleicht zum Zwecke, die Liebesliſte des Theſeus voll zu machen; aber die ganze Folgerung iſt lächerlich, und beſonders ſcheint mir die Wendung: „Und du, wo wärſt du wohl,“ eines Pradon würdig.

Jsmene redet von der Abweſenheit des Theſeus ungefähr in gleichem Sinne wie Theramenes:

On dit, que ravisseur d'une amante nouvelle
Les flots ont englouti cet époux infidele.

Man ſagt, ihn hab', auf neuem Frauenraub begriffen,
Das Meer verſchlungen, ihn, den ungetreuen Gatten.

Phädra ſchont ihn auch nicht mehr:

Oui, Prince! je languis, je brûle pour Thésée,
Je l'aime, non point tel, que l'ont vu les enfers,
Volage adorateur de mille objets divers,
Qui va du Dieu des morts déshonorer la couche.

Ja, Prinz! ich ſchmachte, brenne für den Theſeus,
Ich lieb' ihn, doch nicht jenen, der zu Tauſend'
Anbethend flattert, den die Hölle ſah
Einſt nah'n, ſelbſt Pluto's Lager zu entehren.

Ein Mann, der ſo viele Untreue beging, muß mit Grunde Wiedervergeltung in der Ehe fürchten. Will man den Racine damit vertheidigen, daß er nur der Mythologie gefolgt ſey, ſo antworte ich darauf, daß ſelbſt bey den Griechen, wo die Mythologie zur Religion gehörte, den dramatiſchen Dichtern nie das Recht beſtritten wurde, ſie zu verändern, um ſo weniger ſie theilweiſe zu verhüllen und der Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu entziehen. Was ſoll hier der vorgängige Lebenslauf des Theſeus? Leicht würden wir ihn vergeſſen, wenn die Ungeſchicktheit des Dichters uns nicht darauf zurück wieſe; wir würden den Helden ſo beurtheilen, wie ihn das Stück zeigt. Ohne die Moral des heroiſchen Zeitalters zu ſeinem Vortheile zu benützen, hat Euripides ſorgfältig alle Anſpielungen auf die Liebesgeſchichten des Theſeus vermieden, jene ausgenommen, die er, indem er von der unehelichen Geburt des Hippolyt Meldung machte, nicht vermeiden konnte.

Am Anfange beyder Stücke iſt Theſeus abweſend, aber in dem Griechiſchen aus einem würdigen und einfachen

Grunde; er iſt auf einer frommen Reiſe, um ein Orakel zu befragen, oder ein Feſt in einem fremden Tempel zu feyern. Racine macht aus dem erſten Geſetzgeber Athens einen landläuferiſchen König, der die Welt durchläuft, ohne daß ein Menſch weiß, wo er ſich aufhält; und ſo ſchlecht iſt ſein Ruf, daß man ihn in Argwohn hat, er verfolge einen Liebeshandel. Dieſer Argwohn iſt nicht ungerecht; denn Theſeus bekennt bey ſeiner Zurückkunft, daß er ſeinem Freunde die Tochter eines andern Königs entführen half, daß es ihm mißlang, und er in dieſer Unternehmung bald zu Grunde gegangen wäre.

Je n'avois qu'un ami. Son imprudente flamme
Du tyran de l'Epire alloit ravir la femme.
Je servois à regret ses desseins amoureux,
Mais le sort irrité nous aveugloit tous deux.
Le tyran m'a surpris sans défense et sans armes.
J'ai vu Pirithoüs, triste objet de mes larmes,
Livré par ce barbare à de monstres cruels,
Qu'il nourrissoit du sang des malheureux mortels.
Moi-même il m'enferma dans des cavernes sombres,
Lieux profonds et voisins de l'empire des ombres.
Les Dieux après six mois enfin m'ont regardé,
J'ai su tromper les yeux par qui j'étois gardé;
D'un perfide ennemi j'ai purgé la nature,
A ses monstres lui-même a servi de pâture.

Ich hatte nur noch einen Freund. Den trieb
Unkluge Liebeswuth, die Gattinn kühn
Dem Herrſcher von Epirus wegzurauben.
Nur ungern half ich ſeinen Liebesplanen;
Doch beyde hatt' ein zürnend Schickſal uns geblendet.
Mich überraſchte wehrlos der Tyrann.
Ich ſah Pirithous, — bewelnenswerther Anblick! —

Von dem Barbarn Unthieren vorgeworfen,
Die er vom Fleiſch' Unglücklicher ernährte.
Mich ſelbſt verſchloß er dann in finſtre Höhlen,
Die tief in's Schattenreich hinab ſich dehnen.
Erſt nach ſechs Monden halfen Götter mir;
Ich täuſchte meiner Wächter wache Blicke,
Ich reinigte die Welt von einem Feind';
Er ward nun ſelbſt der Ungeheuer Speiſe.

Möglich, daß der König von Epirus ein Tyrann war; aber im vorliegenden Falle war das Recht ganz auf ſeiner Seite. Pirithous und ſein Freund erhielten nur ihren verdienten Lohn, und dieſes Mahl wurden die fleiſchfreſſenden Roſſe gut angewendet. Es iſt wirklich ſonderbar, einen Abenteurer ſich die Sprache eines Kämpfers für das Recht anmaßen zu hören; aber es liegt noch mehr Albernheit als Prahlerey dieſem pomphaften Berichte zum Grunde:

Le tyran m'a surpris sans défense et sans armes.
Mich überraſchte wehrlos der Tyrann.

Wußte er denn nicht, daß man in ſolcher Gelegenheit auf ſeiner Huth ſeyn müſſe?

Moi-même il m'enferma dans des cavernes sombres,
Lieux profonds et voisins de l'empire des ombres.

Mich ſelbſt verſchloß er dann in finſtre Höhlen,
Die tief hinab in's Schattenreich ſich dehnen.

Wenn der Gefährte des Hercules in dieſe Enge aus eigener Schuld gerieth, was bringt ihn zu dieſem Bekenntniſſe vor ſeinem Sohne? Kurz, der ganze Grund der Abweſenheit des Theſeus iſt übel erſonnen. Das Anſehen der Mytholo-

gie entſchuldiget nichts. Ein Dichter muß unter den alten Überlieferungen eine ſinnreiche Wahl treffen; denn oft widerſprechen ſie ſich. Der Glaube der Athenienſer, der göttliche Ehre dem Theſeus, als ihrem Schutzgotte, erwies, war gewiß von dem Glauben Virgils ganz verſchieden, der in ſeiner Beſchreibung der Höllenqualen erzählt:

Sedet, aeternumque sedebit infelix Theseus.

Ich habe ſchon die Verlegenheit bemerkt, welche die Nachricht von dem Tode des Theſeus hervor bringt. Alle Welt war über dieſe Nachricht erfreut, alle Welt wird über ſeine Zurückkunft beſtürzt; er iſt der allgemeine Freudenſtörer. Statt alles Empfanges verläßt ihn Phädra nach einigen dunkeln Phraſen ganz kalt, Hippolyt begehrt im Augenblicke der Ankunft ſeines Vaters von ihm die Erlaubniß, nach Trözene zu reiſen; Önone endlich erklärt ſich durch ihre lügenhafte Anzeige klarer. Aber wer kann an der Verwirrung des Theſeus Theil nehmen? Es iſt nicht mehr als billig, daß der Mann, der ſeine Familie verließ, um Unordnung in eine andere zu bringen, nach ſeiner Rückkunft bey ſich die gleiche Verwirrung antreffe.

Um wie viel würdiger iſt die Ankunft des Königs bey'm Euripides! Er kommt, das Haupt mit Blättern bekränzt, nach Art jener, die eine fromme Reiſe unternahmen. Dieſes Zeichen des Jubels, das er weit von ſich wirft, als er die traurige Nachricht erhält, macht einen ſchönen Contraſt mit der Beſtürzung, die er in ſeinem Pallaſte antrifft. Seine Unruhe, ehe er weiß, was vorgegangen iſt, ſeine

Untröſtlichkeit, als er den Tod der Phädra erfährt, und bey dem ſchmerzhaften Anblicke des Leichnams zeigen ihn als den zärtlichſten Vater und Gatten. Seine Klagen ſind die einfachen Klänge der Natur ohne geſuchte Beredſamkeit, und nur dadurch noch rührender.

„Die Finſterniſſe," ſagt er, „die unterirdiſchen ſind es, die ich nunmehr bewohnen will. In die Schatten der Nacht will ich mich verſenken, ich Unglücklicher, der ich nun deiner ſüßen Freundſchaft beraubt bin!" Und weiter: Mein Haus iſt einſam, meine Kinder ſind Waiſen. Du haſt mich verlaſſen, verlaſſen, o geliebteſte der Weiber, o du Beſte, auf welche die Sonne und das erhellende Geſtirn der Nacht ſchauen!" Endlich bemerkt er den Brief, der an die Hand der Phädra gebunden iſt; er ſetzt voraus, daß er die Bitte enthält, zum Beſten ihrer Kinder Wittwer zu bleiben. „Sey ruhig, Unglückliche!" ruft er aus, „nie ſoll ein anderes Weib in das Haus und das eheliche Bett des Theſeus kommen." Gibt es etwas Rührenders, als dieſe zarte Sorgfalt, die ſchon im voraus den letzten Willen der Gattinn beſtätiget, und das in dem Augenblicke, wo dieſe ihn durch eine ſchreckliche Verleumdung gegen ihren Stiefſohn betrogen hat?

Vergleichen wir das Betragen des einen und des andern Theſeus bey der Verurtheilung des Hippolyt. Die Gründe des Verdachts gegen dieſen ſind wirklich bey Euripides äußerſt ſtark. Phädra hat ſich aus Verzweifelung getödtet, ein Brief von ihrer Hand klagt ihren Stiefſohn als Urſache ihres Selbſtmordes an. Theſeus könnte ſich nicht

vorſtellen, welchen Beweggrund ſie hätte haben können, um ſterbend eine ſo erſchreckliche Lüge zu erfinden, da ihr Tod ſelbſt die Reinheit ihrer Geſinnungen zu erproben ſcheint. Doch macht er ſich der Voreiligkeit ſchuldig, weil er ſich weigert, von der Zeit die Aufklärung zu erwarten. Der Theſeus des Racine hingegen handelt gerade wie ein Unſinniger. Phädra lebt noch, ſie bedient ſich einer untergeordneten Perſon, um den Hippolyt anzuklagen; und Theſeus verhält ſie nicht, ſich zu erklären. Als ſein Sohn, den er ſonſt als ſo tugendhaft kannte, ſeine Unſchuld betheuert, ſtellt er die Anklägerinn und den Angeklagten nicht gegen einander, was doch die Wahrheit durch die Verwirrung des ſchuldigen Weibes unfehlbar an den Tag gebracht hätte. Hippolyt verſichert, daß er Aricia liebe, und Theſeus unterſucht nicht, ob dieſes Geſtändniß wahr ſey. Phädra kommt, Gnade für ihren Stiefſohn zu erbitten, und ſtatt ſie anzuhören, läuft er zum Tempel des Neptun, die Erfüllung der Verwünſchung zu beſchleunigen. Der Degen, welchen Hippolyt in den Händen der Phädra läßt, eine Erfindung, die Racine von Seneca entlehnte, gibt nur eine ſchwache Entſchuldigung einer ſo unbegreiflichen Verblendung. Der Theſeus des Euripides hat, da er ſeinen ſterbenden Sohn noch ſiehet, doch einige Gelegenheit zur Vergütung, indem er ihm die Tiefe ſeiner Reue und die ganze Ausdehnung ſeiner Verzweifelung zeigt. Der Theſeus des Racine hat nichts als unfruchtbare Worte, die über dieß zu kalt ſind, um die Zuſchauer auch nur in etwas mit ihm zu verſöhnen.

Durch die vorher gegangene Prüfung sahen wir, daß der neue Dichter die vorzüglichsten Charaktere zu ihrem Nachtheile veränderte, sie nicht nur in ihrem moralischen Werthe herab setzte, sondern auch ihre Kraft und Größe, die sich mit dem Laster noch immer vertragen, schwächte, daß er sie ferner jener idealen Schönheit beraubte, welche den Reitz der alten Meisterstücke ausmacht, und uns gleichsam in die Mitte eines edleren und fast göttlichen Geschlechtes führt. — Wir wollen nun sehen, wie sich beyde Stücke in Ansehung ihres Zweckes und Haupteindruckes verhalten.

Racine ist vollkommen mit der Moralität seiner Tragödie zufrieden. „Was ich versichern darf," sagt er, „ist, daß ich keine gemacht habe, worin die Tugend mehr an das Licht gestellt ist, als in dieser. Die geringsten Vergehungen werden in ihr auf das strengste bestraft; der bloße Gedanke des Lasters wird mit eben solchem Abscheue betrachtet als das Laster selbst, die Schwachheiten der Liebe gelten hier als wahre Schwachheiten, die Leidenschaften werden nur vorgeführt, um die Zerrüttungen zu zeigen, die sie verursachen, und das Laster ist mit Farben gemahlt, die seine Häßlichkeit und Mißgestalt zu erkennen geben." Diese letzte Behauptung ist keinesweges gegründet; vielmehr hat Racine seine Phädra so verführerisch dargestellt, als er konnte. In der Liebeserklärung hat er durch Zartheit der Wendungen das verhüllt, was in diesem Schritte gegen die Schamhaftigkeit streitet; er hat den Vorwurf einer schwarzen Verleumdung dadurch geschwächt, daß er ihn künstlich zwischen der Vertrauten, die sich nur aus

treuer Ergebenheit damit beladet, und der Gebietherinn theilet, die nur ihre Einwilligung gibt, ohne selbst zu handeln. Bey Euripides schreitet das Laster weit offener einher, so wohl bey der Unterhandlung der Amme mit Hippolyt als bey der Anklage der Phädra. Hauptsächlich rühmt sich Racine der so genannten poetischen Gerechtigkeit, einer sehr gemeinen und in eine Tragödie, wo sich alles nach dem Willen des Dichters fügen muß, leicht einzuführenden Sache. Diese Lehre, daß die Bösen in diesem Leben immer bestraft, die Guten immer belohnt werden, ist gänzlich falsch; und wäre es möglich, die Menschen davon durch dramatische Dichtungen zu überreden, so wäre das der wahren Moral viel mehr schädlich als nützlich. Denn die sanfte Moral der Liebe, d. i. des allgemeinen Wohlwollens so wohl, als die strenge Moral der Pflicht verwirft alle eigennützigen Beweggründe. Nicht derjenige, welcher die Tugend übt, weil er Vortheil davon hofft, ist ein tugendhafter Mann, sondern der sie ausübt, ungeachtet er mit Leiden, Verfolgung, vielleicht mit einem grausamen Tode bedrohet wird. Irdische Belohnungen und Strafen dienen nur zur Bezähmung solcher Geister, deren moralischer Sinn noch erstarrt ist, oder mit andern Worten, bey denen die Stimme des Gewissens sich noch nicht hören läßt; sie können Gewohnheiten begründen, die äußerlich der Tugend gleichen, aber mit ihrer Wesenheit nichts gemeines haben. Oft sehen wir den Bösen in einer langen Laufbahn glücklich seyn. Den Gewissensbissen unzugänglich, gleichgültig für fremde Achtung, kein Bedürfniß höheren Genusses, welchen nur edlere Gesinnun-

gen verſchaffen, fühlend, gelangt er zum Ziele, ohne das mindeſte Widrige erfahren zu haben. Wenigſtens müßte man, wenn man behaupten wollte, daß die Ordnung der Dinge Belohnungen und Strafen in dieſem Leben herbey führen, ſich mit einer ſpätern Vergeltung begnügen, mit jener hinkenden Strafe, welche den Laſterhaften, den ſie verfolgt, ſelten verläßt. So bald man nur dieſes einräumt, kann die Grundregel der poetiſchen Gerechtigkeit ſchon nicht mehr in dem Syſteme der Franzöſiſchen Tragödie Platz greifen, welche eine ſtrenge Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit erfordert, und die Dauer der Handlung auf die Dauer eines einzigen Tages beſchränkt. Ich frage, ob das nicht alle Wahrſcheinlichkeiten verletzen heiße, wenn man uns die wichtigſten Handlungen der Menſchen in einem ſo kurzen Zeitraume belohnt und beſtraft zeigt?

Doch laſſen wir uns auf einen Augenblick dieſe Grundregel gefallen, und die Poeſie die Rolle der peinlichen Gerechtigkeit ſpielen. Um ſie dieſelbe gut ſpielen zu laſſen, müſſen die Strafen den Verbrechen angemeſſen ſeyn, und die Guten mit den Böſen nicht zugleich in das Unglück geſtürzt werden. Wir wollen nun hiernach Racine's Werk prüfen.

Phädra hat durch ihre Nachgiebigkeit gegen ihre laſterhafte Leidenſchaft und durch ihre Einwilligung zur ſchwarzen Verleumdung allerdings den gewaltſamen Tod der Verzweifelung verdient, ſo auch Önone. Theſeus hat den Verluſt ſeines tugendhaften Sohnes durch die Voreiligkeit verdient, die ihn alle Pflichten eines billigen Richters vergeſſen macht.

Aber was hat der unſchuldige, der tugendhafte Hippolyt ſo Schweres verbrochen, das ihm einen vorzeitigen Tod unter den fürchterlichſten Qualen zuziehen ſoll? „Ich glaubte," ſagt Racine, „ihm einige Schwäche geben zu müſſen, die ihn gegen ſeinen Vater mit einiger Schuld behaftet, ohne ihm jedoch jene Seelengröße zu nehmen, zufolge welcher er die Ehre der Phädra ſchont, und ſich, ohne ſie anzuklagen, unterdrücken läßt. Schwäche nenne ich die Leidenſchaft, die er wider Willen für Aricia fühlt, welche die Tochter und Schweſter der Todfeinde ſeines Vaters iſt." — Aber das Gefühl iſt ja unwillkürlich. Hippolyt überläßt ſich demſelben erſt dann, als er ſeinen Vater todt glaubt. Als er der Aricia den Vorſchlag macht, zu entfliehen und ihn zu ehelichen, hat ja Theſeus ſchon wirklich auf die väterliche Gewalt verzichtet, die er bey ſeiner Heirath ausüben konnte. Hat Aricia, weil ſie einem ehrbaren Gefühle entſpricht und ſich der ungerechten Verfolgung des Theſeus entzieht, verdient, durch den Verluſt desjenigen beſtraft zu werden, was ihr das Liebſte auf der Welt iſt?

Die Unſchuldigen finden ſich alſo ſo ſchwer geſtraft als die Schuldigen. Das iſt aber noch nicht alles. Die letztern werden nicht durch ihre böſen Handlungen, ſondern durch gute Regungen in den Abgrund gezogen. Önone tödtet ſich, durchdrungen von Reue, ihre Gebietherinn zu Grunde gerichtet, und aus Schmerz, ſich ihre Verwünſchung zugezogen zu haben; wäre ſie ihr weniger zugethan geweſen, ſie hätte ſich wahrſcheinlich retten können. Phädra hätte mit einem verhärteteren Gewiſſen und gehäſſigeren Geſinnungen gegen

ihren Verächter den Hippolyt überleben können, deſſen Tod alle Gefahr, daß die Wahrheit je entdeckt werden würde, aufhebt, ja ſo gar den Spruch des Theſeus durch die göttliche Rache zu rechtfertigen ſcheint; ſie konnte fortfahren, der Liebe ihres Gemahls und eines unverletzten Rufes zu genießen. Hippolyt ſelbſt hätte, wenn er nicht aus zarter Schonung ſich in ſeiner Vertheidigung, die Stiefmutter gerade zu anzuklagen, enthielte, ſeinen Vater vielleicht erſchüttern und ihm Zeit geben können, ſich aufzuklären. Was ſag' ich, vielleicht wäre, wenn er ſich durch Phädra hätte verführen laſſen, eine der Natur ſo widerſprechende Verbindung ſo lange verborgen geblieben, daß ſich die Strafe ſehr in die Ferne gezogen hätte. Im allgemeinen führt kalte Berechnung und Klugheit viel weiter, um die Übel dieſer Welt zu vermeiden, als ſtrenge Tugend.

Geſtehen wir nur, daß die Moral des Stückes, welche Racine ſo ſtrenge glaubt, nach den Grundſätzen, welche er ſelbſt aufſtellt, wenigſtens ſehr zweydeutig iſt. Ich wiederhohle es: die ſo genannte poetiſche Gerechtigkeit iſt ganz und gar einer guten Tragödie nicht weſentlich, obwohl ſie zufällig befolgt werden kann. Nicht als ob die Poeſie mit der Moral nicht immer einſtimmend wirken ſollte, nur wird ſie mit ihr durch ein weit feineres Band verbunden, nur ſoll ſie auf eine weit erhabenere Art die Gefühle der Menſchen reinigen. Ich werde die Tragödie der Phädra darum nicht tadeln, weil der Tugendhafte darin mit dem Laſterhaften zu Grunde geht; ich erwarte aber, weil dieſes ein ſehr ſchmerzliches Schauſpiel iſt, Entſchädigungen, die in der

Seele das Gleichgewicht herſtellen. Laßt uns ſehen, ob dieſe Entſchädigungen ſich wirklich darin finden, und ob man dieſe Tragödie mit der Beruhigung verlaſſen könne, welche der Haupteindruck jedes Kunſtwerkes, ſelbſt von der ernſteſten und ſtrengſten Gattung, hervorbringen ſoll.

Hierdurch werde ich zu allgemeinen Betrachtungen über den Zweck und die Natur der Tragödie geführt; eine Frage, die oft behandelt, meiſtens übel aufgelöſet wurde, und wirklich auch nicht leicht aufzulöſen iſt. Es liegt etwas Bewunderungswürdiges darin, daß wir, als Weſen von Natur aus mitfühlend, umgeben von wirklichen Übeln im Leben, die uns rühren, ohne daß wir ihnen abhelfen können, durch die Vorſtellung eingebildeter Leiden uns noch betrüben wollen. Will man darauf antworten, daß wir daran durch die Vergleichung unſrer Ruhe mit den durch die Leidenſchaften verurſachten Umwälzungen Vergnügen finden, wie man vom Ufer mit dem Gefühle der Sicherheit dem Sturme auf dem Meere zuſieht? Die ſo bekannte Vergleichung des Lucrez:

Suave mari magno turbantibus aequora ventis

läßt ſich, wie es auch Lucrez wollte, ſehr gut auf einen Philoſophen anwenden, der, nachdem er zu der feſten Überzeugung, welche der Evidenz folget, gelangte, mit Ruhe den Erſchütterungen des Zweifels und Irrthumes zuſieht; ſie paßt aber gar nicht auf den gefühlvollen Zuſchauer einer Tragödie. Wenn ſich dieſer für die tragiſchen Perſonen ſtark intereſſirt, ſo wird er nicht auf ſich ſelbſt zurück

kommen; oder es iſt ein Zeichen, daß er ſich wenig intereſſirt, und die Tragödie ihre Wirkung verfehlt, wenn er ſich nicht vergißt.*) Will man ſagen, das Bedürfniß, uns aus der Erſtarrung des gewöhnlichen Lebens durch lebhafte Erregungen, ſeyen ſie nun welche immer, zu reiſſen, habe die tragiſche Kunſt hervor gebracht? Ich räume ein, daß dieſes Bedürfniß beſtehe; es gab den Thiergefechten ihre Entſtehung. Die Römer trieben dieſen Hang ſo weit, daß ſie ſelbſt ohne Empörung Menſchen unter ſich und mit wilden Thieren kämpfen ſahen; dazu waren Verbrecher oder Sclaven beſtimmt, denen man nicht die Rechte der Menſch-

*) Wenn aber der Zuſchauer ſich bey der Darſtellung ganz vergeſſen ſoll: wie kann, wird man fragen, durch das Trauerſpiel jene Reinigung der Furcht und des Mitleidens, welche Ariſtoteles, oder jene Beruhigung und Selbſterhebung, welche die Neueren mit einem andern aber richtigeren Ausdrucke, als den Zweck desſelben, bezeichnen, hervor gehen? —

Hierauf zur Antwort:

Sey es nun, daß wir in der Tragödie die heilige Kraft des Helden, die zwar von einer feindlichen Umgebung zerſtört, aber nicht heraß gewürdiget werden kann, oder den Gang der Vorſehung, die alles zum Beſten leitet, in beydem die Ewigkeit des Schönen und Großen bewundern, ſo finden wir uns unvermerkt ſelbſt erhoben; durch wahre Würdigung der Güter der Menſchheit erſcheinen uns ihre Leiden kleiner und die ſchlummernde durch Anſchauung der Größe zum Bewußtſeyn gelangte Kraft fühlt ſich muthiger zu jedem Kampfe. Alſo nicht durch egoiſtiſche einengende Beziehung auf ſich ſelbſt, ſondern durch Anſchauung reiner Menſchheit im Kampfe geht dieſe Beruhigung unmittelbar, nicht erſt als Folge eines mühſamen Nachdenkens, hervor. Dieſes, glaube ich, läßt ſich weiter unten aus den Anſichten des Verfaſſers ſelbſt entwickeln.

heit einräumte. Und wir, minder abgehärtet als ſie, wir, zu ſanftern Freuden hingezogen, wir, die auf der tragiſchen Bühne nur hoch geſtellte Charaktere wollen, wir ſollten verlangen, daß dieſe Halbgötter, dieſe Heroen in die blutige Arena herabſtiegen wie gemeine Gladiatoren, bloß um durch ihre Leiden unſere Nerven zu erſchüttern? Nein, nicht das Schauſpiel des Leidens iſt es, was der Tragödie, was ſelbſt den Spielen des Circus, ja ſo gar den Thiergefechten ihren Reitz gibt; denn auch in dieſen ſieht man Gewandtheit, Stärke und Muth, kurz, Eigenſchaften ſich entfalten, welche mit den moraliſchen und intellectuellen Vermögen des Menſchen ſchon einige Verwandtſchaft haben. Was aus der Tiefe unſeres Mitgefühles bey den dargeſtellten gewaltſamen Situationen und Qualen eine gewiſſe Berühigung in einer ſchönen Tragödie hervor gehen macht, iſt nach meiner Meinung entweder das durch große Vorbilder erregte Gefühl der Menſchenwürde oder die Spur einer übernatürlichen Ordnung der Dinge, die ſich in dem anſcheinend unregelmäßigen Gange der Begebenheiten gleichſam eingepräget und geheimnißvoll offenbaret zeigt, oder die Vereinigung beyder Gründe.

Kraft und Widerſtand beſtimmen wechſelſeitig ihr Maß. Die Noth treibt dazu an, alle Kräfte zu entwickeln. In großem Unglück entdeckt der edle und kraftvolle Geiſt in ſeinem Hintergrunde jenen Reichthum an edlen Gefühlen, den der Himmel für ſolche Gelegenheiten daſelbſt aufbewahrt zu haben ſcheint, und wendet ſie an; dann entdeckt er, daß er gleichſam den Schranken einer vorüber gehenden Exiſtenz

zum Trotz an das Unendliche reiche. Wie die Schläge des Schmerzens auf eine ſolche in ſich muthig vereinte Seele treffen, ſchlagen ſie den göttlichen Funken heraus. Darum iſt die Tragödie, welche mehr als jede Dichtungsart auf Idealität der Charaktere Anſpruch macht, voll von gefährlichen Lagen, von verwickelten feindlichen Begegnungen der Pflicht mit der Leidenſchaft oder verſchiedener Pflichten unter einander, von unvorgeſehenen Unglücksfällen, von fürchterlichem Glückswechſel, und muß es ſeyn. Seneca ſagt, daß ein großer Mann, der mit dem Unglücke ringt, ein würdiges Schauſpiel für Götter ſey; und wenn dieſer Ausſpruch beym erſten Anblicke hart ſcheinen ſollte, ſo laſſen uns doch mehrere alte Tragödien in den wahrhaften Sinn desſelben bringen. Die tragiſche Poeſie kann ſich von dieſen erhabenen Vorbildern auf zweyfache Art entfernen: bald, indem ſie den Schmerz nur oberflächlich durch eine kalte Declamation und nicht durch die ihm eigenen natürlichen Laute ausdrückt, ihn nur leichte Streiche erdulden läßt, die nicht bis zu dem Lebenspuncte des Daſeyns dringen, und ſeinen erſten Ausbruch durch eine Verſchwendung des Heldenmuthes erſtickt, ſo daß der Schmerz nur mehr einen chimäriſchen Feind zu beſiegen hat, bald, indem ſie darnach ſtrebt, eine weibiſche Rührung hervor zu bringen, welche die Seele weichlich macht, ſtatt ſie zu ſtärken. Den erſten Fehler hat Corneille oft, faſt immer Alfieri begangen, die häufigſten Beyſpiele des zweyten finden ſich bey Euripides; Metaſtaſio iſt voll davon. Überhaupt ſind die Dichter neuerer Zeiten demſel-

ben durch den allgemeinen Hang des Zeitalters ſtark unterworfen.

Der Theil der tragiſchen Kunſt, worin die neueſten Dichter am meiſten fehlten, weil ſie keine klaren und beſtimmten Begriffe über die Natur und den Zweck des Trauerſpieles hatten, iſt die allgemeine Tendenz, die aus dem Ganzen hervor gehen ſoll. Man hat die unterſcheidenden Merkmahle dieſer Dichtungsart in ganz und gar zufälligen Umſtänden geſucht, wie in dem unglücklichen Ausgange *) oder der königlichen Würde der Perſonen. Die gangbarſte Erklärung des Trauerſpieles iſt: ſie ſey eine ernſte, in einem erhöhten Style dialogiſirte Darſtellung einer vollſtändigen Handlung, die geſchickt ſey, Schrecken und Mitleiden **) zu erregen. Man hält die Handlung für vollſtändig, wenn ſich am Ende des Stückes ein oft ganz willkürlicher Ruhepunct für die Einbildungskraft oder das Gefühl findet. Was die Einheit der Handlung betrifft, iſt dieſer Ausdruck ſehr unbeſtimmt. Die tragiſche Handlung iſt nothwendig aus einer Menge einzelner Handlungen zuſammen geſetzt, die man nach Willkür zuſammen drängen oder ausdehnen kann; denn eine Reihe von Handlungen, wovon eine die andere veranlaßt, läßt ſich, und würde ſie auch noch ſo ſehr ver-

*) Welcher unglückliche Ausgang mir doch nach dem Ausſpruche des Ariſtoteles und der Abſicht des Trauerſpiels durchaus nothwendig ſcheint. Siehe den hieſigen Theater-Almanach für 1806, Robert und Theobald. Aus dem Tode muß das Leben hervor gehen.

**) Seit Leſſing Furcht und Mitleiden. Den Franzoſen heißt es aber noch immer Mitleid und Schrecken.

längert, doch immer unter Einem Geſichtspuncte ſammeln und mit Einem Worte bezeichnen. Ohne mich länger aufzuhalten, bemerke ich nur, daß eine dramatiſche Perſon nicht bloß allein wirkt, ſondern auch ihrerſeits die Einwirkung von den Handlungen der andern, die nicht von ihm abhängen, erfährt, ſo zwar, daß man das, was in einer Tragödie geſchieht, eben ſo wohl als eine Folge von Begebenheiten wie als eine Folge von Handlungen betrachten kann.*) Kurz, die tragiſche Bühne ſtellt uns nicht allein menſchliche Charaktere, ſondern auch menſchliche Schickſale dar. Was ſoll nun dieſe Schickſale in den Dichtungen des tragiſchen Dichters leiten? Will man, daß es der Zufall ſey, das will ſagen, daß es gar keine Regel gebe? Wohl weiß ich, daß eine Menge Tragödien ſo gemacht ſind, daß man ſehr in Verlegenheit gerathen würde, ein in der Natur der Sache ſelbſt gegründetes Streben darin wahrzunehmen oder einen andern Zweck, als auf Gerathewohl Gemüthsbewegungen hervor zu bringen, die oft unter einander gar nicht zuſammen ſtimmen. Ich glaube aber, daß der Gang der Begebenheiten ſich mit einer Idee **) verbinden ſoll, daß darin die wahrhafte Einheit einer Tragödie liege. Dieſe

*) Nach meiner Meinung muß ſich aber der dramatiſche Dichter wohl hüthen, daß nicht das Intereſſe von der Handlung und dem Handelnden ab, auf die Folge der Begebenheiten hauptſächlich oder allein geleitet werde.

Ich läugne nicht, daß mir manches berühmte hiſtoriſche Schauſpiel als ein epiſches Gedicht in dramatiſcher Form, folglich als eine verfehlte Zwitterart, erſcheine.

**) Mit einer Idee, nicht mit einem abſtracten Begriffe.

Theorie iſt nicht in die Luft geſagt; ich gründe mich auf das Beyſpiel der Griechen, in deren Tragödien man gewöhnlich eine und dieſelbe Idee mit voller Klarheit ausgedrückt findet, die darin eine ſolche Herrſchaft ausübet, daß man ſie gleichſam als die Seele und den Geiſt der ganzen Gattung anſehen kann.

Dieſer unſichtbare Triebpunct, dieſe bewegende Grundidee in der Griechiſchen Tragödie iſt das Schickſal. Der Glaube daran gehörte zur Religion der Alten; man konnte von den Göttern Gunſtbezeigungen oder Feindſeligkeiten erwarten, je nachdem man dieſelben ſich geneigt oder feindlich geſinnt gemacht hatte. Aber dieſe endlichen obwohl mächtigen Weſen waren nicht die höchſten Schiedsrichter der Menſchen-Looſe; ſie ſelbſt gehorchten einem eben ſo unausweichlichen als unbegreiflichen Schickſale, und waren oft nur die blinden Werkzeuge ſeiner Befehle. Dieſe Lehre iſt wenig troſtreich, weil ſie dem tugendhaften Menſchen keine Sicherheit, daß er unter dem beſondern Schutze einer Gottheit ſtehe, gewährt, und könnte daher feigherzige Charaktere ganz niederſchlagen; aber ſtarken Seelen gibt ſie neue Schnellkraft, indem ſie ihnen die Nothwendigkeit auferlegt, ſich auf ſich ſelbſt zu gründen und auf ihre eigenen Kräfte zu rechnen, ſie flößt ihnen den feſten Entſchluß ein, das, wogegen kein Hülfsmittel iſt, ſo gut zu ertragen als möglich, und dem tödtenden Streiche ein reines Gewiſſen und unbeugſamen Muth entgegen zu ſetzen. Dem Einfluſſe dieſer Lehre muß man den ausgezeichnet tragiſchen Geiſt der Griechiſchen Dichter in einer Epoche zuſchreiben, wo der

Geiſt der Geſellſchaft bereits zur Reife gelangt war, und doch die religiöſen Meinungen noch in voller Kraft verblieben.

Die Römer haben bey einer weit ſtrengeren Verfaſſung und einer ſtoiſcheren Moral doch nie ein originelles Genie für die Tragödie bewieſen; faſt möchte man den Grund davon herleiten, daß die Entwickelung ihrer Literatur nicht mehr in die Zeit der Reinigkeit republikaniſcher Sitten fällt. Indeſſen lebten ihre älteſten Dichter, die bloß die Griechen überſetzten, zur Zeit der Puniſchen Kriege. Es gibt einen tieferen Grund für dieſen Mangel einer wahrhaft nationellen Tragödie bey den Römern, ſie haben nähmlich das Tragiſche in die Weltgeſchichte übertragen. Sie, unumſchränkte Gebiether über Völker-Looſe, ſpielten ſelbſt die Rolle des zerſtörenden Schickſales, welches in allen Griechiſchen Stücken den Vorſitz führet; ſie ſahen alle Reiche, endlich ihre Freyheit ſelbſt durch dieſelbe Schickſalswirkung zuſammen fallen. Könige, in Feſſeln und im Triumph aufgeführt, bewegten ihr Gemüth durch das Schauſpiel des fürchterlichen Glückswechſels der Menſchheit weit unmittelbarer, als es die Cataſtrophe einer Tragödie vermochte. Ganz eingenommen von dem Wunderbaren der Fabeln in den Griechiſchen Tragödien, wollten ſie ihre Vorbilder übertreffen, und verfielen in aufgedunſenen Wortſchwall.

Das Schickſal iſt unſerem religiöſen Glauben ganz entgegen; das Chriſtenthum hat die Vorſehung an ſeine Stelle geſetzt. Es könnte daher gezweifelt werden, ob ein chriſtlicher Dichter, der ſeine Anſichten auf eine ſeiner Religion

angemessene Art seinen Werken einweben wollte, sich nicht in der Unmöglichkeit, eine wahre Tragödie zu verfassen, finden dürfte, und ob die tragische Poesie als eine Schöpfung des seinen eigenen Kräften überlassenen Menschen nicht, wie die andern nächtlichen Phantome einer abergläubischen Einbildung vor der Morgenröthe der Offenbarung verschwinde. Man würde bejahend antworten müssen, wenn uns die Religion lehrte, daß die Vorsehung in diesem Leben die Guten immer beglückt und die Bösen immer bestraft. Aber die Wege der Vorsehung sind unerforschlich; nur die Frömmigkeit kann aus göttlicher Eingebung ihre Spuren verfolgen. Alles, was wir wissen, ist, daß eine ewige Glückseligkeit den Frommen für seine irdischen Leiden entschädigen wird, daß in dem großen Streite zwischen dem Guten und Bösen, der sich immerfort in der Welt erneuert, das Gute zuletzt doch triumphiren, und alles zur Ehre Gottes gereichen muß.*) Eine solche Ordnung der Dinge läßt also unendlich viele Lagen zu, wo der religiöse Heldenmuth, freylich auf eine andere Art als die einfache natürliche Tugend, sich in ihrer ganzen Stärke entfalten kann; sie läßt höchst pathetische Ereignisse zu, wenn gleich alle zusammen wie in einer erhöhteren Sphäre eine tröstliche Idee durchschimmern lassen.

*) Oder mit einem andern Ausdrucke: Die Leiden, mit welchen der Mensch zu kämpfen hat, bleiben im Griechischen und Christlichen Systeme immer dieselben. Nur, daß sie durch ihre Unerklärlichkeit feindseliger in dem ersten erscheinen, wogegen der Christ sie als beabsichtete Mittel zu höheren Weltzwecken und zu seiner eigenen Vervollkommnung betrachtet und dieselben freudiger besteht.

Das Syſtem der Griechiſchen Tragödie iſt auf eine faſt ganz von der Religion unabhängige Entwickelung der Moral gegründet. Die Würde des Menſchen wird dort gleichſam der übernatürlichen Ordnung der Dinge zum Trotz aufrecht erhalten. Die moraliſche Freyheit macht der Nothwendigkeit des Verhängniſſes, welcher die Herrſchaft der Welt eingeräumt iſt, ein inneres Heiligthum in der Seele ſtreitig; und wenn die menſchliche Natur zu ſchwach iſt, in dieſem Kampfe den Sieg davon zu tragen, wird doch wenigſtens ein ehrenvoller Rückzug geſichert. Die Idee der Vorſehung wurde erſt durch die Einführung des Chriſtenthums allgemein; aber die aufgeklärteſten Alten hatten hiervon, wie von mehreren andern geoffenbarten Wahrheiten, einen Schein. In den Tragödien des Äſchylus herrſcht Schrecken, und das Schickſal fährt unglückblitzend über die Häupter der Sterblichen dahin. Doch laſſen Agamemnon, die Coephoren und Eumeniden, drey Stücke des Äſchylus, welche zuſammen eine Trilogie, d. h. eine Folge von Tragödien zu einer Aufführung beſtimmt, ausmachen,*) obgleich ſie, einzeln genommen, dem Schickſals-Syſteme ganz gemäß ſind, zuſammen betrachtet etwas durchblicken, was der Vorſehung ähnlich iſt. Im erſten Stücke wird Aga-

*) Nur im Vorübergehen wird hier erinnert, daß, wenn die Neueren gleichfalls Trilogien machen wollen, jedes einzelne Stück vollkommen für ſich den tragiſchen Endzweck erfüllen müſſe, weil ſonſt der Zuſchauer des erſten oder zweyten Theils unerhoben und unberuhigt bleiben würde. Eine einfache Bemerkung, die aber nach den vorhandenen Beyſpielen doch nicht überflüſſig ſcheinen dürfte.

memnon von der Klytemneſtra geſchlachtet, zur Rache wegen des Opfers der Iphigenia, welches hinwiederum ihm auferlegt wurde, weil er die Diana, obgleich wider ſeinen Willen, beleidigte. In der zweyten rächt Oreſtes ſeinen Vater durch den Mord ſeiner Mutter. Dieſe Folge von Handlungen der Rache, die zugleich gerecht und verbrecheriſch ſind, könnte in's Unendliche verlängert werden, wenn in dem dritten Stücke die göttliche Weisheit in der Geſtalt der Minerva ihr nicht ein Ende machte, und das moraliſche Gleichgewicht dadurch herſtellte, daß ſie vor einem Gerichte den Oreſtes losſprechen läßt, nachdem er ſeine Empörung wider die Natur durch die lange erlittene Verfolgung der Furien geſühnt hat. In dem gefeſſelten Prometheus ſehen wir ein göttliches Weſen, den Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes durch die Tyranney des Schickſals unterdrückt; es iſt aber wahrſcheinlich, daß die zweyte Tragödie des Äſchylus über dieſen Gegenſtand, der befreyte Prometheus, etwas den fürchterlichen Eindruck milderte, den die erſte zurück ließ.

In den verſchiedenen Stücken des Sophokles findet man eine noch weit bemerkenswerthere Stufenfolge in der Strenge, mit welcher das Schickſal herrſcht. Seine Tragödie, Ödipus der Herrſcher, ſcheint eigens geſchrieben zu ſeyn, um dieſe Glaubenslehre einzuſchärfen, und die Natur des Schickſals durch das auffallendſte und vollſtändigſte Beyſpiel zu zeigen. Ein Menſch iſt beſtimmt, die ſchwärzeſten Laſter zu begehen; alle Vorſichten, welche ſeine Ältern von Jugend auf treffen, alle, die er ſodann ſelbſt trifft, dienen nur dazu, die Erfüllung der Orakel herbey zu führen.

Dasselbe Schicksal schleppt ihn zuletzt zur Entdeckung seiner Verbrechen, die ihm lange unbewußt waren; ohne Rettung findet er sich in Schande und Verzweifelung gestürzt. Aber in dem Ödipus auf Kolonos sehen wir denselben Menschen, einen blinden, armen, verkannten, auf der Erde herum irrenden Greis endlich einen Ort der Ruhe finden, wo er von jenem himmlischen Fluche, der so lange Zeit auf seinem Haupte lastete, befreyet wird; wir sehen ihn in seinen letzten Augenblicken die väterliche Gewalt gegen einen unnatürlichen Sohn ausüben, ihn umfangen von der Zärtlichkeit einer Tochter, vertheidigt und geehrt durch einen berühmten Heros, geheiligt endlich durch einen wunderbaren und feyerlichen Tod, und das Grab desjenigen, von dem man sich, so lange er lebte, mit Abscheu wandte, wird ein Segen für das Land, in dem es sich befindet. Die Götter, die diesen Unglücklichen erwählten, um ein Beyspiel menschlicher Verblendung zu geben, sind ihm vor dem Angesichte der Welt die Herstellung seiner Ehre schuldig, und gewähren sie ihm auch. Das ist gleichfalls Schicksal, aber es hat sein fürchterliches Aussehen abgelegt, um sich sanft und billig zu zeigen; es ist das in Vorsehung verkleidete Schicksal. Im Ganzen ist Sophokles, obgleich seine Werke die Größe, die Grazie und die Einfachheit des Alterthums beseelen, vielleicht aus allen Griechischen Dichtern derjenige, dessen Gesinnungen mit dem Geiste unserer Religion am meisten Verwandtschaft haben. *)

*) Aristoteles hat unläugbar seine Theorie des Trauerspiels aus Ödip dem Herrscher hauptsächlich abgezogen, von welchem dennoch

An Euripides kann man klar eine doppelte Perſon annehmen, den Dichter, deſſen Schöpfungen zu einer religiöſen Feyerlichkeit beſtimmt waren, und der daher, weil er unter dem Schutze der Religion ſtand, ihr von Zeit zu Zeit auch Ehrfurcht bezeigen mußte, und den Sophiſten mit philoſophiſchen Anmaßungen, der mitten in die fabelhaften, zur Religion gehörigen Wunderſagen, aus welchen er den Stoff ſeiner Stücke ſchöpfen mußte, ſeine Zweifel und ſtarkgeiſteriſchen Meinungen einſchleichen zu laſſen ſich beſtrebte.

behauptet werden kann, daß er unter allen übrigen Griechiſchen Tragödien ganz ſchroff und einzeln daſteht. Allerdings iſt es ein großes erhebendes Schauſpiel, einen Herrſcher zu ſehen, der immer mehr und mehr ahndet, daß er ſein Verdammungsurtheil ſelbſt herbey rufe, und es doch herbey ruft, weil das Wohl ſeines Staates ſein Unglück erheiſcht. Aber am Ende erſcheint Ödipus nicht mehr als mit dem Unglücke kämpfend und frey unterliegend, ſondern ganz erdrückt, wehklagend, unglücklich, ohne Troſt. Iſt es doch, als hätte der göttliche Dichter ſelbſt gefühlt, daß hiermit die Tragödie nicht enden ſollte, und als habe er darum ſeine lange Laufbahn mit dem Ödip auf Kolonos heilig beſchloſſen.

Alle Kritiker nach Ariſtoteles haben aber den erſten Ödip zum Canon genommen, und da ſie, wie es meiſtens geſchieht, gerade dasjenige, was hieran ganz individuell und ſonderbar war, am meiſten auszeichneten, groſſen Schaden gethan. Zwey Grundirrthümer verbreiteten ſich, wie ich glaube, hierdurch bis auf heutige Zeiten:

1) Daß man die Erregung des Schreckens, das Furchtbare, Erſchütternde, Gräßliche, überhaupt die bloße Bewegung des Gemüthes, nicht das Beruhigende, Erhebende für die nothwendige Hauptwirkung der Tragödie hielt. Man glaubte hierin nicht genug thun zu können, und ging weiter als das Original. Jedoch hat ſich

Das war die Zeit, wo die tragiſche Poeſie, ſey es durch Erſchlaffung der Sitten, ſey es durch den Einfluß der philoſophiſchen Lehrſätze, ſich zu verſchlimmern anfing. Euripides hat oft Scenen, die ſich dem bürgerlichen Schauſpiele ſehr nähern; er läßt in das Gemählde heroiſchen Lebens die Moral des geſelligen Lebens ſeiner Zeitgenoſſen einfließen. Nur zu oft zieht er weibiſche Rührung dem männlichen Pathos vor; er läuft den glänzenden Wirkungen nach, und opfert einem Theile das Ganze. Aber bey allen dieſen Fehlern iſt er ein Dichter von einer bewunderungswürdigen Leich-

unter den Franzöſiſchen Dichtern Racine durch die Sanftmuth und zarte Liebenswürdigkeit ſeines Charakters, der aus allen ſeinen Werken durchblickt, noch am reinſten von zweckloſer Gräßlichkeit erhalten.

2) Daß man auf die Spannung der Neugierde und eine unerwartete überraſchende Auflöſung der Handlung zu hohen Werth legte. Daß im Ödip die Neugierde ſo ſehr erregt wird, liegt in der Eigenthümlichkeit der Fabel. Nur mühſam und nach und nach ſoll Ödipus den Schleyer ſeines Lebens heben, mit immer wachſender Ahndung ſeines Unglücks. — Bey einem Trauerſpiele fällt das Intereſſe in keinesweges auf die Art des Unglücks, welches dem Helden bevor ſteht, ſondern auf die Art, wie er es vorſieht, ihm entgegen ſchreitet und duldet. Dieſer ſchöne und große Anblick wird auch nach einer tauſendfachen Wiederhohlung immer erhebend für den Menſchen bleiben. Durch eine zu künſtliche Verwickelung und Auflöſung erhält über dieß der kalte Verſtand zum Schaden des Gefühles oft eine überwiegende Beſchäftigung.

Ich, meines Theiles, habe, ſeitdem ich die Griechen las, immer den Prometheus des Äſchylus für dasjenige Werk gehalten, aus welchem ſich die Idee des Griechiſchen Schauſpieles am ſchärfeſten ausſpricht.

tigkeit und einem ausnehmend liebenswürdigen und hinreiſſenden Genie.

Da die Neueren durch ihre Religion auf eine ganz andere Art die moraliſchen Verhältniſſe und die Beſtimmung des Menſchen, als die Alten, anſehen, iſt es auch kein Wunder, daß ſie bey Nachahmung der Griechiſchen Tragödie ſich mehr an die Form als an die Grundfeſte gehalten haben, auf welcher das herrliche Gebäude ruht. Bey Euripides bemerken wir nur noch ein Wanken; den Neuern aber geht oft ganz beſtimmt die allgemeine Richtung ab, ſie ſchwimmen ohne Compaß auf dem weiten Meere tragiſcher möglicher Verhältniſſe. Behandeln ſie mythologiſche Gegenſtände, ſo ſchleichet ſich, da dieſe Dichtungen im Sinne der Schickſalslehre eingerichtet auf uns kamen, das Schickſal öfter in ihre Werke ein, ohne daß ſie darauf Acht haben, oder es vielleicht gar wußten. Ein anderes Mahl erſcheint die Idee von Vergeltung, von Vorſicht in ihren Werken, aber vereinzelt, oberflächlich und ohne ſich mit dem Ganzen verarbeitet zu haben. Am öfteſten glauben ſie ihren Beruf ganz zu erfüllen, und kümmern ſich um keinen weitern Zweck, wenn ſie nur eine Dichtung oder ein hiſtoriſches Factum gefunden, das eine auffallende Cataſtrophe abzuwerfen ſcheint, und es ihnen dann glückte, mit Beobachtung der Zeit, des Ortes und der andern herkömmlichen theatraliſchen Geſetze das Ganze in den gewohnten Rahmen der fünf Acte zu preſſen. *)

*) Man höre nur, worein Voltaire in ſeinem Dict. philos. Art. dramatique die Schwierigkeiten ſetzet, welche die Urſache ſind, daß unter einer ungeheuern Anzahl Franzöſiſcher Tragödien ſich höch-

Indeſſen können chriſtliche Ideen eine eben ſo erhabene nd noch tröſtlichere Grundlage der Tragödie geben als jene, elche die Alten aus ihrer Religion nahmen. Der Verſuch t ſchon gemacht. Die Spaniſchen Dichter haben viele chriſt- che Stücke verfaßt; Calderon beſonders, deſſen Begeiſte-

ſtens gute zwanzig Werke finden. „Es iſt," ſagt er, „ein ſehr ſchwieriges Unternehmen, an einem und demſelben Orte die Helden des Alterthums zu verſammeln, ſie in Franzöſiſchen Verſen ſprechen und nur das ſagen zu laſſen, was ſie ſagen ſollten, Thränen für ſie vergießen zu machen, ihnen einen bezaubernden Vortrag zu leihen, der weder ſchwülſtig noch gemein ſeyn darf, immer decent und immer intereſſant zu bleiben. Ein ſolches Werk iſt ein Wunder; und man muß erſtaunen, daß es in Frankreich zwanzig Wunderwerke von dieſer Gattung gebe." Dann weiter unten: „Man muß ſich des Herzens ſtufenweiſe bemeiſtern, es rühren, zerreiſſen, und dieſer Magie die Regeln der Poeſie und alle die Regeln des Theaters, die gleichſam zahllos ſind, beyfügen." Beyfügen! Wie paſſend hat Voltaire dieſes Wort für Regeln gewählt, die gar nicht aus der Weſenheit der Dichtung abgezogen wurden. Sie ſind alſo etwas Hinzugekommenes, nichts aus derſelben Entſpringendes.

Man leſe nur Voltaire's Vorreden zu Ödip, Brutus, Semiramis und Merope, und ſehe, welche Vergleichungspuncte er aufſtellt, wenn er das Franzöſiſche Theater mit dem Griechiſchen, Engliſchen, Italiäniſchen vergleicht. „Wir müſſen," ſagt er, und das zwar oft im klagenden Tone, „wir müſſen leicht und ſchön reimen, und dürfen unſere Verſe nicht in einander verſchlingen, Einheit des Ortes und der Zeit ſtrenge beobachten, unſere Helden immer als Helden ſprechen laſſen, die Liebe zum Knoten des Stückes gebrauchen; aber unſere Helden könnten auch dafür die Helden des Alterthums würdig ſprechen lernen. In unſern Sentenzen, dem Kampfe der Leidenſchaften und der Art, eine Intrigue zu leiten, übertreffen wir weit die Griechen. Seit Semiramis haben wir auch

rung durchaus religiös war, hat Meisterstücke dieser Gattung, zu deren Würdigung man jedoch, es ist wahr, in das dramatische System der Spanischen Poesie eingehen muß. Auch dem Französischen Theater ist die christliche Tragödie nicht fremd. Ohne von Polyeuct, Esther und Athalie

Theaterpomp, welche Tragödie den Ödip noch über dieß durch die Moral übertrifft, die mit den letzten Versen ausgesprochen wird." Das ist ungefähr das Wesentliche, worüber Voltaire in seinen Vorreden spricht. Immer ist der Geist Französischer Kritiker in Einzelnheiten zerstreut, nirgends ist von einem höchsten Zwecke der Tragödie die Rede.

Schlagen wir nun auch Boileau's Art poetique nach, auf die sich Voltaire öfter als ein Gesetzbuch bezieht, und sehen wir, welche Regeln wir bey ihm angegeben finden. „Eine angenehme Raserey soll uns mit süßem Schrecken, mit entzückendem Mitleid erfüllen, die Exposition soll natürlich vor sich gehen, Einheit des Orts, der Zeit und der Handlung befolgt, das Theater nicht leer gelassen, die Wahrscheinlichkeit beobachtet werden. Die Verwickelung soll sich immer mehr verwirren, und leicht und überraschend lösen. Die Liebe dringet an's Herz; verliebt also dürften die Helden seyn, nur nicht hirtenmäßig. Historische Charaktere hätten ihre Züge beyzubehalten, erfundene müßten mit sich selbst überein stimmen. Die Sprache soll sich nach den Leidenschaften richten, und, um zu gefallen, müsse der Dichter unendliche Mannigfaltigkeit besitzen." Das ist alles, worüber in diesem Gedichte von dem Trauerspiele gesprochen wird.

Auch bey den meisten Deutschen Kritikern findet sich eine solche Zerstreuung. Sie reden von Charakterisirung, Leidenschaften, Anlage und Verwickelung der Handlung, fragen, ob die Darstellung in diesen drey Rücksichten natürlich und wahrscheinlich, selten, ob sie würdig und groß, noch seltener, ob sie den tragischen Absichten angemessen sey, was denn eigentlich die Hauptfrage seyn sollte.

zu reden, die ihr Gegenstand in diese Classe reihet, halte ich auch dafür, daß Alzire den Titel einer christlichen Tragödie verdiene. Der Unterdrückungsgeist und die Härte des Gusman scheinen die Peruaner von dem Christenthume abschrecken zu sollen, und bringen auch diese Wirkung auf Zamor hervor. Das Unglück, was diese Fehler dem Gusman zuziehen, und das er als eine Strafe des Himmels betrachtet, läßt ihm würdige und liebevolle Gesinnungen in seinen letzten Augenblicken offenbaren; dieses durch die Religion hervor gebrachte Wunder bekehrt den Zamor und hierdurch ohne Zweifel alle seine Anhänger. Hier ist also eine Verkettung von Ursachen und Wirkungen, wo selbst die menschlichen Unvollkommenheiten dem Dienste der Religion zum Vortheile gereichen.

Noch eine dritte Art eines tragischen Systems nehme ich an, wovon das Beyspiel durch den einzigen Shakespear gegeben wurde. Dieser Dichter hat tiefe Absichten, die man sonderbar verkannte, da man ihn für ein wildes Genie nahm, welches unzusammen hängende Werke blind hervor brachte.*) Ich nenne Hamlet eine philosophische Tragödie, oder, um mich besser auszudrücken, eine skeptische. Sie entstand durch eine tiefe Betrachtung menschlicher Schicksale, zu der sie hinwiederum anreizt. Die Seele, welche bey keiner Überzeugung ausruhen konnte, sucht umsonst aus diesem Laby-

*) Voltaire Dict. phil. Art. dram. verwundert sich nicht wenig darüber, daß Shakespear ein Genie ist. Il y a une chose plus extraordinaire que tout ce qu'on vient de lire, c'est, que Shakespear est un génie.

rinthe durch einen andern Ausgang heraus zu kommen als durch die Idee der allgemeinen Nichtigkeit. Der absichtlich langsame, gehemmte und oft rückgängige Gang der Handlung ist das Symbol des geistigen Wankens, was die Wesenheit des Werkes ausmacht; es ist eine unbeendigte und nicht zu beendigende Betrachtung über den Zweck des Daseyns, eine Betrachtung, deren Gordischen Knoten zuletzt der Tod zerschneidet. Diese Gattung der Tragödie ist vielleicht aus allen die finsterste; denn die menschliche Natur strebt, auf was immer für eine Überzeugung sich fest zu stützen, die Unentschlüssigkeit des Verstandes setzt sich dagegen, und nothwendig müssen die moralischen Triebfedern außerordentlich nachlassen, damit der Mensch sich in einem gefühllosen Skepticism über Wahrheiten, die ihn doch am meisten interessiren sollten, gefallen könne. Die Tragödie Lear hat viele Ähnlichkeit mit der des Hamlet; sie ist so gar noch stärker in dieser Gattung. Was in ihrem ganzen Baue sich ausgedrückt findet, ist nicht mehr Zweifel, sondern Verzweifelung, in den Wegen des düstern Lebens die mindeste Spur einer tröstlichen Idee auffinden zu können. Dieses Riesengemählde zeigt uns eine Umwälzung der moralischen Welt, die uns die Zurückkunft des Chaos befürchten läßt; es ist keine individuelle Tragödie, sie umfaßt das ganze Menschengeschlecht. Macbeth im Gegentheile ist nach dem Systeme der alten Tragödie, Trotz aller Verschiedenheit der Formen, geschrieben. Das Schicksal herrscht darin; wir finden selbst in ihr jene Vorhersagungen, welche der Grund dessen werden, was sie voraus sagen, jene treulosen Orakel,

die durch ihre Erfüllung nach dem Buchſtaben die Hoffnungen desjenigen betriegen, der ihnen vertraute.*)

Nach dieſen epiſodiſchen Unterſuchungen, die aber, wie ich hoffe, die Betrachtungen, die ich anſtellen will, beleuchten ſollen, kehre ich zu meinem Gegenſtande zurück. In dem Werke des Euripides, das wir zergliedern, iſt das Schickſal wohl eingeführt. Gleich anfangs wird den außerordentlichen Begebenheiten eine übernatürliche Urſache angewieſen, der Zorn der Venus iſt die Triebfeder, und zum Zeichen, daß keine menſchliche Vorherſehung ihnen hätte zuvor kommen können, kündigt ſie die Göttinn in einer Vorrede an. Dieſe Vorreden, deren ſich Euripides allein unter allen Griechiſchen Dichtern bedient, wodurch der Zuhörer im voraus erfährt, was vor ſeinen Augen vorgehen wird, ſind unſerem Geſchmacke ſehr zuwider. Ohne ſie zu rechtfertigen, bemerke ich nur, daß die Griechiſche Tragödie die Intrigue

*) Doch ſcheint mir auch hier das Schickſal ſchon zur Idee der Vorſehung geläutert. Wenigſtens ſehen wir eine ſtrenge Gerechtigkeit in dem Ausmaße der Strafen. Banquo, der, wenn man ſeinen Monolog erwägt, für die Verſuchung nicht unzugänglich iſt, wenn er ſie auch ſtärker als Macbeth bekämpft, wird durch ſeinen Tod von Verbrechen gerettet und weiß, daß ſeine Söhne Könige ſeyn werden. Macbeth ſieht ſich am Ende ſeiner Tage für ſeinen unbändigen Ehrgeitz von den Schickſalsmächten gehöhnt; aber ihm iſt es noch gewährt, als Mann, mit dem Schwerte in der Fauſt, in ſeinen Untergang zu ſtürzen. Schrecklich dagegen ſind die letzten Stunden und der Tod der Lady. — Ein ſchuldloſes Geſchlecht beſteigt den Thron. Hätte Shakeſpear ſeine Werke nach Griechiſcher Art, und mit einem Chore geſchrieben, ſo wäre dieſe Anſicht vielleicht der Gegenſtand ſeiner Betrachtung geweſen.

wenig kannte, und daß ein dramatiſcher Dichter übel daran wäre, auf den Reiz der Neugierde viel zu rechnen, der nach der erſten Darſtellung verſchwindet. Zudem konnte Euripides dieſer Vorreden bedürfen, um die Zuſchauer mit ſeinen Dichtungen vertraut zu machen, indem er ſich erlaubte, die Mythologie in weſentlichen Puncten abzuändern *). Dem ſey, wie ihm wolle, Phädra iſt als ein Opfer des verhängnißvollen Haſſes der Venus anzuſehen, weil dieſe Göttinn ſelbſt erklärt, ſie entflamme dieſelbe zu einer verbrecheriſchen Leidenſchaft nur, um ſich an Hippolyt zu rächen. So wird Phädra für die Zuſchauer mehr ein Gegenſtand des Mitleids als des Haſſes. Das fühlte Racine wohl. Er läßt auch ſeine Phädra von dem Zorne der Venus gegen ſie und die ganze Familie ſprechen; weil aber dieſer Zorn nicht erklärt wird, und Phädra dieſen Zorn wohl nur bloß zu ihrer Entſchuldigung gegen ſich gerichtet annehmen konnte, macht er eine ſchwache Wirkung.

*) Es kann nicht genug wiederhohlt werden: nicht, welche Unglücksfälle den Menſchen treffen, ſondern wie er ſie trägt, nicht die letzte Begebenheit, ſondern die Abſicht, zu welcher ſie der waltende Geiſt herbey führte, machen das Intereſſe der Tragödie aus, wozu Spannung der Neugierde gar nicht erfordert wird. Den Neueren dürften die Prologe nothwendiger ſeyn als den Alten, wenn ſie nähmlich ihre Stoffe aus dem, ihren Zuhörern wenig bekannten, Alterthume nehmen. Solche Prologen würden ſodann voraus geſchickt, um die Dichtung ſelbſt von der Proſa dürrer Expoſition ſo viel möglich zu reinigen. Ich rede hier nicht etwa für mich; denn, ob ich gleich einen Prolog zu Regulus ſchrieb, habe ich ihn doch nie auf der Bühne ſagen laſſen.

Wenn gleich der Hippolyt des Euripides ſich den Zorn der Venus bis auf einen gewiſſen Punct durch eigene Schuld, weil er den äußeren Dienſt der Göttinn vernachläſſigt, zuzieht, zeigt ſich doch auch das Schickſal in ſeinem Unglücke. Auch dadurch wird Venus gereizt, daß er für das Vergnügen der Liebe ſich unempfindlich zeigt, was in dem Eigenthümlichſten und Innerſten des Charakters des Hippolyt, in der keuſchen Reinigkeit ſeiner Seele, die ihn zum begeiſterten Anbether und Liebling der Diana macht, gegründet iſt. Indeſſen kann ihn der vorzügliche Schutz ſeiner Göttinn nicht vom Untergange erretten; denn, wie Diana ausdrücklich ſagt, vermag keine Gottheit den Abſichten der andern in Anſehung eines Sterblichen entgegen zu arbeiten. Hippolyt geht alſo durch die nothwendige und ewige Eiferſucht dieſer zwey entgegen geſetzten Gottheiten zu Grunde. Auch in den drey Bitten, deren Erfüllung Neptun dem Theſeus ohne Zweifel, um ihn wunderbar zu ſeinem Glücke zu erhören, in vorhinein gewährt, liegt das Schickſal. Dieſe iſt die einzige übernatürliche Einwirkung, welche Racine beybehielt. Wahrſcheinlich dachte er, daß man, nachdem die alte Mythologie kein Gegenſtand unſers Glaubens iſt, in ihrer Behandlung ſparſam mit dem Gebrauche des Wunderbaren ſeyn müſſe. Ein einzelnes Wunder gewinnt aber weit ſchwerer die Einbildungskraft, als eine ganze Ordnung der Dinge, in der die Wunder gewöhnlich ſind. Zu dem kann in dem Franzöſiſchen Stücke das Unglück des Hippolyt nicht von dem Zorne der Venus herrühren, da er ihr durch die Liebe für Aricia huldigt. Auch glaubte Racine ihn durch

dieſe Schwachheiten etwas ſchuldig gegen ſeinen Vater machen zu müſſen, um das Gefühl nicht durch das Unglück eines vollkommen tugendhaften Helden zu beleidigen; eine verfehlte Abſicht, wie ich es weiter oben gezeigt habe. „Was die Perſon des Hippolyt betrifft," ſagt er, „habe ich bemerkt, daß man den Euripides bey den Alten tadelte, er habe ihn als einen Philoſophen, frey von aller Unvollkommenheit, dargeſtellt, ſo, daß der Tod dieſes jungen Prinzen weit mehr Unwillen als Mitleid erregte." Dieſe Kritik des Euripides iſt ganz und gar ungerecht. Es iſt zwar wahr, daß er Hippolyt mit allen moraliſchen Tugenden verſah, aber er läßt ihn mit Verachtung die Venus behandeln; das iſt hinreichend, ihn zu verderben. Denn bey den Alten war es, um den Göttern zu gefallen, nicht genug, tugendhaft zu ſeyn; man legte dieſen menſchliche Leidenſchaften bey, und mußte daher dafür ſorgen, ihnen perſönlich zu ſchmeicheln.*) An dieſe Religionslehre hätten ſich die Kritiker halten ſollen, nicht an den Dichter.

Indeſſen geht in beyden Tragödien die Unſchuld auf gleiche Art durch eine ſchreckliche Strafe zu Grunde, wie vom Blitze göttlicher Rache getroffen, bey Euripides durch die Gewalt des Schickſals, bey Racine durch eine Verkettung der Dinge, in welcher vielmehr die Vorſicht zu wal-

*) Venus ſagt dieſes von ſich ſelbſt in dem Prologe zur Phädra:

Wer meine Macht verehret, den erheb' ich hoch,
Und ſtürze, die mir trotzen, in den Staub dahin. —
Denn alſo iſt auch ſelbſt der Himmelsgötter Art:
Verehrung bey den Sterblichen erfreuet ſie.

ten ſcheint, weil er ſich rühmt, gerechte Vergeltungen darin eingeführt zu haben. Wir wollen ſehen, wie beyde Dichter dieſe fürchterliche Cataſtrophe gemildert haben, um das aufgereizte Gemüth der Zuſchauer zu beſänftigen, und ihnen ſtatt einer peinlichen Empfindung ein geliebtes und rührendes Andenken zurück zu laſſen.

Der Gang des Euripides iſt folgender: Theſeus hält ſeinen Sohn noch für ſchuldig. Durch die Schnelligkeit, mit welcher Neptun ihn erhöret, noch mehr in ſeiner Überzeugung beſtärkt, hört er die Nachricht ſeines Unglücks in einer feſten Stellung an, obgleich ſich das Vaterherz in ihm ſchon zu regen anfängt. Er befiehlt, man ſoll ihm den tödtlich verwundeten Hippolyt vor die Augen bringen. Jetzt erſcheint Diana, ruft Theſeus, erklärt ihm die Unſchuld, die Frömmigkeit des Sohnes und die Liſt, der er unterlag, und wirft ihm ohne die mindeſte Schonung das traurige und unabänderliche Loos des Hippolyt vor. Ihre Worte, die das Gepräge einer ernſten Majeſtät an ſich tragen, und mit einer bewundernswürdigen Kürze unſerer Einbildungskraft die Bilder vergangener Zeit annähern, ſind eben ſo viele Dolchſtiche für Theſeus; er iſt vernichtet, Ausrufungen der Verzweifelung ſind ſeine ganze Antwort. Die Göttinn fügt am Ende zur Entſchuldigung und zum Troſte bey, daß die erzürnte Venus dieſes Unglück wollte, und Theſeus in eine unwillkürliche Verblendung ſtürzte. Nach dieſem Zwiſchenſpiele wird Hippolyt von ſeinen Gefährten herbey getragen. Man muß hier den Bau der alten Theater vor Augen haben, wo das Proſcenium ſehr breit war, ſo daß die Schau-

ſpieler, welche nicht vom Hintergrunde, ſondern von der Seite auftraten, von weitem geſehen wurden und einige Zeit brauchten, bis ſie in die Mitte der Bühne kamen. Dieſe Zeit verging unter Geächze und zerreiſſenden Klagen, welche der Schmerz dem unerſchrockenen Hippolyt auspreßt. Er beſchwört ſeine Gefährten, ihn ſanft zu tragen, weil jede Erſchütterung ſeine Qualen erneuert, er begehrt einen Degen, um ſich zu morden, und rufet den Tod an. Als der traurige Zug vor dem Pallaſte ankommt, und die Bahre, auf welcher Hippolyt getragen wird, auf die Erde geſtellt iſt, naht ſich ihm Diana; und es geht ſodann zwiſchen ihnen und Theſeus folgende Scene vor: *)

Artemis.

Unglücklicher! In welches Weh' verſankeſt du!
Dein Edelmuth ward dein Verderben.

Hippolytus.

Ach!
Ein Götterduft umathmet mich. Ob ſchwer gequält,
Dich kenn' ich dennoch und erheb' anbethend mich:
An dieſem Ort' iſt Artemis, die Himmliſche.

Artemis.

Sie iſt es, die dir ſtets die liebſte Göttinn war.

Hippolytus.

Siehſt du, wie unglückſelig, Herrſcherinn, ich ward?

Artemis.

Ich ſeh' es. Thränen zu vergießen ziemt mir nicht.

Hippolytus.

Er iſt nicht mehr, dein Jäger, dein Begleiter.

*) Die ich hier nach Bothe's Überſetzung einrücke.

Artemis.

Nicht mehr, und theuer warst du mir, der so erliegt.

Hippolytus.

Dein Rosse-Lenker, deiner Götterbilder Schutz.

Artemis.

Kypris, die Listige, hat diesen Trug erdacht.

Hippolytus.

Ach! ich erkenn' die Gottheit, welche mich verdarb.

Artemis.

Die Ehre mir beneidend, haßt sie, Weiser, dich.

Hippolytus.

Uns drey verdarb, ich ahn' es, diese Einzige.

Artemis.

Dich und den Vater, und das Weib, das er erkor.

Hippolytus.

Beklagen muß ich nun des Vaters Mißgeschick.

Artemis.

Er ward getäuscht durch einen himmlischen Beschluß.

Hippolytus.

Ach, armer Vater, was wirst du empfinden!

Theseus.

Ich
Vergehe, Kind, in Gram. Des Lebens Reitz entschwand.

Hippolytus.

Um deinen Irrthum klag' ich schmerzlicher als um mich.

Theseus.

O daß ich für dich sterben möcht', Hippolytus!

Hippolytus.

Unglück verlieh dein Vater Poseidaon dir.

Theseus.

Daß nie der Wunsch der Lippe wär' entflohn!

Hippolytus.

Gemordet hättest du mich doch; so zürntest du.

Theseus.

Wohl hatten also Himmlische mein Herz bethört.

Hippolytus.

So haßten Götter das Geschlecht der Sterblichen?

Artemis.

Sey ruhig! Nicht im dunkeln Schooß der Erde, nein!
Nicht ungerächt soll bleiben, was die zürnende
Kypris gethan, die also dich vernichtete,
Weil du ein frommer Mann und reinen Herzens warst.
Ich selbst, mit meiner Hand, will einen Anderen,
Der ihr von allen Sterblichen der liebste ist,
Hinstrecken durch dieß unvermeidliche Geschoß.

Dir aber, Unglückseel'ger, für dein traurig Loos
Verleih' ich große Ehre in Trözenias
Stadt dir; denn alle Bräut' in langer Folgezeit
Soll'n das geschorne Lockenhaar dir ehrend weihn,
Und thränenvolle Hymnen dir, Hippolytus.
Stets auch hinfort erschallt der Jungfraun klagender
Gesang von dir, und nie wird in Vergessenheit
Die Liebe Phädra's fallen, welche dich verdarb.

Du, Sprößling des bejahrten Ägeus, nimm den Sohn
In deine Arm' auf und umfang' ihn väterlich;
Denn unbewußt verdarbst du ihn; und fehlen muß,
Wenn es die Gottheit so verhängt, der Sterbliche.

Dich auch ermahn' ich. Hasse den Erzeugten nicht,
Hippolytus; denn du weißt das Schicksal, das dich traf,
Und lebe wohl! denn Todte anschaun darf ich nicht,
Den Blick entheiligend durch des Sterbens letzten Hauch.
Und dieses Schicksal steht, ich seh' es, dir bevor.

Hippolytus.

Heil dir auch, seligſte der Jungfraun! Schweb' empor,
Und ende leicht langdauernde Vereinigung!

Dem Vater zürn' ich fürder nicht, wie du gewollt;
Denn immerdar gehorcht' ich, Göttinn, deinem Wort.

Ach! ach! die Blick' umhüllet mir ſchon Dunkelheit.
Faß' mich, o Theſeus, und erheb' des Sohnes Leib!

Theſeus.

Weh, Kind! Was iſt dir? O ich Unglückſeliger!

Hippolytus.

Ich end' und ſchau' des Schattenreiches Thore bald.

Theſeus.

Und läſſeſt du befleckt des Vaters Seele nun?

Hippolytus.

Mit nichten! Du haſt keinen Theil an dieſem Mord.

Theſeus.

Wie? Sohn! die Blutſchuld nimmſt du von mir, und verzeihſt?

Hippolytus.

Die pfeilgewalt'ge Artemis bezeuge mir!

Theſeus.

O Liebſter, deinem Vater zeigeſt Großmuth du.

Hippolytus.

Ach, lebe wohl, mein Vater, leb' wohl tauſend Mahl!

Theſeus.

Weh! weh mir! Wie iſt deine Seele fromm und gut!

Hippolytus.

Mir gleiche Kinder geb' dir ein rechtmäßig Weib!

Theſeus.

Nein, Kind! Verlaß mich nimmer! Muthig widerſteh!

Hippolytus.

Gebrochen iſt mein Muth. Ich ſterbe, Vater. —
Verhüllt in die Gewande ſchnell mein Angeſicht!
(ſtirbt.)

Theſeus.

O weitberühmte Stadt der Pallas, welch ein Mann
Wird dir entriſſen! Weh mir Unglückſeligen!
Stets bleib' ich, Kypris, deiner Unthat eingedenk.

Ich kenne keine rührendere Scene, weder in der alten noch neuen Tragödie; alles iſt darin einfach und natürlich, und doch iſt die Kunſt der Contraſte darin bewundernswürdig angewandt. Die unſterbliche Majeſtät ſehen wir bey der ſterbenden Jugend, die zerreiſſenden Gefühle der Reue neben den Rührungen einer reinen Seele. Diana zeigt alles Mitleid für die Leiden der Sterblichen, ſo weit es ſich nur mit ihrer Gottheit verträgt; doch iſt darum in ihren Worten nicht minder eine Spur von himmliſcher Klarheit. Bey der Annäherung der Schutzgöttinn werden die Schmerzen des Hippolyt ſanfter; er ſtirbt dahin, aber er leidet nicht mehr. Sie heiligt ſeine letzte Stunde durch ihre Gegenwart, und ihr Abgang kündet feyerlich den geheimnißvollen Augenblick an, der uns alle erwartet, und von dem ſich niemand einen Begriff machen kann. Der junge Held jammert nicht über den Verluſt der irdiſchen Freuden, indem er dieſes ſchöne Leben verläßt. Die Verehrung Diana's war ſein liebſter Genuß; nur um ſeinen Vater trauert er. Welche Sanftmuth, welche Würde, welche kindliche Frömmigkeit in allem, was er zu Theſeus ſagt! Hier wird man wohl eingeſtehen müſſen, daß die Alten oft die chriſtlichen Geſinnun

gen erriethen, d. i. das Liebenswürdigſte, Reinſte, Erhabenſte der Seele. Endlich — und das iſt für den Haupteindruck, den dieſe Tragödie hervor bringt, das Weſentlichſte — wird die Härte des Schickſals ſo viel möglich gemildert. Der ſterbende Hippolyt iſt von allen möglichen Tröſtungen umringt. Sein Vater, voll Reue und Verzweifelung, zeigt ihm eine ſchrankenloſe Zärtlichkeit; eine Göttinn tröſtet, beklagt ihn und verſpricht ihm die unſterblichen Ehren des Helden. Wahrlich ein ſo lebendiges Bild der ewigen Glückſeligkeit im Tauſche mit einer vorüber gehenden Exiſtenz als die Religion der Alten nur liefern konnte!

Was ſetzt Racine an die Stelle dieſer Schönheiten? Nichts, durchaus nichts. In ſeinem Stücke ſtirbt Hippolyt, ohne zu wiſſen, ob ſeine Unſchuld je erkannt werden wird, ohne ſelbſt Aricia wieder zu ſehen, voll Unruhe über das Schickſal ſeiner Geliebten. Die ſterbende Phädra ſtellt ſeine Ehre wieder her. Theſeus bereut ſeine Ungerechtigkeit; aber das geht alles zögernd, und iſt über dieß matt ausgedrückt. Wahr iſt es, der Dichter macht uns nicht zu Zeugen der Leiden und des Todes des Hippolyt, die er bloß erzählen läßt, er greift uns daher weit weniger an; aber die Hauptſache, das ſchreckliche Schickſal der Unſchuld, bleibt daſſelbe. Die Alten hatten vielleicht weniger zarte Nerven als wir, aber gewiß eine wahrere und natürlichere Empfindſamkeit; beſonders wollten ſie ſich in Kunſtwerken lieber einem ſchmerzlichen Mitgefühle für phyſiſchen Schmerz überlaſſen, wenn nur wieder dafür eine moraliſche Entſchädigung vorhanden war. Ich fürchte, daß die Neueren, welche tragiſche Stoffe

aus dem Alterthume bearbeiteten, ſie oft im Grunde noch empörender und ſchwärzer behandelt haben, zu gleicher Zeit, als ſie die Wirkung ſchwächten und die Oberfläche glätteten.

Ohne Zweifel hat ſich Racine aus Achtung für die Herkömmlichkeiten des Theaters, die zu ſeiner Zeit erfordert wurden, nicht auf die Bühne einen Menſchen zu bringen getrauet, der an ſeinen Wunden ſtirbt, was ſich doch nach ihm viele andere Franzöſiſche Dichter erlaubten; *) viel weniger wagte er, eine Göttinn erſcheinen zu laſſen, aus Furcht, daß ein ſolches ſichtbares Wunder lächerlich werde. Das zeigt nur, wie unvortheilhaft es für den Dichter ſey, ſeinen Stoff aus einer wunderbaren Welt zu nehmen, deren Dichtungen Leben und Realität für die gegenwärtigen

*) Die Delicateſſe des Franzöſiſchen Publicums, das auf dem Theater keine Wunden und kein Blut ſehen kann, läßt ſich doch ſonſt manche ekelhafte Beſchreibung dieſer Art gefallen, die ein Deutſches Publicum einem Deutſchen Dichter verargen würde. Z. B. in der Athalia des Racine A. 2. S. 2.:

Déja, selon la loi, le grand prêtre, mon per e
— — — — — — —
Lui présentoit encore entre ses mains sanglantes
De victimes de paix les entrailles fumantes,
— — — — — — —
Et cependant du sang de la chair immolée
Les prêtres arrosoient l'autel et l'assemblée.

Dann A. 2. S. 5.

Son ombre vers mon lit a paru se baisser,
Et moi, je lui tendois les mains pour l'embrasser,
Mais je n'ai plus trouvé qu'un horrible mélange
D'os et de chair meurtris et trainés dans la fange,
Des lambeaux pleins de sang et des membres affreux,
Que des chiens dévorants se disputoient entre eux.

Zuſchauer verlohren haben, es wäre denn, ſie wollten ihm ſelbſt aus gutem Willen und mit einer gelehrigen Einbildungskraft folgen. Soll man, um den Racine zu rechtfertigen, ſagen, daß Hippolyt in ſeinem ganzen Stücke nur ein geringes Intereſſe errege, daß alles durch das Intereſſe für Phädra verſchlungen werde, und daß der Tod derſelben die wahrhafte Cataſtrophe ſey? Ich glaube nicht, daß der Gegenſtand bey dieſer Wendung gewinne; aber für jeden Fall ſteht, wenn man ihn in dieſem Sinne nimmt, der pomphafte Bericht des Theramenes ganz außer ſeiner Stelle. Statt den ſchrecklichen Tod des Hippolyt heraus zu heben, mußte ſodann der Eindruck desſelben vielmehr geſchwächt werden; es wäre vielleicht beſſer geweſen, ſein Loos ganz im Ungewiſſen zu laſſen. Auch das noch iſt zu wenig geſagt; es war gar keine Nothwendigkeit vorhanden, ihn ſterben zu laſſen. Phädra konnte ſich tödten, überzeugt, daß die Verwünſchung des Theſeus Hippolyt in das Verderben ſtürzen würde; Theſeus konnte noch zur gehörigen Zeit von der Unſchuld des Sohnes überzeugt werden, und ſeine an Neptun gerichteten Gelübde zurück nehmen. Hippolyt konnte auf die Bühne zurück kommen und ſich in eben dem Augenblicke gerettet ſehen, als er zu gehen glaubte; er konnte ſich nach dem Tode des ſchuldigen Weibes mit ſeinem Vater verſöhnen. Aricia konnte mit ihrem Geliebten verbunden werden, und man hätte die tugendhafte Liebe belohnt geſehen, indeſſen die laſterhafte Liebe beſtraft worden wäre. Wenn die Hauptſchönheit des Stückes in der Rolle der Phädra beſtehet, wie man es eingeſtehet, ſo hätte ihm das keinesweges

ſchaden können. Nach allen Gemüthsbewegungen, welche ihre Leidenſchaft erregte, wäre die Entwickelung genugthuender, der Eindruck überhaupt harmoniſcher und der moraliſche Zweck des Autors beſſer erfüllt worden. Die Alten haben ſich eben ſo große Abweichungen von der Mythologie erlaubt; die Rechte eines Dichters heutiger Zeit ſind hierin noch ausgedehnter, weil die Überlieferungen der Fabel keine Glaubensartikel mehr ſind.

Hier beſchließe ich die Vergleichung der beyden Stücke, und ich laſſe nun dem Leſer die Beurtheilung über, ob die Behauptung des Hrn. Laharpe gegründet iſt, daß Racine überhaupt an die Stelle der größten Fehler große Schönheiten geſetzt habe. Welche die Gründe immer ſeyn mögen, die man dem Reſultate meiner Prüfung entgegen ſetzen will, ich wünſche nur, daß ſie über den verſchiedenen Geiſt der Griechiſchen und Franzöſiſchen Tragödie zu fruchtbaren Ideen für die dramatiſche Kunſt führen möge.

Anhang.

Beurtheilung der vorher gehenden Schrift, eingerückt in drey Blättern des Journal d'Empire vom 16. und 24. Februar und 4. März 1808.

Erſtes Blatt.

Wenn der Verfaſſer dieſer Schrift nur zur Abſicht hatte, den Unterſchied zwiſchen der Phädra des Racine und der des Euripides aus einander zu ſetzen, ſo hat er bloß einen oft behandelten Gegenſtand von neuem vorgenommen, und iſt auf einen viel betretenen Punct der Literatur wieder zurück gekehrt; nahm er ſich aber vor, den Ruhm eines der größten Dichter, deren ſich die neueren Zeiten rühmen können, anzugreifen und einige Wolken über ein glückliches Zeitalter zu verbreiten, welches, wie Boileau ſagte, unter den Händen des Racine ſeine prächtigen Wunderwerke entſtehen ſah, ſo muß man ihn unter jene paradoxen Schriftſteller reihen, deren Meinungen um ſo weniger bedeuten, als ſie nicht einmahl das Verdienſt der Aufrichtigkeit haben, und einzig durch die Begierde, zu glänzen, durch den Ehrgeiz, ſich auszuzeichnen, und das Streben, Aufſehen zu erregen, eingegeben werden. Wollte er endlich unterſuchen, ob das Griechiſche oder Franzöſiſche Theater den Vorzug verdiene, und ſich als

oberſten Richter in dieſem literariſchen Proceſſe aufſtellen, ſo findet man ſich verbunden, ihm zu ſagen, daß das eine verjährte Frage, die an und für ſich keine Auflöſung zuläßt, erneuen, und ein unbeſtimmtes Problem wieder aufſtellen heiße, welches in einer andern Gattung der Quadratur des Zirkels ziemlich gleicht. Aus allem dieſem läßt ſich hinlänglich abnehmen, daß die Abſichten des Hrn. Schlegel nicht ganz im Reinen liegen, und er in ſeiner Abhandlung viele Sachen zu errathen übrig laſſe. Warum erklärt er ſich nicht offener? welche Bedenklichkeit konnte ihn aufhalten? Hat er gefürchtet, dem Hrn. Mercier zu ſehr zu gleichen und ſo vielen andern Franzöſiſchen Schriftſtellern, die allerdings würdig geweſen wären, Mitbürger des Vaterlandes des Hrn. Schlegel geweſen zu ſeyn? Dachte er ſich, wir wären noch heut zu Tage über die Grundſätze des guten Geſchmackes und die reinen literariſchen Vorſchriften feſt genug, um mit Schonung behandelt werden zu müſſen, und um uns gegen ſophiſtiſche und paradoxe Meinungen aufzulehnen, wenn ſie zu naiv ausgedrückt wären?

Ich weiß nicht, ob er uns hier nicht zu viele Ehre erweiſe. Ich glaube zu bemerken, daß, was neu iſt oder wenigſtens dafür gehalten wird, noch die Geiſter, ohne Rückſicht auf Richtigkeit, geſunden Sinn, Vernünftigkeit und Wahrheit, verführe; mir ſcheint, daß dieſer Deutſche Literator uns zu vollſtändig, zu wahrhaft bekehrt halte. Doch dem ſey, wie ihm wolle, ſeine Parallele iſt ein Gewebe von wahren, richtigen und klaren Sätzen, und von furchtſamen, ſchiefen und hinterliſtigen Einſchiebſeln, von ſehr freyen

Ausſprüchen und ſehr geſchickten heimlichen Andeutungen; von ſtreng ſchließenden Folgerungen und verfänglichen Sophismen; oft auch entwiſchen ihm in dem Strome ſeiner Dialectik, unter dem begünſtigenden Lärm der Argumentation, Behauptungen von empörender Rohheit, alſo zwar, daß, wenn er auch der Regel nach mit uns als mit ſehr feinen und delicaten Leuten umgeht, deren Geſchmack, Grundſätze und Vorurtheile man bis auf einen gewiſſen Punct ſchonen müſſe, er doch wieder zuweilen uns als vollkommene Schwachköpfe behandelt, die gar keine Schonung verdienen. Ich läugne nicht, daß ein Werk, welches mit ſo vieler Geſchicklichkeit entworfen und mit ſo vieler Kunſt verfaßt iſt, Geiſt enthalte, ich erkenne ſelbſt, daß es dem Verfaſſer gelungen ſey, alte Sophismen zu verjüngen, daß er ſo gar neue gefunden habe, und der Regel nach ſeine falſche Logik gut aufzurichten wiſſe, noch mehr, ich geſtehe, daß er für einen Deutſchen auf eine ſehr ausgezeichnete Art Franzöſiſch ſchreibe; aber ich kann nicht umhin, hier ein großes Wort des Quinctilian anzuwenden, das, wenn von Literatur die Rede iſt, nicht genug angeführt werden kann. Dieſer berühmte Lehrer der Redekunſt ſpricht von Rednern und Schriftſtellern, welche mehr darnach ſtreben, den Geiſt durch das Flackern einer lebhaften Einbildungskraft zu blenden, als durch das Licht geſunder Begriffe und der Vernunft zu erleuchten, und ruft auf: Man rühme ihren Geiſt immerhin, wenn es nur ſicher iſt, daß für einen beredten Mann ein ſolches Lob eine Schande ſeyn würde. Itaque

ingeniosi vocentur, ut libet; dum tamen constet, contumeliose sic laudari disertum.

Wir wollen von der üblen Vormeinung keinen Vortheil ziehen, welche in dieser Gattung der Literatur das Vaterland des Hrn. Schlegel, und zwar ganz natürlich, gegen sich hat, welches so fruchtbar an literarischen Irrthümern, so voll von Vorurtheilen gegen die Französische Literatur, und so sehr geneigt ist, alle Paradoxen, die nur Verkehrtheit des Geschmackes und falsche Richtung des Geistes erzeugen, zu ergreifen, daß es so gar die Art des Neides, von welcher es gegen uns beseelet wird, vergißt, um mit Beyfall selbst die Werke solcher Französischer Schriftsteller aufzunehmen, deren ausschweifende und lächerliche Meinungen seiner Leidenschaft schmeicheln. Aber man muß erkennen, daß es diesem Lande, welches durch die Nachtwachen und Arbeiten so vieler arbeitsamer und tiefer Gelehrten, auf welche es Recht hat, stolz zu seyn, so wichtige Dienste der Literatur geleistet hat, ganz an jenem feinen, ausgesuchten und unerklärlichen Sinne mangelt, den man Geschmack nennt, und daß es in seinen literarischen Untersuchungen an dessen Stelle eine gewisse mehr oder minder sinnreiche Dialectik setzt, die aber immer falsch ist, weil sie mit ihren Vorgängen Dinge erreichen und sich unterwerfen will, die mehr das Gefühl angehen als den Verstand. Die Literatur hat ihre Mysterien; und welche Kunst und Wissenschaft hätte sie nicht? Selbst die Geometrie, Trotz aller strengen Genauigkeit, auf die sie sich so viel einbildet, hat ihre Geheimnisse; kurz, es gibt einen Punct, wo das Raisonne-

ment ſtill ſtehet, gleichſam, um den Stolz des Verſtandes zu demüthigen. Die Kunſt der Argumentation, welche auch bey andern Gelegenheiten falſch und triegeriſch befunden wird, auf die Literatur anwenden, heißt, ihre Natur verkennen und umſonſt und um nichts ſcholaſtiſche Spitzfündigkeiten dem Genuſſe eines Mannes von Geſchmack unterſchieben. Das war bey uns der Fehler des Fontenelle, des la Motte, des Trublet und ihrer Nachfolger, die, ohne ihren Geiſt und ihr Talent zu haben, ihre Theorien mit neuen Übertreibungen und neuen Lächerlichkeiten erneuerten. Das iſt auch im Allgemeinen der Fehler der Deutſchen Literaten und insbeſondere des Hrn. Schlegel, der in ſeinem Vaterlande wegen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit und ſeiner tiefen Kenntniß alter Sprachen als einer der erſten Kritiker Deutſchlands betrachtet wird, als jener wenigſtens, der daſelbſt am meiſten Aufſehen macht, und in einer Gegend, die an Sophiſten aller Art Überfluß hat, ſich als der ſinnreichſte Sophiſt auszeichnet. Er tritt in die Schranken ganz ſtachelig von den Waffen der Schule, mit allen Deutſchen Subtilitäten verſehen, ſtark an allen Hülfsquellen einer nordiſchen Dialectik, raiſonnirt, argumentirt über die Verſe des Racine ungefähr, wie man in gewiſſen Epochen vergangener Jahrhunderte über Sätze der Theologie und Metaphyſik argumentirte; er baut Syllogismen in barrocco und barbara über Dinge, welche vielmehr durch den Geſchmack gefühlt als durch das Raiſonnement analyſirt werden wollen, und fällt, ungeachtet ſeines ſtolzen Ganges und der

Zuverſicht, die er in ſeiner Logik zu haben ſcheint, faſt immer in dieſelbe Unſchicklichkeit, in welche wir den Abbé Condillac gerathen ſahen, als dieſer Metaphyſiker die Grundſätze ſeiner Methode mit einer ſehr übel verſtandenen Strenge auf einige von Boileau's ſchönſten Verſen anwenden wollte. Hr. Schlegel ſcheint nur ſeinen Beruf verfehlt zu haben. Nicht mit der Literatur ſollte er ſich beſchäftigen, wohl aber mit Metaphyſik. Dieſe Wiſſenſchaft iſt das wahre Feld für die Argumentation und Dialectik. Hier tragen Falſchheit der Ideen, Feinheit der Sophismen und Leerheit der Syſteme leicht den Sieg davon; die Grundlagen der Literatur hingegen ſind ſeit langer Zeit beſtimmt. Neuerungen in dieſer Gattung werden von guten Köpfen nicht mehr wohl aufgenommen, und die Sophismen, ſo ſinnreich ſie auch ſeyn mögen, nach ihrem wahren Werthe gewürdigt; auch haben die neuen literariſchen Theorien, die von drey ſehr vorzüglichen Schriftſtellern jüngſt ausgeſonnen wurden, ganz und gar keinen wahren Eingang gefunden.

Wahr iſt es, der Deutſche Literator ſchickt gleich am Anfange ſeiner Schrift voraus, daß er ſich mit dem Style des Racine nicht beſchäftigen und nur das Ganze der Compoſition betrachten wolle; aber das iſt nur eine der redneriſchen Vorſichten, um ſich die Leſer zu gewinnen, die aber keineswegs die Abſichten des Schriftſtellers verbürgen. Und wirklich, wenn man ihn in der Folge tauſend lächerliche Chikanen über einige Verſe des Stückes und einige Stellen des Dialogs erheben, den Styl des Racine an einigen Or-

ten als bedeutungsleer und läppiſch taxiren, und uns mit Hülfe ſeiner Schlauheiten und kleinen Subtilitäten beweiſen ſieht, daß einige der ſchönſten Perioden dieſer Tragödie gar keinen Sinn haben: ſo entdeckt man, daß er mehr aus Geſchicklichkeit als Aufrichtigkeit am Anfange der Schrift ſeine Incompetenz erklärt, und man erkennet, daß ſich ſelbſt der competenteſte Richter nicht mit einer von allen dem Genie und dem Ruhme des Racine ſchuldigen Formen des Reſpects feſſelfreyeren Kühnheit hätte ausſprechen können. Kurz, nichts kann ſich mit der Sicherheit ſeiner Urtheile vergleichen, außer ihre Übertreibung an mehreren Orten, wobey man nur im Vorbeygehen bemerkt, daß dieſe Unerſchrockenheit der Behauptungen einer der ſicherſten Charaktere des Pedantism iſt. Herr Schlegel hat die Vorſchrift des Quinctilian vergeſſen: Man muß mit Zurückhaltung von Werken großer Männer ſprechen, aus Furcht, unſere Unwiſſenheit zu verrathen, indem wir ihre Fehler entdecken wollen. Parce de tantis viris pronuntiandum est.

Aber ich nehme mir vor, mich heute nicht bey den Details der Kritik aufzuhalten. Dieſe werden mir ein anderes Mahl Stoff zu mehreren Bemerkungen liefern, und immer um deſto kürzer ausfallen, je weniger Herr Schlegel Recht hat. In einer Unterſuchung dieſer Art, die voll Dornen, mit kleinen Einzelnheiten, kleinen Nebenfragen und Kleinlichkeiten aller Gattungen untermengt iſt, muß man gerade auf die Reſultate gehen, die Ideen des Autors nach ihrem ganzen Zuſammenhange betrachten, und den Zweck, den er

ſich vorſetzt, zeigen, welche Geſchicklichkeit er auch anwendet, ſeinen Gang zu verbergen und ſeine Abſichten zu verſtellen. Ob nun gleich, wie ich ſchon bemerkte, der Deutſche Literator nicht ſehr ehrfurchtsvoll gegen Racine iſt, ſo hat er ſich doch ſehr gehüthet, ſeine ganze Meinung über dieſen Dichter auszuſprechen; er fand es redneriſcher und geſchickter, den Leſer in den Stand zu ſetzen, ſelbſt zu urtheilen, als ihm die Folgerungen vorzulegen, deren Härte ihm unangenehm hätte auffallen können. Alſo aus der erſten Anſicht und Folgerung ergibt ſich ſogleich, daß Racine nur ein mittelmäßiges Genie war, der keine Tragödie entwerfen konnte, von ſeiner Kunſt nur ſehr beſchränkte und enge Ideen hatte, in ſeinen Vorreden deraiſonnirt und in ſeinen Stücken die ſchwächſten und magerſten Entwürfe mit dem zierlichen Schleyer einer mehr geputzten, blühenden und angenehmen als energiſchen Sprache bedecket. Dieſe Meinung dringt aus allen Theilen dieſer Schrift hervor, ob ſie gleich nirgends ſo offen erklärt iſt. Hier muß man das Schickſal betrachten, welches an dieſe Tragödie Phädra geheftet iſt, da dieſes Meiſterſtück der Scene und des menſchlichen Verſtandes von ſeiner Entſtehung an für den erhabenen Autor eine Scene von Bitterkeiten, verzehrendem Verdruſſe und unerträglichen Demüthigungen wurde, die dazu beytrug, ihn das Theater verlaſſen zu machen, und die noch heute einem Deutſchen den Vorwand gibt, ſein Gedächtniß anzugreifen. Iſt es denn alſo vergeblich, daß Boileau, indem er von dieſem ſchönen Werke ſpricht, voraus

ſagte, daß die Zukunft das glückliche Jahrhundert ſegnen würde, welches durch die glorreichen Nachtwachen des Racine berühmter geworden iſt? Gewiß nicht; denn was liegt nach allem daran, ob Perrin, Liniere und der Verfaſſer des Jonas Nachfolger gefunden haben? Der Ruhm des Racine wird auch über dieſe neuen wie über die alten Läſterungen ſiegen, und alle Menſchen von Geſchmack erwarten mit Ungeduld das Monument, das geſchickte Hände in dieſem Augenblicke zu ſeinem Ruhme erheben.

Folgen wir dem Autor in dem ſchnellen Laufe ſeiner Folgerungen. Man denkt wohl, dieſe Vergleichung wäre bloß unternommen worden, um die Arbeit des Racine unter die des Euripides herab zu ziehen; aber der Autor ſchließt kühn, wiewohl mit allen Formeln der Unſchlüſſigkeit und Furchtſamkeit, daß das Franzöſiſche Theater unter dem Griechiſchen ſtehe, weil nach ſeiner Meinung das Stück des Euripides vor dem des Racine den Vorzug hat. Wenn wir ſelbſt die Richtigkeit dieſes Urtheiles, das wir doch weit entfernt ſind zu unterſchreiben, zugeben, könnten wir doch die Folgerung läugnen, die ſich nicht ſtrenge aus dem Vorderſatze ergibt. Was ſollen aber alle dieſe Fragen über Vorzug? Sie treffen mit ſo verſchiedenen Verhältniſſen zuſammen, ſie werden von ſo vielen Betrachtungen aufgehalten und durchkreuzt, die mit der Literatur ſelbſt nicht zuſammen hängen, z. B. über Völker-Sitten und Gebräuche, Religion, Regierungsformen, daß man, um das Problem der Verſchiedenheit der Theater aufzulöſen, ſich in ein uner-

meßliches Meer von politiſchen und moraliſchen Betrachtungen ſtürzen, und folglich einen Gegenſtand behandeln müßte, dem man leichter zugehen als ihn erſchöpfen kann. Was ſoll man alſo von einem Literator, der ſo leicht dieſen Gordiſchen Knoten zerſchneidet, was von einem ſo entſcheidenden Geiſte, der auf wenigen Blättern einen ſolchen Rechtsſtreit auszumachen denkt, anders halten, als daß er mit einer ſo durchgreifenden Methode Andere zu täuſchen ſucht, nachdem er vielleicht der erſte von den Irrthümern betrogen wurde, denen er nun Glauben verſchaffen will? Herr Schlegel dürfte noch viele Flugſchriften, wie die ſeinige, geſchrieben haben, ehe er eine Frage beleuchtet hätte, von welcher er nicht einmahl die erſten Elemente anzeigt.

Indeſſen geht er mit demſelben ſchnellen Zuge auf eine weitere Folgerung los; er ſchließt von der Erhabenheit der tragiſchen Kunſt zur Zeit des Euripides auf die Erhabenheit des Zeitalters, wo dieſer Dichter lebte, vor dem Zeitalter Ludwig XIV. Dieſe letzte noch unrichtigere und willkürlichere Folgerung iſt mit vieler Kunſt in das Gewebe der Abhandlung verflochten. Herr Schlegel iſt einer der Deutſchen, welche die Selbſtliebe der Franzoſen am meiſten ſchonen, während ſie ihnen nichts weniger ein heilſames Gefühl der Demuth einflößen wollen. Ziehen wir nun den Schluß, daß dieſe ſchon ſo oft behandelte Parallele zwiſchen den zwey Phädren unter der Feder des Herrn Schlegel nur als ein neues Factum wider Racine, wider das Franzöſiſche Theater und wider das Jahrhundert Ludwig XIV. erſcheine, das

zwar ohne Zweifel mit mehr Geiſt, mehrerer Feinheit, mit einer nervigeren Dialectik, als jene der Herren Mercier und Cübieres geſchrieben iſt, im Grunde aber eben ſo ſchwach daſteht. Herr Schlegel ſchreibt mit der Feinheit eines geſchickten Sophiſten und mit der Kunſt eines geübten Rhetors, bleibt aber darum doch nur im Grunde ein Sophiſt und Rhetor.

Zweytes Blatt.

Wer die Theater unter einander auf eine abſtracte Art, ohne Rückſicht auf Ortsverhältniſſe, Sitten, Geſchmack, Gewohnheiten verſchiedener Völker vergleichen zu können behauptet, mißbraucht die Kunſt der Abſtraction und das Recht der Metaphyſik; das heißt gewiſſer Maßen die Algebra auf einen Theil der Literatur anwenden, der am wenigſten fähig iſt, aus allgemeinen Geſichtspuncten betrachtet zu werden. Folgt daraus, daß ein Theater dem andern nicht vorgezogen werden ſolle? Gewiß nicht; es gibt allgemeine, von dem geſunden Menſchenverſtande und der Vernunft vorgeſchriebene Grundſätze, die ſich auf alle anwenden laſſen, und von denen keines abweichen darf. Dieſe Grundſätze wurden von einem der tiefſten Philoſophen des Alterthums anerkannt und entwickelt, von einem der Menſchen, dem es gegeben war, den andern Menſchen die tiefſten Geheimniſſe der Erkenntniß und der Empfindung zu offenbaren. Die geringe Anzahl der Abſtractionen, auf welche er die ganze Theorie der dramatiſchen Kunſt zurück führt, enthält die allgemeinen Anſichten, welche einzig man nur auf die einzelnen Theater ohne Ausnahme anwenden darf; das Übrige ändert ſich und mußte ſich nach allen den Umſtänden ändern,

die einen Einfluß auf die Gedanken des dramatiſchen Genies erhielten und ſeine Begeiſterung modificirten. Die Kunſt des Theaters iſt nur eine Kunſt im Verhältniſſe mit den Grundbegriffen der allgemeinen Vernunft, die Ariſtoteles der erſte mit einer Richtigkeit und Schärfe auf einander ſetzte, welcher die Betrachtungen ſo vieler Jahrhunderte, die uns von dieſem Rhetor trennen, nichts zuſetzen konnten, und wenn es hier erlaubt wäre, die heut zu Tage ſo bekannte Sprache der Mathematik anzuwenden, würde ich ſagen: das Problem der Verſchiedenheit der Theater ſey aus zwey Quantitäten zuſammen geſetzt, wovon die eine beſtändig, die andere veränderlich, wovon die eine nur der Ausſpruch der Vernunft ſelbſt ſey, die von Volke zu Volke nicht verſchieden iſt, und die andere die Sitten darſtelle; ein allgemeiner Ausdruck, deſſen ich mich bediene, um ſchneller alles das zu bezeichnen, wodurch ein Jahrhundert von dem andern ſich unterſcheidet, und wodurch das bewegliche Gemählde menſchlicher Geſellſchaften ohne Ende eine ſo erſtaunenswürdige Verſchiedenheit von Farben und Formen zeiget.

Man muß alſo ſogleich zwey Arten von Theatern unterſcheiden, jene, welche ſich nach dieſen feſten und unwandelbaren Regeln gerichtet, und jene, welche ſie verkannt haben. Klar iſt es, daß zwiſchen dieſen beyden Arten keine andere Vergleichung getroffen werden kann, als zwiſchen Wiſſenſchaft und Unwiſſenheit, zwiſchen Schönheit und Vernunft, zwiſchen Höflichkeit und Barbarey. Doch würde ich nicht läugnen können, daß eine Art von Compenſation,

die Erwägung verdiente, eintreten könnte, in dem Falle nähmlich, wenn alle Regeln und Methoden auf der einen, alles Genie auf der andern Seite wäre. Das ist aber eine bloße Annahme, und es kommt hier gar nicht darauf an, über chimärische Hypotheſen zu raiſonniren. Man kann ſagen, daß in der Ausübung der Kunſt das Genie weniger ſelten als der Geſchmack war, wenn man dieſen Satz im Allgemeinen auf verſchiedene Völker, und nicht ins beſondere auf die Autoren eines Volkes beziehen will. Es gab wenige barbariſche Theater, wo man nicht einige Funken von dem Feuer glänzen ſah, das alle großen literariſchen Compoſitionen beſeelen ſoll; aber dieſe koſtbare Gabe, dieſes Genie, ohne welches der Geſchmack und die Regeln nichts ſind, war nicht das ausſchließende Gut der Völker, welche weder Regeln noch Geſchmack kannten. Griechenland, Italien und Frankreich haben glückliche Geiſter hervor gebracht, die alle Wärme, alle Energie, alle großen Wirkungen des Genie mit der Weisheit und der Strenge der Vernunft und der Regelmäßigkeit des geſunden Sinnes zu vereinbaren wußten. Die allgemeine Frage vereinfacht ſich alſo, wenigſtens in dieſer Rückſicht, und alle Theater, die ſich nicht unter die unbeweglichen Geſetze des Geſchmackes beugen, ſind dadurch ſchon von der Parallele ausgeſchloſſen.

Wird dadurch das Problem leichter? Wenn man erkennt, daß das Franzöſiſche und Griechiſche Theater auf denſelben Grundſätzen erbaut ſind, würdigt man darum alle Ähnlichkeits-Verhältniſſe, die ſie einander nähern, alle Verſchiedenheiten, die ſie unterſcheiden, beſſer? Hier kommen wir

auf dieſelbe Betrachtung der Sitten zurück, mit welcher alle Bemerkungen über die Schicklichkeiten der Bühne zuſammen hängen, deren Auflöſung uns allein erklären könnte, warum ein Meiſterſtück des Sophokles und Euripides, welches in Athen Beyfall erhielt, in Paris ausgepfiffen werden würde, und wie die ſchönſten Werke des Racine und Corneille auf dem Theater von Athen hätten fallen können. Glaubt man die Frage beſſer geſtellt zu haben, wenn man fragt, welches der beyden Theater die mehrſten Stücke hervor brachte, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern gefallen könnten, welches am meiſten von den Schönheiten hat, die allgemein gefühlt werden? Der eine und der andere ſind davon voll, wenn man nur auf die Details aufmerkſam iſt; der eine und der andere könnte Geiſtern widerlich werden, für die ſie nicht geſchaffen ſind, wenn man das Ganze der Werke betrachtet. Um nur von den zwey Stücken zu reden, die Herr Schlegel verglichen hat, iſt es wahrſcheinlich, daß die Rolle des Hippolyt, ſo wie ſie Euripides ausführte, mit ſeinem wilden rohen Tone, mit ſeinen langen und heftigen Declamationen gegen das Geſchlecht, mit ſeiner cyniſchen Satyre, zu Folge welcher er die Götter fragt, warum der Umgang mit den Weibern das einzige Mittel ſey, Kinder zu machen, bey den Fremden eine beſſere Aufnahme finden würde, als dieſelbe Rolle, ſo wie ſie Racine mit dem Firniſſe moderner Höflichkeit und den Farben Franzöſiſcher Galanterie herausgeputzt hat? *) Sicher iſt es, daß man

*) Von Cynism kann ich in dieſer Rede gar nichts vorfinden. Er hält ſich keinesweges bey der Kindererzeugung auf, ſondern benennt ſie

in Paris die Phädra des Athenienſiſchen Tragikers nicht mehr vertragen würde, als man zu Athen jene des Franzöſiſchen hätte ertragen können. Jeder von beyden arbeitete für ſeine Nation, jedem von beyden gelang die Arbeit. Die Phädra des Euripides entzückte die Griechen, die des Racine die Franzoſen. Beyde Arbeiten ſind, auf die Regeln des Geſchmackes gegründet, voll von Zügen des Genies, in ſchönen Verſen geſchrieben, und eines und das andere mit dem Stämpel der Unſterblichkeit bezeichnet.

Die Parallele des Deutſchen Kritikers geht dann eigentlich ganz und gar mehr auf die Verſchiedenheit der zwey Nationen und der zwey Zeitalter, als auf die zwey Werke, die ihm nur zum Vorwande dienen; und wenn er das Griechiſche und Franzöſiſche Theater mit einander vergleicht, will er vor allen die politiſchen und moraliſchen Verſchiedenheiten zwiſchen dem Zeitalter Ludwigs XIV. und jenem des Perikles anzeigen. Aber wozu im Grunde alle dieſe Vergleichungen? Wäre es auch wahr, daß das tragiſche Theater von Athen über jenes von Paris erhaben ſey: was läßt ſich hieraus auf die wechſelſeitige Güte der Sitten, Stärke der Charaktere, Vollkommenheit der Geſellſchaft, Schönheit und Nützlichkeit der Einrichtungen ſchließen? Die Griechen waren von allen Völkern der Erde dasjenige, welches am meiſten Genie hatte. Wer zweifelt daran? Auch das, welches die ſchönſte Sprache ſprach, auch das, deſſen Religion,

vorübergehend und ſo, wie es bey Griechen gewöhnlich war. Einige Übertreibung iſt in dem auf ſeine Freyheit und Unabhängigkeit ſtolzen Charakter des Hippolyt gegründet.

so unsinnig und widersinnig sie auch war, doch am meisten Reitz für die Einbildungskraft und am meisten Hülfsquellen für die Poesie enthielt. Aber haben diese kostbaren Vortheile, die den alten Griechen eine Oberherrlichkeit der Gelehrsamkeit über alle Völker und Menschenalter gaben, einen Einfluß auf ihre Moral und Politik, auf ihr öffentliches und Privatleben, endlich auf alles, was den Grund der Existenz und der Cultur eines Volkes ausmacht? *) Wenn die Griechen in der dramatischen Kunst über die Franzosen erhaben sind, wenn wir ihnen hierin die Palme reichen müssen, so hatten die Römer nicht einmahl das Verdienst, sie ihnen streitig zu machen; soll man daraus schließen, daß die Römer zur Zeit des Accius und Pacuvius, oder, wenn man will, zur Zeit des Ovid und Seneca die Griechen zur Zeit des Sophokles und Euripides nicht werth waren, nicht eben solche kräftige Einrichtungen, männliche Sitten, starke Charaktere, nicht eben solche Energie, Stolz, Seelengröße und Tugenden hatten, nicht einer eben so beträchtlichen Summe des gesellschaftlichen Glückes genossen? Herr Schlegel behauptet zwar, daß der Grund, warum die Römer keine Tragödien hatten, darin liege, daß sie das Tragische in die Weltgeschichte übertrugen; aber sie haben es spät über-

*) Umgekehrt. Aus ihrer Cultur, Moral, Politik, Religion, aus ihrem öffentlichen und Privatleben erblühte leicht und ungezwungen ihre Poesie. Eben so natürlich erklärt sich aus der Geschichte der Römer, daß sie bis zu den letzten Zeiten der Republik mehr Sinn für Erhabenheit als Schönheit hatten; und gewiß war das Volk bey ihnen minder glücklich als die Griechen.

tragen. Wenn ſie in der Tragödie kein Glück machten, lag die Urſache nicht in dem Mangel des Geſchmackes an ſolchen Schauſpielen; denn ſie ſahen mit vielem Vergnügen die ſchwachen Nachahmungen Griechiſcher Stücke, die ihre Dichter auf die Bühne brachten.*) Immer gebe ich zu, daß der Zuſtand der Frauen in neueren Staaten, dieſes Übergewicht, welches ſie bey uns erhielten und das ihnen von J. Rouſſeau ſo bitter und mit ſo vieler Beredſamkeit vorgeworfen wird, kurz, dieſe Franzöſiſche Galanterie, welche von Montesquieu die Lüge der Liebe genannt wird, aber ihr Dienſt genannt werden ſollte, die Züge unſerer tragiſchen Muſe abſtumpfen konnte, indem ſie unſere Sitten verweichlichte. Aber immer bleibt es wahr, daß dieſe der Literatur ſchädliche Galanterie das wohl werth iſt, was bey den Griechen ihre Stelle vertrat. Iſt es das, was dieſer Herr Schlegel die Reinheit der republicaniſchen Sitten nennet? Iſt dieſes das, was das Genie der Athenienſer erhob und verſtärkte, indeſſen die Galanterie das unſrige herab ſetzt und verſchlimmert?

Ich würde mich bey dieſer ſo wenig gegründeten und von dem Deutſchen Literator nur flüchtig dargeſtellten Fol-

*) Es iſt viel leichter, Überſetzer als Originaldichter zu finden. Von dem erſten Urſprunge der Republik bis nach den Puniſchen Kriegen waren die Römer von außen in Kämpfen um Leben und Tod, von innen in bürgerlichen Zwiſtigkeiten begriffen. In einer ſo ſtürmiſchen feindſeligen Umgebung konnte kein dichteriſches Gemüth zu der Ruhe gelangen, welche zur Erſchaffung von Kunſtwerken eine nothwendige Bedingung iſt.

gerungen nicht ſo lange aufhalten, wenn der Geiſt der ganzen Abhandlung nicht dahin ginge, die Franzoſen aus dem Jahrhunderte Ludwigs XIV., und an ihrer Spitze Racine ſelbſt, als die kleinſten Weſen zu ſchildern, die jemahls in Hinſicht des Geſchmackes und literariſcher Arbeiten, vielleicht auch in anderer Hinſicht, lebten. Man glaubt, wenn man ſie lieſ't, eine Nation, die ganz von Perſonen à la Watteau zuſammen geſetzt iſt, von ſchönen Herren und ſchönen Damen zu erblicken, hübſch geputzt, bebiſamt, unfähig, eine einzige Idee von einiger Ausdehnung zu faſſen, einer Geſinnung von einiger Stärke Beyfall zu geben, und eine andere Sprache zu reden als die der unbedeutendſten Höflichkeit und der ſüßeſten und fadeſten Galanterie. Doch verkündet heut zu Tage noch Alles die Größe dieſes ſchönen Zeitalters, das ſich ein Deutſcher Kritiker zu verleumden getrauet, ſo wohl die Werke ſo vieler bewunderungswürdiger Genies, die es entſtehen ſah, als die Größe ſo vieler Dichter und Redner, die ihre Kunſt ſo weit trieben, als es die neueren Sprachen erlauben, und die Einrichtungen, die es hinterließ, und die Monumente, die den Charakter der Würde tragen, den ſie auf die ganze Oberfläche von Frankreich verbreiteten. Ich glaube, daß das Zeitalter Ludwigs XIV. um nichts das Zeitalter des Perikles zu beneiden hat, es wäre denn, um die Strenge der republicaniſchen Sitten, welche dem Euripides ſeinen Weiberhaß gab, den er zu lebhaft durch das Organ ſeines Hippolyt ausſprach, um den Dichter von der Perſon zu unterſcheiden.

Hr. Schlegel hat nicht nur in dem Gewebe seines Rai-
sonnements, sondern auch in seiner Art, die Folgerungen
vorzulegen oder errathen zu lassen, so viele Feinheit ange-
wandt, daß es nothwendig ist, den Text selbst zu citiren,
welcher die Gelegenheit zu meinen Bemerkungen gab.
„Wenn wir nun einerseits wissen," sagt er, „daß Euripides
der Lieblingsdichter seiner Zeitgenossen war, andererseits zu-
geben, daß Racine der geübteste und geschickteste Dichter
in der Politik *) des Französischen Theaters sey, und daß
er in der Cultur seines Geistes die hervorstechendsten und
raffinirtesten Züge des Zeitalters Ludwigs XIV. vereinigte,
wird unsere Parallele zwischen dem Originale und der Nach-
ahmung nothwendig ein indirectes Urtheil über den Werth
des Zeitalters des Euripides und des Racine enthalten;
aber, welches Resultat sich auch daraus ergebe, hüthen wir
uns wohl, aus der Vergleichung zweyer isolirter Stücke
einen allgemeinen Schluß auf die tragische Literatur einer
oder der andern Nation zu ziehen. Racine ist der geschäz-
teste tragische Dichter der Franzosen, vielleicht der vollkom-
menste; Euripides war im Verhältnisse seiner Nebenbuhler
auf der nämlichen Laufbahn weder das eine noch das andere."
Es ließe sich viel über diese wenigen Zeilen sagen; man
könnte aber auf die Flugschrift des Hrn. Schlegel nur mit
Einem Bande antworten. Ich werde mich also begnügen,
auf die Wendung aufmerksam zu machen, „hüthen wir uns
wohl, über den Vorzug eine allgemeine Folgerung zu zie-

*) Praxis.

hen," wodurch er zu erklären ſcheint, daß er über den verhältnißmäßigen Werth beyder Theater nichts entſcheiden wolle, dann aber auf den Grund der Idee, die dieſer Ausrufung folgt, woraus ſich ergibt, daß das Theater zu Athen und das Zeitalter des Perikles noch erhabener über das Franzöſiſche Theater und das Zeitalter Ludwigs XIV. ſeyen, als es die Parallele der zwey Phädren einſehen läßt.

Drittes Blatt.

In eine ſo lange Streitfrage eingeſchifft, erblicke ich mit Vergnügen endlich das Ufer. Montesquieu rief, nachdem er die endloſe Frage über die Lehen behandelt hatte, nicht mit größerer Freude „Italia! Italia!" Warum muß ſich in Deutſchland ein Mann vorfinden, der hinlänglich Geiſt hat und hinlänglich gut Franzöſiſch ſchreibt, um zu verdienen, daß wir ſeine literariſchen Paradoxien prüfen? Warum mußte Hr. Schlegel es verſtehen, alte Dispute zu erneuern? Welch einen üblen Streich hat er den Franzöſiſchen Kritikern geſpielt! Ich kann einen der Beweggründe, welche auf dieſe Discuſſion und ihre Länge Einfluß nehmen, nicht verhehlen. Die Verhältniſſe, welche zwiſchen Herrn Schlegel und einer ſehr berühmten Franzöſiſchen Dame beſtehen, ſind nicht unbekannt, einer Dame, deren Werke bisher mehr Tiefe des Geiſtes und Stärke des Talentes, mehr Hitze der Begeiſterung und Feuer der Einbildungskraft als Sicherheit des Geſchmackes verrathen, und die in der Ausübung der Kunſt durch ihre Begeiſterung faſt immer richtig geleitet, oft aber durch ihre Reflexionen über die Theorie mißleitet wurde; man glaubte alſo zu gleicher Zeit

einen Deutſchen Kritiker von großem Talente und einer Franzöſiſchen Dame zu antworten, deren Ruhm ſie hinreichend bezeichnet. Zwey Arten von Sophismen herrſchen in dem Pamphlet des Hrn. Schlegel. Die einen zeigen die Wendung ſeines Geiſtes und den Grund ſeiner Ideen, die andern verrathen ſeine Abſichten; oft täuſcht er ſich ſelbſt, und öfter will er ſeine Leſer täuſchen, er iſt meiſten Theils von den Raiſonnements, die er bildet, ſelbſt betrogen, faſt immer in ſeinen eigenen Netzen gefangen, und oft ſtellt er Andern abſichtlich gelegte Schlingen. Ich halte ſeine Argumente, ſo oft ſie in das Beſondere gehen, einige Farben, einigen triegeriſchen Anſchein der Wahrheit an ſich tragen, für ehrlich, mit vollkommener Simplicität des Herzens und mit vollkommener Irrigkeit des Geiſtes abgefaßt; wenn aber der weiſe und feine Ariſtarch in grobe Widerſprüche, ſchwerfällige Mißverſtändniſſe und ſchmäliche Albernheiten verfällt, erweiſe ich ihm die Ehre, zu glauben, er wiſſe wohl, was er thue; denn es gibt Thorheiten, die ein Mann von Geiſt nicht ſagen kann. Hr. Schlegel hat gut ſagen, daß er ein Deutſcher ſey, die Franzöſiſche Sprache iſt ihm nicht hinlänglich fremd, um die Verſe des Racine auf eine ſo lächerliche Art mißzuverſtehen; über dieß, halte ich dafür, iſt er dem Euripides nicht weniger als dem Franzöſiſchen Dichter gegen über ein Deutſcher, und verſteht wahrſcheinlich nicht beſſer Griechiſch als Franzöſiſch. Sollen wir glauben, daß er den Styl des Euripides eben ſo verſtehe, wie er den des Racine kritiſirt, daß er in ſeinem empor fahrenden Enthuſiasmus nicht vernünftiger ſey als in den

Eigenschaften seiner Kritik? Ein feiner Deutscher ist er, der Hr. Schlegel; aber oft ist es bey dem Bestreben, recht fein zu seyn, nicht genug.

Die Parallele wankt auf ihrer Grundlage. Der Griechische und Französische Autor hat jeder einen verschiedenen Zweck; der Hippolyt des Euripides gleicht nicht der Phädra des Racine, wie es die Titel der beyden Stücke selbst bezeugen. Racine hat das ganze Interesse auf das Unglück und die Leidenschaft der Phädra gelegt; für die Tugend des Hippolyt erregt Euripides unsere Bewunderung, und läßt die Thränen der Zuschauer fließen. Unsere Sitten erlauben uns kaum, uns eine Idee von dem Charakter des Helden, so wie ihn Euripides entwarf und auf die Scene brachte, zu bilden. Der Griechische Held ist ein junger Mensch, der gewisser Maßen das Gelübde der Keuschheit abgelegt hat; man fühlt, welchen Eindruck ein solches Gelübde und ein so fremder Charakter auf der Französischen Bühne machen müßten. *) Man sieht deutlich, daß das Talent des Racine vergeblich sich bemüht haben würde, unter uns die Dichtung des Griechischen Dichters einheimisch zu machen. Unsere heilige Geschichte zeigt uns einen Zug, den man, alle Verschiedenheiten abgerechnet, auf die nähmliche Gattung zurück führen könnte; aber ich glaube nicht, daß noch ein Französischer Dichter es je wagte, den keuschen Joseph auf die Scene zu bringen, der, ungeachtet er sich den Armen von Potiphars Weibe entreißt und den Mantel in ihren

*) Natürlich!

Händen läßt, der ihr zur Anklage und zum Grunde ſeiner Gefangenſchaft dient, doch nicht das Gelübde der Keuſchheit machte. Ein alter Autor, Gilbert genannt, Secretär der Königinn Chriſtina, war weniger furchtſam als Racine, und ſchrieb einen Hippolyt im Sinne des Euripides; aber er nannte ſein Stück den unempfindlichen jungen Menſchen, ein Titel des Werkes werth, und der vielmehr eine Parodie als einen ernſthaft behandelten Gegenſtand verräth. Racine, der nicht hoffen konnte, durch einen unempfindlichen Jüngling zu intereſſiren, hat unſtreitig das Beſte gethan, was er nur thun konnte. Obwohl Hr. Schlegel in einem ſeiner Anfälle von Hinterliſt behauptet, Pradon habe die Sache noch beſſer ergriffen, weil er damahls mehr Glück machte; und obwohl er nicht zugeben will, daß Cabale und Neid an der guten Aufnahme desjenigen, den er ſeinen Nebenbuhler nennet, Theil hatten, denken wir doch mit allen wahren Kritikern und allen wahrhaft aufgeklärten Literatoren, daß Racine den richtigen Geſichtspunct, unter welchem dieſer Gegenſtand vor Franzöſiſche Augen zu bringen war, am beſten gefaßt und bezeichnet habe. Da er wünſchte, in unſere Sprache und auf unſer Theater einige Schönheiten, von welchen das alte Stück glänzet, zu übertragen, hat er das ganze Intereſſe auf die Perſon der Phädra gelegt, darum aus dieſem neuen Geſichtspuncte alle Combinationen des Drama modificirt; dabey eine Kunſt angewendet, von welcher Herr Schlegel Trotz alles ſeines Nachdenkens über das dramatiſche Syſtem kaum eine Ahndung zu haben ſcheint,

und ein ganz verſchiedenes Werk von dem des Euripides verfaßt, weil es ihm eben ſo wenig erlaubt war, auf unſere Scene den alten Hippolyt, als auf das Theater, wie es der Griechiſche Dichter that, Venus und Diana zu bringen. Hr. Schlegel mag immerhin ſagen, daß wir uns dem Genuſſe überlaſſen, ohne zu vergleichen, und die Gegenſtände unſerer Vorliebe über alle Vergleichung erhoben halten; wir genießen, das iſt genug, und Geſchmack und Vernunft billigen unſere Freude: zu was hernach alle dieſe Vergleichungen, die wir anſtellen könnten? Wie milde iſt Hr. Schlegel geſinnt, da er uns in den Süßigkeiten unſeres Genuſſes die Bitterkeiten der gedemüthigten Selbſtliebe einmengen will.

Aus der Verſchiedenheit der von Racine aufgeſtellten Combination mußte ſich eine verhältnißmäßige Verſchiedenheit in der Anlage und der Mahlerey der Charaktere ergeben, das iſt gerade, was der Deutſche Literator nicht einſehen will; wenn einmahl der Geiſt ſich in dem Gebiethe der Abſtractionen verlor, verſchwinden die einfachſten und gemeinſten Wahrheiten aus unſern Augen. Euripides nahm ſich vor, die Phädra gehäſſig zu machen, *) ſie iſt ein Ge-

*) Das Laſter wollte Euripides gehäſſig darſtellen, nicht ſeine Phädra, die unwillkürlich in dasſelbe ſich ſtürzt, und ſo reinmenſchlich gehalten iſt, daß ihr wohl kein menſchliches Herz Mitleid verſagen kann. Aber dennoch werden wir uns für die hehre und unterdrückte Unſchuld mehr intereſſiren, als für das Laſter, und wenn es noch ſo ſehr Entſchuldigung verdienet. Thut Racine das Umgekehrte, wollte er uns für das Laſter einnehmen, und darum für die Unſchuld gleichgültiger laſſen, ſo hat er ſchon in der erſten Anlage

genſtand, auf welchen er alle Pfeile des Haſſes losſchnellt, der ihn gegen die Weiber beſeelt, ſie iſt von einem abſcheulichen Wahnſinne befallen, ſie endigt mit dem Strange und hat an ihre Hand einen Brief gebunden, der nach ihrem Tode den Hippolyt verleumden ſoll, ſie iſt ein abſcheuliches Ungeheuer. Racine nahm ſich vor, ſie intereſſant zu bilden, alles in dem Franzöſiſchen Stücke muß auf dieſes Ziel losgehen; aber Hr. Schlegel ſetzt in der ausführlichen Kritik über jede der Perſonen, die Farben, womit ſie Euripides mahlte, jenen entgegen, die Racine anwandte, als ob man ſich in ganz verſchiedenen Zeichnungen derſelben Mittel bedienen ſollte. Der Ariſtarch iſt böſe darüber, daß der Franzöſiſche Dichter den Theſeus nicht als einen weiſen und guten Hausvater darſtellte, fühlt aber nicht, daß durch dieſe Aufnahme das Verbrechen der Phädra noch härter heraus treten würde. Racine wußte von den mythologiſchen Überlieferungen geſchickt Vortheil zu ziehen, ſo auch von den Werken des Plutarch, die uns dieſen Helden als menſchlichen Schwachheiten ſehr zugänglich ſchilderten, und war ſo weit entfernt, wie Hr. Schlegel zu denken, daß er, von der erſten Scene des Stückes angefangen, alle Züge häufte, die ihn als einen im Puncte ehelicher Treue wenig delicaten Gemahl ſchilderten *). Der Kritiker unterließ nicht, wie man es ſich wohl

eben ſo ſehr gegen die Moral als gegen die Poeſie gefehlt, und Racine's zartfühlendes Herz hat dieſen Schritt auch wirklich bereuet.

*) Machte der Plan des Racine es nothwendig, den Theſeus in Gegenwart ſeines Sohnes herab ſetzen zu machen, ſo war das ein Nachtheil mehr, der in dem Plane des Euripides nicht nothwendig war.

denken kann, die oft angeführte Kritik über die Liebe des Hippolyt zu wiederhohlen; aber bleibt, was auch andere Literatoren von großem und respectabelm Ansehen gesagt haben mögen, diese Liebe nicht nothwendig? Ist das nicht eines der Wunderwerke der Kunst des Racine, den Hippolyt in eine Prinzessinn aus dem Geblüte der Pallantiden verliebt anzunehmen, über welche Theseus das Königreich Athen usurpirt hat? Würde nicht dieser Glanz von Unschuld,*) mit welchem Euripides seinen jungen Helden umgibt, ein zu gehässiges Licht auf die monströse Liebe der Hauptperson geworfen haben? Hippolyt war ja doch nicht durchaus unempfindlich, da Virgil uns von seiner Heirath mit Aricia spricht. Zwar hat er sich erst dann verheirathet, nachdem er durch Äsculap wieder auferweckt wurde; aber man darf wohl annehmen, daß jene, welche erstehen, um sich zu vermählen, während ihres Lebens verliebt gewesen. Die Dialectik des Hrn. Schlegel erschöpft sich über die Reden der Önone, er behauptet, es sey keine Folge in ihren Ideen, daß sie unter einander rede und eine schlechte Logik habe; aber er hätte doch wenigstens glauben sollen, daß Racine ein hinlänglich guter Logiker war. Das hätte ihm ahnden

*) Diese Unschuld, welche den Hippolyt hart und rauh gegen die Phädra seyn läßt, wird bey Euripides ein natürliches Motiv der Rache für letztere. Übrigens ist schwer zu begreifen, daß Hippolyt durch die reine Liebe für Aricia seine Unschuld verloren haben sollte, — eine Liebe, die so lange er sie vor seines Vaters Auger unterdrückt, nicht einmahl als sträflich erscheint, und die der Dichter eben so gut zur Versöhnung des neuen Regentenstammes hätte benützen können.

laſſen können, daß die Logik, welche man in den Schulen Deutſchlands lehrt, nicht die einzige in der Welt ſey, daß Menſchen in Leidenſchaft auch ihre haben, daß eine alte vorwitzige, kriechende und ſchmeichleriſche Sclavinn dialectiſche Geheimniſſe beſitze, die mehr als Einem Profeſſor Deutſcher Univerſitäten unbekannt ſind, kurz, daß eine Perſon in der Tragödie und Komödie oft dadurch vorzüglich ſpricht, wenn gar keine Vernunft in ihren Reden iſt. So, wenn die unglückliche Önone nach der Nachricht von dem Tode des Theſeus zur Phädra ſagt: „Vivez, vous n'avez plus de reproche à vous faire," iſt man ganz von der kalten Gravität erſtaunt, mit welcher der Kritiker erwiedert: „Man ſollte doch denken, daß alle wohlgeſchaffenen Seelen Gewiſſensbiſſe empfinden, wenn u. ſ. w." Als aber die Amme hinzu fügt: „Votre flamme devient une flamme ordinaire," hält ſich das Deutſche Phlegma nicht länger, und Hr. Schlegel ruft auf: „Une flamme ordinaire! Mais vraiment, je ne sais pas, où Oenone a pris sa logique. Ich aber weiß, woher Racine die ſeine nahm, weiß wohl, daß er Önone nicht als eine ſehr ehrbare und tugendhafte Frau reden laſſen wollte, und laſſe Herrn Schlegel die Sorge, das Warum zu errathen.

Der Charakter der Phädra iſt derjenige, über welchen er ſich am meiſten ausbreitete, und derjenige, den er am wenigſten verſtand. Man muß in der Flugſchrift ſelbſt alle Argumente, alle bald ſehr feinen, bald außerordentlich albernen Subtilitäten, die er mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit anhäuft, leſen, um zu dieſer unerwarteten

Schlußfolgerung zu gelangen, daß die Französische Phädra gehässiger als die Griechische sey. Und warum? Weil sie Herrn Schlegel nicht wahnsinnig genug scheint, weil sie sich nicht entschlossen genug über die Nothwendigkeit, sich zu tödten, zeiget, weil sie an einem Gifte stirbt, was nicht schnell genug wirkt, weil sie sich nicht erhängt, wie die Phädra des Euripides, weil sie die Önone den Hippolyt verleumden läßt, statt ihn, wie die Griechische Heldinn selbst, nach ihrem Tode zu verleumden, weil sie endlich nicht Energie hat; *) — denn das heißt alles bey Herrn Schlegel Energie. — Der Deutsche Literator, der zuweilen ein sehr geschickter Dialectiker ist, besitzt eben keine starke Logik, welche sehr von der Kunst, Sophismen zu verketten, verschieden ist; vorzüglich aber scheint es ihm an zartem Geschmacke zu fehlen, der erfordert wird, um die bewunderungswürdige Kunst zu fassen, mit welcher Racine diesen von Euripides entlehnten Charakter nüancirt detaillirt, developpirt hat. Er ist ein rauher Stein, den die weise Kunst des Französischen Künstlers mit ausgesuchter Feinheit geschliffen, geglättet hat, und den er nun mit tausend Lich-

*) Nicht darum, sondern weil ihre Liebe nicht, wie die der Griechischen Phädra, von der Einwirkung einer feindseligen Gottheit herrührt, weil sie weit besonnener handelt, und Furcht ihre Entschlüsse bestimmt, weil sie ungerecht gegen ihre treue Önone erscheint, weil die Verleumdung des Hippolyt nicht das Werk augenblicklicher Verzweifelung ist, weil sie dazu weit weniger durch das rauhe und feindselige Betragen des Hippolyt gereizt wird, endlich, weil sie nicht der reitzende Schleyer weiblicher zarter Schamhaftigkeit, so wie die Griechische Phädra, umhüllet.

tern, tausend Funken glänzen machte, die den Griechischen Autor in Erstaunen setzen würden. Ohne die übertriebenen und wenig begründeten Meinungen des la Harpe, noch die schnellen Einfälle des Voltaire anzunehmen, die hier für nichts zu rechnen sind, denke ich, daß Racine in der Entwickelung des Charakters der Phädra alle Verschiedenheit, welche der Geschmack des Zeitalters beyden Dichtern befehlen konnte, bey Seite gesetzt, — in Rücksicht der Kunst weit den berühmten Autor übertreffe, der den Ruhm gehabt hat, sein Genie zu beleben, und für seinen Pinsel glänzende Farben zu bereiten.

Ich würde erröthen, wenn ich alle Mißverständnisse einzeln erheben sollte, in die Herr Schlegel verfiel, z. B. er will nicht, daß Phädra sich bey ihrem ersten Auftritte über die eitelen Zierden beklage, womit eine lästige Hand ihren Kopf beschwerte. Warum hat sie sich geputzt, fragt er? Sie sollte zu krank seyn, um auf ihre Toilette zu denken. Ich bitte Herrn Schlegel, seine Augen auf die folgenden Verse zu richten, die Önone sagt:

Comme on voit tous ces voeux l'un l'autre se détruire.

Da wird er sehen, daß der Grund dieses Putzes in einer eigensinnigen Unruhe, in einer unstäten und peinlichen Gemüthsbewegung, in einer Ebbe und Fluth von Entschlüssen, die ohne Beweggrund gefaßt und eben so wieder aufgegeben werden, liege, wodurch die Krankheiten der Seele und die Fieber des Gemüthes bezeichnet werden. *) Außer

*) Besser hat Euripides diese Unstätigkeit dadurch bezeichnet, daß er die Phädra immer Veränderung des Ortes wünschen läßt.

dem unterhält er ſich, eine kleine grammatiſche Chicane der Phädra zu machen in einem Augenblicke, wo ſie der Wahnſinn der Leidenſchaft außer alle Grenzen treibt. Man muß eingeſtehen, daß Herr Schlegel ein ſehr kalter Grammatiker iſt; aber unglücklicher Weiſe iſt ſeine Bemerkung falſch. Er behauptet, daß die Heldinn in einen ſtarken Pleonasm, in eine Tautologie verfalle, wenn ſie ſagt:

On ne voit pas deux fois le rivage des morts,
Seigneur. Puisque Thesée a vu les sombres bords,
Envain vous espérez qu'un Dieu vous le renvoie,
Et l'avare Achéron ne lâche point sa proie.

„Dieſe Verſe ſagen nichts anders," ruft Herr Schlegel aus, „als: Wenn Theſeus todt iſt, ſo lebt er nicht mehr." Ganz und gar nicht; ſie ſagen klar: Theſeus iſt todt. In dieſen Irrthum verfiel der Deutſche Kritiker dadurch, daß man keine Gewißheit von dem Tode des Theſeus hat, ſah aber nicht ein, daß Phädra ſich nach einer den leidenſchaftlichen Seelen ganz natürlichen Täuſchung ſich ſelbſt von dieſem Tode überzeuget, und davon den Hippolyt überreden will. Der weiſe Ariſtarch wirft ihr mit einer lächerlichen Pedanterey vor, daß Hercules und Theſeus ſelbſt die Ufer der Todten lebend geſehen haben; er nennt die erſten Verſe der Stelle einen ſonderbaren Widerſpruch. Ach des unglücklichen Logikers! Phädra wußte die Mythologie ſo gut als ihr, aber warum wollt ihr nicht, daß ſie dieſelbe auf einen Augenblick vergeſſe, wo ihr Herz die Beute des fürchterlichſten Wahnſinnes iſt. Herr Schlegel verſteht nichts von der Logik der Leidenſchaften.

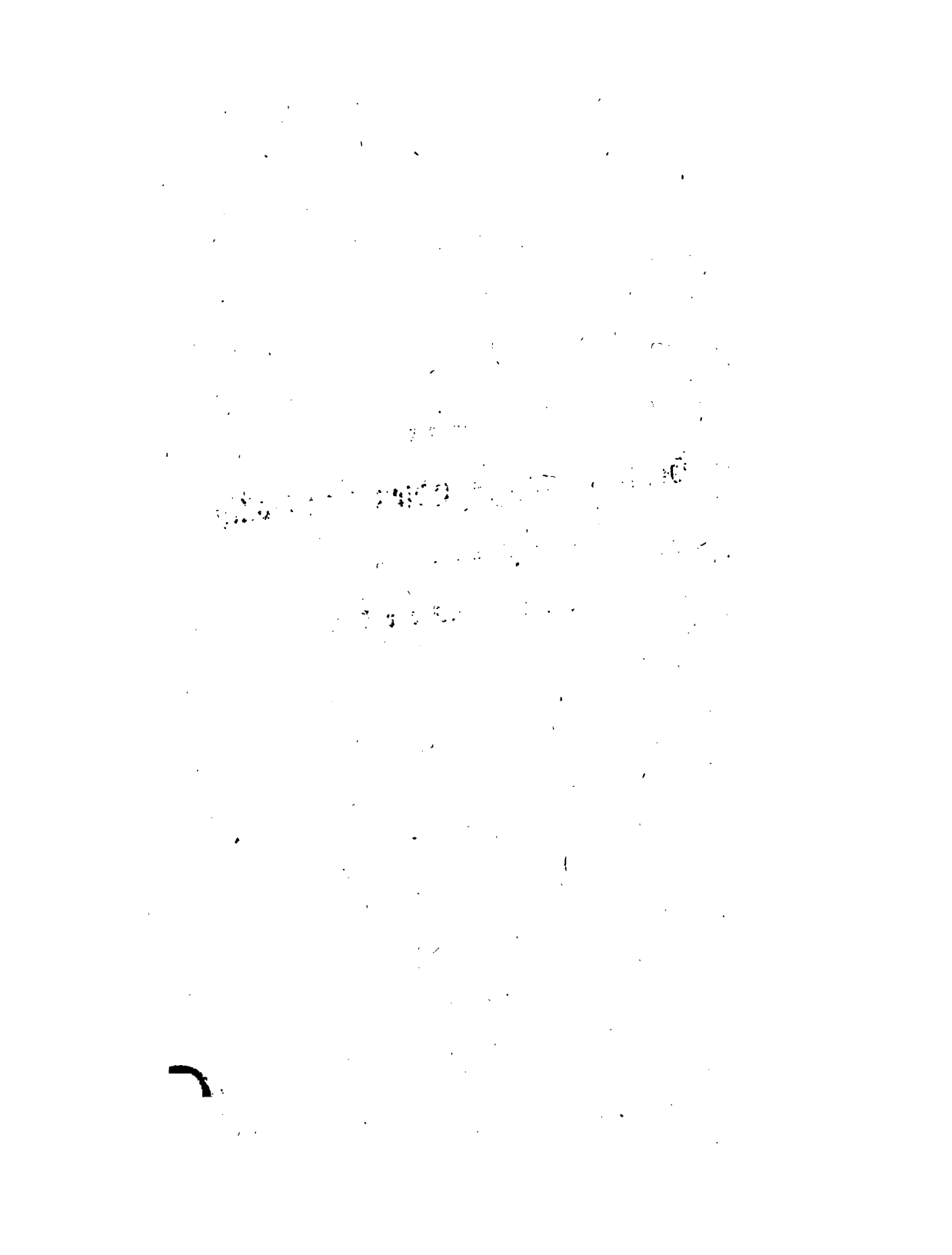
Es gibt mehrere Sachen von gleicher Stärke in dieſer Flugſchrift; aber es genügt, nur eine Idee von dem Übermaße des Lächerlichen gegeben zu haben, worein ein falſches Princip und die Anwendung eines falſchen Geſchmackes auf Werke der Kunſt einen in der Kenntniß alter und neuer Sprache bewanderten Literator ziehen können. Dieſes Übermaß iſt ſo beſchaffen, daß ich behaupten darf, Herr Schlegel habe nicht nach ſeiner Meinung geſprochen, und uns oft zum Beſten haben wollen; dieſes Zutrauen ward mir durch den übrigen Theil ſeiner Abhandlung eingeflößt, in welcher ich über das Ganze der Theater und über das Syſtem dramatiſcher Kunſt nicht gemeine Ideen finde, und worin die Irrthümer wenigſtens das Verdienſt haben, zur Überlegung aufzufordern und denken zu machen.

Über

Heinrich Joseph Edlen von Collin

und

seine Werke.



Vorerinnerung.

Mit gegenwärtigem Versuche einer Darstellung des Lebens meines verewigten Bruders glaube ich die theuerste Pflicht zu erfüllen, die ich nur immer haben mag. Wer ihn durch seine Werke in so weit schätzen gelernt hat, um seine persönliche Bekanntschaft zu wünschen, wird vielleicht hier nicht unwillkommene Aufklärungen über das Eigentliche seines Wesens und Charakters finden. Diejenigen aber, die ihn im Leben gekannt, werden sich hierdurch das Bild eines geschätzten Mannes leichter wieder vergegenwärtigen. Überall, hoffe ich, wird man finden, daß ich stets darauf allein ausging, die Wahrheit einfach zu entwickeln, nirgends das Geschäft des Lobredners übernahm, auf der andern Seite aber mich eben so wenig scheute, dasjenige, was ich an ihm der Verehrung werth gefunden, ohne ängstliche Furcht vor Mißverständnissen bey seinem wahren Nahmen zu nennen; denn derjenigen, die sein ehrenvolles Streben und Wirken sahen, leben noch unter uns so viele, daß ich, gestützt auf diese Zeugen, den Vorwurf brüderlicher Parteylichkeit nicht besorgen darf.

Es könnte vielleicht anmaßend scheinen, daß ich in diesen, der Biographie meines Bruders bestimmten, Blättern

auch eine kritiſche Überſicht ſeiner Werke liefere. Wenn es aber wahr iſt, daß das Leben eines Dichters ohne genaue Berückſichtigung ſeiner Werke nicht gründlich dargeſtellt werden kann, ſo konnte ich mich davon, aus einer im Grunde doch nur falſchen Beſcheidenheit, nicht losſagen. Übrigens will dasjenige, was ich hierüber zu bemerken finde, für nicht mehr als für die Ausſage meiner Meinung gelten. Dieſe freymüthig und beſtimmt zu äußern, glaube ich eben ſo ſehr befugt zu ſeyn, als ich von dem Wahne befreyt bin, ſie müſſe die Überzeugung des Leſers werden.

Für eben ſo unentbehrlich hielt ich es, auf die Literatur unſerer Zeit fortgeſetzt hinzuweiſen, theils um das Verhältniß, in welchem der Dichter zu ſeinem Zeitalter ſtand, beſtimmt zu bezeichnen, theils um die Art ſeiner Bildung ſelbſt zu erklären, die niemand in ſich geſondert, ſondern bedingt durch die ihn umgebende Bildung der Zeitgenoſſen, vollendet.

Und ſo trete ich dann, der Geſchichtſchreiber, nach dieſem kurzen Vorworte der Rechtfertigung, in den Hintergrund zurück, um die Erzählung ſelbſt, ohne Beymengung meiner Perſönlichkeit, allein walten zu laſſen.

Wien den 15ten December 1813.

Matthäus von Collin.

Erſtes Buch.

Heinrich Joſeph Collin war in dem letzten Jahrzehende der Regierung Marien Thereſiens, den 26ſten December 1771, in Wien geboren. Sein Vater Heinrich Joſeph, aus Durbut im Luxemburgiſchen, hatte hier, von dem um Öſterreich hochverdienten Gerard Freyherrn van Swieten unterſtützt, eine zweyte Heimath gefunden.

Die weit greifenden Anſtalten, durch welche jene große Regentinn ihr Volk allmählich einer höhern Cultur entgegen führte, hatten ſich auch auf die Wiſſenſchaft ausgedehnt; ins beſondere blühte die Arzeneykunde durch die unermüdlichen Beſtrebungen van Swietens in ihren mannigfaltigen Zweigen. So wohl für das Lehrfach als auch für den ausübenden Theil der Kunſt berief er die fähigſten Männer aus Deutſchland, Holland und den Niederlanden; aufkeimende Talente unterſtützte er mit Nachdruck, er ließ es ihnen nirgends an Aufmunterung fehlen.

Unter dieſen zeichnete ſich bald Collins Vater durch den Ernſt ſeiner Bemühungen als practiſcher Arzt und ſein Glück am Krankenbette, ſo wie durch ſeine angeſtrengten Forſchungen im Gebiethe der Wiſſenſchaft vortheilhaft aus, und ward einer der geſuchteſten Ärzte der

Hauptſtadt. Als Protomedicus, als Phyſicus im Bäckenhäuſel, dem damahligen Krankenhauſe, fand er hinlängliche Gelegenheit, einen immer gleich thätigen Eifer in ſeinem ſchweren Berufe zu zeigen, und erhielt durch die Ernennung zum Regierungsrathe in Sanitätsſachen den ſprechendſten Beweis des Zutrauens ſeiner erhabenen Monarchinn, welcher er mit unbedingter Verehrung ergeben war.

Wien hatte damahls — den Fremden aller Claſſen zwar ſelbſt noch zugänglicher als jetzt — in ſich doch eine ſtrengere Abgeſchloſſenheit der einzelnen Stände; und ich glaube, ſeine Bewohner ſind darum vielleicht glücklicher geweſen. Die Majeſtät des Thrones umgab in hoher Würde der Adel, durch eine ſteilere Scheidewand, wie jetzt, vom Bürger geſchieden, der nicht aus ſeinen Verhältniſſen hinaus ſtrebte; denn Reichthum wog damahls nicht alt hergebrachten Glanz der Geburt auf. Die Geiſtlichkeit, in ihren erſten Vorſtehern dem Adel verwandt, durch die Ausbreitung ihres Einfluſſes in allen Familien einheimiſch, behauptete die Würde ihres Berufs bey den vielfältigſten Berührungen des bürgerlichen Lebens feſt und unwandelbar. Der Staatsbeamte, von der Wichtigkeit ſeiner Exiſtenz ganz erfüllt und durchdrungen, ſah dieſelbe von Volk, Adel und Geiſtlichkeit hinlänglich anerkannt, um ſich ihnen gegen über in einem nie bezweifelten Anſehen zu behaupten. So war auch der Gelehrte ganz Gelehrter, und bedurfte keines andern Schmuckes als eben nur ſeiner Wiſſenſchaft, um ſich geachtet zu finden. Jeden dieſer Stände ehrte ſein Beruf; jeder aber ehrte auch im Gegentheile dieſen ſeinen Beruf

mit ungeheuchelter Hingebung, und glaubte nichts, was Glück heißt, außer demſelben ſuchen zu müſſen. Bey dieſer Art des Daſeyns, welche ſchon darum nichts Caſtenmäßiges an ſich hatte, weil ein Stand die Würde des andern nicht zu läugnen begehrte, war jene feſt gegründete Zufriedenheit, welche die freywillige Beſchränkung auf das uns zugefallene Loos des Lebens immer hervor bringt, die treue Geleiterinn der ſchuldloſen Gemüther, die keinen andern Wunſch hatten, als das Geſchäft, zu welchem ſie ſich berufen ſahen, ganz und vollſtändig auszufüllen.

Von der großen Achtung, welche ins beſondere der Arzt genoß, kann man ſich heut zu Tage kaum einen Begriff machen; doch iſt die Ausſage der aus jener Zeit noch lebenden Greiſe hierüber wohl keinem Zweifel unterworfen, wenn man erwägen will, daß die Geheimniſſe der Kunſt durch den zu offenkündigen Streit der Eingeweihten damahls noch nicht vor das Forum des großen Publicums gezogen, und durch den neugierigen Blick der Menge noch nicht entheiligt worden waren. Der Arzt genießt zwar auch heut zu Tage vor vielen Ständen des bürgerlichen Lebens einer ausgezeichneten Achtung; damahls ward er indeß nicht viel anders denn wie ein Deus Aesculapius betrachtet; das Geheimnißvolle ſeiner Wiſſenſchaft verbreitete um ihn einen nie erlöſchenden Glanz feſtlicher Würde.

Collins Vater fand auch alle ſeine Wünſche durch die Pflichten ſeines Berufs ſelbſt vollſtändig erfüllt, und widmete demſelben alle Anſtrengungen ſeiner edlen Kräfte. Er ward durch auch jetzt noch geſchätzte Schriften und durch

Verbreitung oder Einführung bis dahin wenig benützter Arzneymittel, wie der Arnika und des Kampfers, auch der Folgezeit nützlich. Er war in jeder Hinsicht der Armen Vater, und suchte die Verborgenheit des Unglücks auf, um mildthätige Hülfe hinzubringen. Zweifelhafte Arzneyen, von welchen er in kritischen Lagen Wirkung hoffte, wollte er lieber zuerst an sich selbst versuchen; sonst aber war er am Krankenbette entschlossen, fest, ohne Wankelmuth. Obgleich von einem strengen in sich verschlossenen Aussehen, zeigte ihn doch ein näherer Umgang offen, freymüthig, für schnelle Freundschaft leicht empfänglich, zu bedeutenden Aufopferungen stets willig und bereit.

Er vermählte sich mit Elisabeth von Fichtl, der Tochter des damahligen Niederösterreichischen Landschaftssyndicus, einer Frau, die sich in Glück und Ungemach immer gleich geblieben, und zuletzt selbst den Verlust ihres Gesichtes mit Stärke getragen hat. Heinrich Joseph Collin, dessen Leben hier beschrieben wird, war die zweyte Frucht dieser Ehe; vor ihm war eine Tochter, Elisabeth, nach ihm eine Tochter, Rosalia, dann ein Sohn, Matthäus, gebohren worden, welche drey Geschwister jetzt, da dieses geschrieben wird, noch am Leben sind.

Nur die erste Zeit seiner Kindheit brachte Collin im väterlichen Hause zu. Der Vater, obgleich ihn innig liebend, zeigte doch gegen ihn eine vorzügliche Strenge; und wenn der Kleine, was sich oft ereignete, über der Beschäftigung mit der trockenen Sprachlehre u. d. gl. unvermerkt in Träumereyen versank, und bey den kurzen täglichen

Prüfungen, die der Lehrer mit ihm vornahm, nicht bestand, fiel er einer harten Strafe anheim. Doch wenn ihm gleich manche der vorgeschriebenen Lehrgegenstände nicht angenehm waren, war das Lesen überhaupt ihm eine gern gesuchte Beschäftigung. Die damahligen Kinderschriften, besonders Weisse's Kinderfreund, las er mit großer Begierde, um so mehr, da er die Freyheit, sie zu lesen, nur als Belohnung für die erworbene Zufriedenheit mit seinem Betragen zu erhalten pflegte. Sein Lesebedürfniß ward aber durch diese Vergünstigungen keinesweges gestillt; und als einst einer der Bücherkästen, der in dem Bibliothekzimmer keinen Platz mehr hatte, in seiner Stube aufgestellt wurde, wuchs mit dem täglichen Anblicke der Bücher seine Begierde, sie zu lesen, so unwiderstehlich, daß er endlich in Geheim eine der Glasscheiben zerbrach, und sich so einen verbothenen Weg zu dem heiß ersehnten Schatze bahnte. Die zerbrochene Scheibe wurde freylich bald entdeckt, durch eine gute ersetzt, und ihm die kurze heimliche Belustigung für die Zukunft entzogen.

Er spielte gern, doch nicht mit Spielzeug der Kinder, sondern er versuchte Handwerke und dergleichen vorzustellen; seine jüngere Schwester war hier gewöhnlich Spielgefährtinn. Immer zeigte er bey diesen kindischen Beschäftigungen einen großen Ernst, und betrieb alles mit der größten Pünctlichkeit. Sonntags pflegten er und diese Schwester die Predigt, die sie in der Kirche gehört hatten, wechselsweise zu Hause von einer aus Stühlen hinfällig erbauten Kanzel feyerlich abzuhalten. Er entwickelte dabey viel Ernst der Er-

mahnung, viele Rührung, und erweichte nicht selten seine Zuhörer — größten Theils nur aus dem Gesinde des Hauses bestehend — zu Thränen. Predigte die Schwester, so hörte er aufmerksam zu, und gab ihr Verweise, wenn sie nicht alles gut im Gedächtnisse behalten oder seiner Meinung nach nicht gut vorgetragen hatte. Auch liebte er, Hochämter abzuhalten; alles, was den Charakter der Feyerlichkeit an sich trug, war ihm vorzüglich anziehend. Einem Vogel, der zwischen der Thüre todt gedrückt wurde, ließ er einen Sarg machen; Bediente, Kutscher, er und die Schwestern behingen sich mit Flören und Trauerbärten, er selbst trug die Leiche, die mit dem Gesange „der Vogel ist todt, o weh!" auf das feyerlichste bestattet wurde.

Boßheit, Neid, gewöhnliche Fehler der Kinder, kannte er nicht; nie hat er seine Geschwister oder andere Kinder vorsetzlich beleidigt, nie sie um etwas beneidet, sondern er gab ihnen vielmehr selbst gern von dem Seinigen. Eigensinnig jedoch war er in manchen Fällen; aber immer glaubte er dann vollgültige Ursache zu haben, von seiner Meinung oder seinem Willen nicht zu weichen, und ließ sich schwer eines andern überreden. Auch äußerte er, zwar selten, doch wenn er eintrat, einen starken Jähzorn. Weil der Vater, aus einer eigenen Abneigung gegen alle Hofmeister, sich entschlossen hatte, ihn nach Beendigung der Normalschul-Gegenstände in das Löwenburgische Collegium der Piaristen zu geben, so hatte er indeß nur zum Unterrichte einen Lehrer, der sich täglich durch vier Stunden mit ihm beschäftigte; sonst war er der Gouvernante der Schwe-

stern anvertrauet, von welcher er eigentlich nicht gern Befehle annahm, und sie einmahl in einer plötzlichen Aufwallung seines Zornes unter drohenden Anstalten nöthigte, sich in ihrem Zimmer durch drey Stunden zu ihrer Sicherheit zu versperren.

Schon in dieser Zeit seines frühesten Knabenalters ward der Grund zu seiner spätern Liebe für Dichtkunst gelegt; denn der Vater, ein vielseitig gebildeter Mann, suchte die Fähigkeiten des Knaben mannigfaltig aufzuregen. Er war ein Freund von Gellerts Fabeln, diese mußte der Kleine ihm oft und wiederhohlt vorlesen, theils um sich im Vortrage zu üben, theils um die einfache Moral und die zarte Schönheit dieser kleinen Dichtungen sich einzuprägen, die zwar nicht für Kinder geschrieben, doch vor den meisten heutigen moralische Bildung bezweckenden Arbeiten, die man Kindern in die Hand zu geben pflegt, einen entschiedenen Vorzug haben. Die Kinderbibliotheken unserer Zeit, eben weil ihr Inhalt mit zu beschränkter Ansicht der Fassungskraft des ersten jugendlichen Alters gesammelt wurde, ertönen wie vom Lallen der Ammenstube, wo die Unmündigkeit der Kleinen durch das Nachäffen ihrer halb gelungenen Sprachversuche gewaltsam durch längere Zeit, als die Natur verlangt, festgehalten wird. Diese Erziehungsweise war indeß damahls noch nicht Mode geworden, sondern fing vielmehr unmerkbar erst an, sich zu bilden. Man bestrebte sich im Gegentheile damahls, statt zu versuchen, selbst wie ein Kind zu reden, vielmehr dieses zu einer reiferen Denkungsart zu erheben. Man suchte dem Kinde Spiel-

raum zu verschaffen, seine eigenthümliche Kraft ungehindert zu entwickeln, und war weit entfernt, demselben überall Stützen seiner Ohnmacht unterzubauen, die ihm eine spätere unabhängige Existenz so schwer und oft unmöglich machen, und alle Selbstständigkeit reiferer Jahre im voraus vernichten. Weisse's Kinderfreund, der sich zwar bestimmt zur Fassungskraft der Kindheit herabneigt, thut dieses doch nicht auf eine der Ausbildung ihrer innern Thätigkeit schädliche Weise, sondern befördert dieselbe im Gegentheile. Der Vater hielt daher auch dieses Buch seinem Erziehungsplane dienlich, und es wurden sogar mehrere der darin befindlichen kleinen Schauspiele in der Familie aufgeführt, wobey Heinrich Collin, ohne besondere Anleitung erhalten zu haben, für sein Alter mit Auszeichnung spielte. Durch die Aufführung dieser Kinderkomödien erwachte, wie er selbst sagte, in ihm die Neigung zur Schauspielkunst, die ihn seit dem nicht mehr verließ.

So war unter Spielen und ernsteren Beschäftigungen sein neuntes Jahr heran gekommen. Die öffentliche Prüfung über die Gegenstände der Deutschen Normalschule, zu welcher ihn damahls sein Lehrer, Gottfried Müller, nach der Schule zu St. Anna führte, und die er zur großen Zufriedenheit der Examinatoren bestand, erfüllte ihn, wie er sagte, mit Begierde nach neuer Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und zog schon damahls seine Neigung von den Spielen der Kindheit mehr zur Beschäftigung und Arbeit. Niemahls sah man ihn, auch in spätern Jahren der Reife, Erhohlung oder Zeitvertreib als ein Bedürfniß aufsuchen;

er nahm ſie vielmehr nur zufällig mit, wie ſie ſich darbothen.

Zu dieſer Zeit war indeß das traurigſte Ereigniß, welches die Familie nur treffen konnte, eingetreten. Eine langwierige Krankheit hatte den Vater befallen, wiederhohlte Schlagflüſſe beraubten ihn für immer der Fähigkeit, ſeinen Beruf zu erfüllen; und wenn er vorher ſeinem Hausweſen mit Würde vorſtand, ſo bedurfte er jetzt ſelbſt der Leitung und Pflege in jedem Sinne des Worts. Die treue Liebe ſeines jüngern Bruders Matthäus, Profeſſors der Arzneykunde an der Univerſität, jetzigen Hofraths, war damahls dem Hauſe eine ſeltene Stütze, ſie wurde es mehr noch in der Zukunft, als endlich der Tod jenen Mann dahin raffte, der nur, um Edles zu wirken, gelebt hatte, und die Wittwe ſich in ſchmerzlicher Einſamkeit im Kreiſe ihrer Kinder allein ſah.

Bey der großen Verwirrung, welche die anhaltende Krankheit des Vaters nothwendig in dem Gange des Hausweſens hervor brachte, war es um ſo nöthiger, in Hinſicht der Erziehung Heinrichs bald einen beſtimmten Entſchluß zu faſſen, und ſo ward er bereits im Herbſte des Jahres 1782 ins Löwenburgiſche Collegium in der Vorſtadt Joſephſtadt, dem anfänglichen Plane gemäß, zur Erziehung und zum Unterrichte in den Gymnaſialſtudien, gegeben. Dieſes unter der Leitung der Prieſter der frommen Schulen befindliche Inſtitut war damahls in ſeiner ſchönſten Blüthe. Eine

neue Welt des Wirkens und der Thätigkeit ging dem jungen Collin überraschend auf, als er sich aus der Einsamkeit seiner väterlichen Wohnung auf einmahl in einen so reichen Kreis jugendlicher empor strebender Talente versetzt fand. Das Löwenburg'sche Collegium selbst hatte deren viele unter seinen Zöglingen aufzuweisen; in der öffentlichen Schule aber, welche diese regelmäßig besuchen mußten, war durch die Mitbewerbung der übrigen, nicht zum Convicte gehörigen, Schüler das Streben um die ersten Preise des Fleißes noch mehr vervielfältiget und gesteigert. Die große Strenge der Professoren, weit entfernt, die Schüler zurück zu schrecken, verdoppelte vielmehr ihren Eifer, da die nie verletzte Gerechtigkeit ihre schönste Stütze war. Einmahl hier eingetreten, ward es Heinrichs fester Entschluß, durch Anstrengung aller seiner Kräfte sich einen ehrenvollen Platz unter seinen Mitschülern zu erwerben.

Damahls hatte überhaupt in Österreich durch die großen Reformationen, welche Kaiser Joseph der Zweyte in den Zweigen der Verwaltung, in kirchlichen Gegenständen, so wie in allen Dingen, welche die Aufklärung der Unterthanen befördern mochten, so rasch und mit solchem Ernste vornahm, eine ungewisse Unruhe sich der Gemüther bemächtigt, und die stille Zufriedenheit des vormahligen Daseyns war einem zweifelhaften Streben nach Zwecken, deren man sich noch nicht klar bewußt seyn konnte, plötzlich gewichen. Während man alte Formeln und Gebräuche mit Verachtung wegwarf, versäumte man größten Theils die wichtigere Pflicht, statt des Hinweggeworfenen etwas solider Begrün-

betes im Gemüthe aufzubauen: die Leerheit an Überzeugungen ſelbſt ſchien das Gut, wornach man mit vielen Aufopferungen geſtrebt hatte, und man vermeinte größten Theils durch bloße Negationen ein Reich des Verſtandes gegründet zu haben. Die Wiſſenſchaften und freyen Künſte erſchienen manchem ihrer ſchnell aufgeſchoſſenen Bewerber wie der Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen, von welchem die Früchte zu pflücken nun auf einmahl geſtattet ſey. Das Gedränge um denſelben war daher groß, wiewohl, was die Natur der Sache mit ſich bringt, nicht immer das anſtändigſte. Wenn durch die Vorzüge des ehrwürdigen Denis einzelne edle Geiſter zu ernſteren Bemühungen in der Dichtkunſt angefeuert worden waren, und allmählich mit wohl abgewogenen Werken ihrer Muſe hervor traten, ſo ſchien doch bey weitem dem größeren Theile derjenigen, die für ſo genannte Belletriſten gelten wollten, die Sache ſehr leicht, und zu einem ſchönen Geiſte kaum etwas anderes nothwendig, als der Wille, es zu ſeyn.

Dieſe Oberflächlichkeit des Zeitgeiſtes konnte indeß nicht in eine Schule eindringen, deren Lehrer den Ernſt des Strebens als die erſte Eigenſchaft des Schülers betrachteten. Die Achtung aber, welche nun plötzlich in der Monarchie ſelbſt die Unwiſſenheit der Wiſſenſchaft zollte, die Ehrfurcht, mit welcher man durchgängig den ſchönen Künſten huldigte, mußten ihnen auch in den Herzen der jugendlichen Schüler eine nur deſto heiligere Stelle ſchenken. Heinrich Collin fühlte dieſe Einwirkung der allgemein verbreiteten Achtung für Kunſt und Wiſſenſchaft auf ſein

empfängliches Gemüth, und strebte mit aller Anstrengung seiner aufkeimenden Kraft nach Bildung und Veredlung seines Verstandes und Herzens. Sein gutes Glück hatte ihn einem Manne zugeführt, der, sein Lehrer in den drey Grammatical-Classen, ihn mit liebevoller Zurechtweisung von jedem oberflächlichen Streben zurückzog, und ihn die Bahn solider Bildung führte, indem er ihn hauptsächlich auf den reichen Schatz der Vortrefflichkeit in den Schriftstellern des Alterthums aufmerksam machte, nicht sowohl die Bewunderung des Knaben auf die classische Reinheit und Fülle des Ausdrucks, als vielmehr auf den Inhalt dieser Schriften hinlenkend und sein Gemüth für die Erhabenheit alter Tugend entzündend. Diesem edlen Lehrer, dem Freyherrn Achaz von Stiebar, bewahrte Heinrich Collin stets die treueste Liebe in seinem für das süße Gefühl des Danks so offenen frommen Herzen. Als dieser der Ehrfurcht würdige Priester nach einigen Jahren aus dem Convicte trat und eine Pfarre übernahm, entstand das im vierten Bande der sämmtlichen Werke an ihn gerichtete kleine Gedicht, womit Collin das volle Gefühl seines heißen Dankes auszudrücken sich bemühte. Es ist das früheste aller in die Sammlung aufgenommenen Gedichte.

Bey Lehrern und Ältern, welche mit den Kenntnissen der Kinder gern prunken wollen, ist es nichts Seltenes, daß sie, wenn eine einzelne Fähigkeit des Knaben ihnen bemerkbar wird, auf deren Ausbildung mit rastlosem Eifer hinarbeiten, und eine frühe Blüthe der Geschicklichkeit in dem Kleinen herauszwingen, wodurch er zwar allerdings

Staunen erregt, aber eben dadurch ganz gewiß für die volle Ausbildung seines Wesens, bey zu schneller Übermacht des einseitigen Strebens nach isolirter Vollkommenheit, verloren ist. Bey vorgeschriebenen Studien indeß, wo der Schüler allen Zweigen des Unterrichtes gleiche Anstrengung zu widmen sich gezwungen sieht, ist eine solche einseitige Verbildung nicht leicht möglich. Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes bey den Piaristen verfertigte Heinrich Collin ein kleines Schauspiel: der Abschied des Kriegers, wo ein in's Feld ziehender Soldat sich von seinen Geschwistern mit Beweisen der Zärtlichkeit und frommen Ermahnungen trennte. Es wurde am Geburtstage seiner Mutter von ihm und seinen Geschwistern mit großem Fleiße aufgeführt. Eben so verfertigte er später, von dem tiefsten Schmerze über den Verlust seines theuern Vaters durchdrungen, eine Elegie, die er zwar nicht aufbewahrte, an welche er sich aber immer gern erinnerte, weil sie so ganz aus seinem tiefsten Herzen geflossen war. Er zeigte dadurch wohl ungezweifelte Anlage zum Dichter; es fiel aber niemanden bey, diese Anlage, selbst zu einer Zeit, wo schon ein paar Verse hinlänglich schienen, dem Dichter eine Gattung Ruf zu schenken, voreilig auszubilden. Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung hat mehrere junge Leute gekannt, die bey früh erwachtem Triebe, zu dichten, sich selbst überlassen, die Zeit der ersten Jugend, wo sie erst hätten Kenntnisse sammeln sollen, durch Ausarbeitung einer Menge Gedichte verschwendeten. Sie vermochten nicht einmahl, das Technische der Kunst rein auszubilden. Übrigens haben sie auch

zur Zeit der männlichen Reife nichts mehr als äußern Klang ohne Inhalt, der ihnen ſelbſt mangelte, hervor gebracht. Alle Kunſt nähmlich, aus der innern Tiefe des Gemüths hervor quellend, verlangt zuerſt deſſen volle reiche Ausbildung, und vermag ohne dieſe nicht zu beſtehen.

Wenn aber gleich Collin bey ſeinen erſten Verſuchen, zu dichten, keine beſondere Aufmunterung fand, ſo war ihm nichts deſto weniger die Dichtkunſt ſelbſt eine ehrwürdige Kunſt, und der Dichter eine heilige Erſcheinung. Er fing damahls an, von ſeinem geringen Taſchengelde ſich eine kleine Bibliothek anzuſchaffen. Klopſtocks Oden, vorzüglich deſſen Meſſias, wirkten auf ihn bey wiederhohlter Durchleſung wie mit zauberiſcher Kraft; er beſchäftigte ſich durch mehrere Jahre ausſchließend mit dieſem Dichter. Eine Menge Stellen der Meſſiade konnte er auswendig, wiederhohlte ſich dieſelben oft, ſagte ſie laut und mit Begeiſterung her, und legte ſo in einem noch ſehr zarten Alter bereits den Grund zu jener trefflichen Declamation, wodurch er in ſpäterer Zeit vertrauten Freunden ein ſeltenes Vergnügen bereitete. Dieſe anhaltende Beſchäftigung mit der Meſſiade dehnte ſich jedoch nur auf die erſten zehn Geſänge aus; die nächſtfolgenden zogen ihn weniger an, ja die vielfach verſchlungene Künſtlichkeit der letzten ſchreckte ihn ſo ſehr zurück, daß er dieſes Werk, das ihm im Knaben- und Jünglingsalter das theuerſte war, das er kannte, und welches er auch als Mann verehrte, dennoch, wie er ſelbſt ſagte, niemahls bis an's Ende durchleſen hat. Wie der Meſſias, war auch ein großer Theil der Oden Klopſtocks ihm nicht

bloß ein Gegenstand einer angenehmen Beschäftigung, sondern vielmehr des angestrengtesten Studiums; er stärkte sein Herz an den darin ausgesprochenen erhabenen Gefühlen, die fromme Begeisterung des Dichters erzog ihn zur ernsten Religiosität, und erwärmte ihn für Tugend und Größe der Gesinnung. Die überall aus diesen Gedichten hervor leuchtende Liebe des Vaterlandes, die Höhe, auf welche die Deutschheit darin gestellt wird, entflammte in ihm schon als Knaben jene Hochachtung für den Deutschen Charakter, der er auch, als man später diesen kaum mehr gelten lassen wollte, unwandelbar getreu blieb.

Man hat unter den Deutschen von je her viel über Klopstock gesprochen und abgesprochen. Der rasche Gang, den die Bildung unserer Dichtkunst, seit der Wiederbelebung ihrer Sprache durch diesen kräftigen Meister, genommen hat, ließ Viele vergessen, daß sehr geschätzte Künstler nicht da seyn würden, wäre jener erhabene Genius, die Bahn brechend, welche sie betraten, nicht voraus gegangen. Das Gepräge, welches er der Deutschen Sprache und Dichtkunst gegeben, ist aus ihr nicht wieder zu vertilgen möglich; und wenn manche Dichter der neuesten Zeit dieses weder erkennen noch fühlen, so zeugt dieß vielmehr von der Beschränktheit ihrer Ansicht, als, wie sie vermeinen, von deren Erhabenheit. Die Deutsche Kunst scheint aber bestimmt einen so weiten Umkreis zu durchlaufen, und der Weg, welchen sie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einschlug, deutet in seiner weiten Krümmung auf einen so ausgedehnten Zirkel, daß es nicht zu wun-

dern ist, wenn die Künstler, die ihn wandeln, aus den weiten Entfernungen sich nicht als Genossen ein und derselben Bahn zu erkennen vermögen. Auf Heinrich Collin hat indeß Klopstock, weil er so lange und so ausschließend sich mit den Erzeugnissen seiner Muse beschäftigte, einen weit stärkeren durchgreifenderen Einfluß, wie auf andere Deutsche Dichter, ausgeübt. Er hat seiner Ansicht der Kunst überhaupt die erste Richtung gegeben, ihre Form größten Theils bestimmt, und da sein Charakter selbst durch diesen Dichter mit gebildet wurde, herrscht bey noch so verschiedener Gattung der Kunst, der beyde vorzüglich ihr Leben widmeten, dennoch in Collins dramatischen Werken die Sinnes- und Gefühlsart, welche das Klopstockſche Epos darstellt, eine Sache, die um so weniger befremden kann, wenn man erwägt, wie ganz und gar der Messias von der Natur des eigentlichen Epos entfernt ist.

In dem Laufe der drey ersten Jahre der Humanioren machte Collin in den vorgeschriebenen Studien so bedeutende Fortschritte, daß er am Schlusse derselben als der vor allen Mitschülern ausgezeichnetste den Preis erhielt, welchen er auch im nächsten Jahrgange der Rhetorik beybehielt. Hier ward sein Lehrer der durch seine gehaltreichen Predigten auch jetzt noch nach seinem Tode im Andenken seiner Zuhörer hoch gefeyerte Hofprediger Raymund Zobel, damahls im Convicte Professor der Rhetorik. Diesem in jeder Hinsicht verehrungswürdigen Freunde der Jugend hat Collin in einem dem fünften Bande der Werke einverleibten Nekrologe ein Denkmahl seines tief gefühlten Dankes gesetzt. Unter der

Leitung dieſes einſichtsvollen Lehrers fing er an, ſich in Aufſätzen der verſchiedenſten Art, in Deutſcher, Lateiniſcher und Griechiſcher Sprache, zu üben; ſein mündlicher Vortrag gewann Klarheit, Beſtimmtheit und Stärke. Das claſſiſche Alterthum, in deſſen Werke er hier tiefer eingeweiht wurde, umfing ihn mit unwiderſtehlichem Reitze, und er hat ſeit dem nie aufgehört, es zu lieben. Die gründliche Entwickelung der Schönheit in den Reden der Alten hat bey ihm damahls überhaupt eine große Ehrfurcht für die Redekunſt ſelbſt begründet. Ihm erſchien dieſe Kunſt als eine Verſchmelzung der Poeſie mit der Wahrheit, welche letztere durch die begeiſternde Kraft der erſteren in Entwickelung der Gefühle verklärt und erhoben werde. Als eine Kunſt, zu überreden, wollte er ſie niemahls gelten laſſen; vielmehr äußerte er ſich gegen dieſe Erklärungsart oft mit Heftigkeit, und meinte, ſie ſage nichts anderes, als: die Redekunſt ſey die Geſchicklichkeit, Lüge als Wahrheit darzuſtellen, und den Hörer zu betrügen.

Eben die Ehrfurcht, welche er für jene beyden erſten Lehrer ſein ganzes Leben durch beybehielt, hatte er auch bis an's Ende ſeinem Lehrer im letzten Jahre ſeines Aufenthalts im Convicte, Innocenz Lang, jetzt Regierungsrath und Director der Gymnaſien, in ſeinem Herzen bewahrt. Hier ward er durch ein gründliches Studium Römiſcher und Griechiſcher Dichter ihr vertrauter Freund und ſeit dem nie ungetreuer Lehrling. Er hat aus ihnen während der Dauer ſeines Lebens Erhohlung, Troſt und Stärke zu ſchöpfen ge-

wußt, und ihnen als erhabenen Muſtern nachgeſtrebt. So, als er dieſes Convict, wo ſein Geiſt ſo reich gebildet wurde, beym Übertritte in die philoſophiſchen Studien verließ, ging er nicht freudig einem ungebundenen Leben entgegen, ſondern ſchied mit Wehmuth von väterlichen Freunden, welchen er ſeinen Dank ganz, wie er ihn fühlte, zu zeigen nimmermehr hoffen konnte.

Während der Dauer ſeiner Gymnaſialſtudien hatte er ſich einen ihm gleich geſinnten Freund erworben, den jetzigen k. k. Hofcapellan Darnaut. Beyde, mit ungeheuchelter Wärme jener Begeiſterung für Religion und Tugend hingegeben, welche das jugendliche Alter ſo ſchön ſchmückt, fanden an einem der Prieſter des Convents, Pater Paulin, einen wahrhaft väterlichen Freund, der ihnen unter liebreichen Ermahnungen ſeinen oft geſuchten Rath ertheilte. Collins Freund hatte ſich ſchon damahls dem geiſtlichen Stande beſtimmt; beyde ordneten ihre Studien gemeinſchaftlich, und gaben ſich wechſelweiſe über ihre Beſtrebungen, über ihr Thun und Laſſen die genaueſte Rechenſchaft.

Seit ſeinem Eintritte in's Convict hatte Collin die Ferien immer auf dem Lande bey dem Pfarrer Kecht in Leopoldsdorf, einem im Marchfelde gelegenen, dem Freyherrn von Sardagna gehörigen Dorfe, zugebracht. Dieſer achtungswerthe Geiſtliche war einſt von Collins Vater aus einer tödtlichen Krankheit geriſſen, und ſeit dem ein vertrauter Freund des Hauſes geworden. Er ſuchte ihm die Zeit der Ferien ſo angenehm als möglich zu machen, un-

ternahm mit ihm kleine Reiſen, leitete indeß auch mit vieler Strenge ſeine Studien in dieſer Zeit der Erhohlung, alles, wie er es ſeiner Einſicht nach für das Beſte hielt, und gewann ihn ſo lieb, daß er ihn auch, als er ſtarb, in ſeinem Teſtamente nach Vermögen bedachte. Als Collin nun in die philoſophiſchen Studien eintrat, überließ ihn der Pfarrer mehr ſich ſelbſt; die Reiſen unterblieben gleichfalls, da Kecht bey größer werdender Kränklichkeit der Ruhe bedurfte, und Collin überließ ſich hier ganz und ungebunden dem in ihm neu erwachten Triebe der Speculation, welche ſich aber damahls vorzüglich über religiöſe Gegenſtände verbreitete. Hier ſuchte er nun durch einen Briefwechſel mit ſeinem Freunde Darnaut den Mangel ſeines Umganges zu erſetzen. Schuldloſe Reinheit des Gemüths, redliches Streben nach Wahrheit, glühender Ausdruck der Andacht charakteriſiren dieſen übrigens freylich von erſt aufkeimender noch unvollendeter Kraft zeugenden Briefwechſel. Ein friedliches, unter dem Schutze ländlicher Einſamkeit ſanft hinfließendes Leben ward dort Heinrich Collins erwünſchtes Loos, ihm um ſo mehr erfreulich, da nun ſein Bruder, um ſieben Jahre jünger als er, die Ferien mit ihm dort zubrachte, und er ſich mit deſſen Bildung beſchäftigen konnte.

Wenn gleich Leopoldsdorf nicht die Vorzüge beſitzt, welche man unter einer ſchönen Lage zu begreifen pflegt — denn es liegt mitten in jener ausgedehnten Fläche, die ſeit dem durch die Schlachten von Aspern und Wagram Berühmtheit erhielt — ſo blieb die dort zugebrachte Zeit doch

Collin immer unvergeßlich. Der Tag verging ihm unter abwechſelnden Studien; wenn die Hitze ſich zu mindern anfing, ward entweder im Schloßgarten oder in der dicht daran ſtoßenden Aue ein Spaziergang unternommen, oder ſie wallfahrteten über das Feld nach benachbarten Ortſchaften, und ſahen das herrliche Schauſpiel des Sonnenunterganges hinter die in der Bläue der Entfernung erſcheinenden Berge bey Wien. Der Charakter der übrigens durch den Fleiß ſeiner Bebauer reichen Gegend beförderte eine gewiſſe ruhige Stille des Gemüths, und ſo gab ſelbſt das Gedeihen der Bäume, Pflanzen und Blumen im Hausgarten des Pfarrers eine ſanfte, niemahls verſiegende Freude. Der jeden Morgen in der einfachen, doch geſchmackvollen Kirche abgehaltene Gottesdienſt, die mancherley Pflichten der Seelſorge, welche man den Pfarrer vollziehen ſah, die immer gleichförmige Beſchäftigung beförderten jene ſüße Zufriedenheit des Herzens, welche die eigentliche Quelle menſchlichen Glückes iſt. Heinrich Collin erwog dieß alles in tief bewegter Bruſt, und bey der Religioſität ſeines Weſens ſchien es ihm endlich der ſchönſte Beruf, einer Gemeinde vorzuſtehen und ſie zur Tugend und Religion anzuleiten. Er nahm einſt ſeinen Bruder bey der Hand, und, indem er ihn unter die Thorſchwelle des Pfarrhofes führte und in das Dorf hinaus ſah, rief er aus: „welch ein ſchöneres Loos dürft' ich mir wünſchen, als dieß eines Seelſorgers!" und ergoß ſich hierauf in eine begeiſterte Beſchreibung des frohen herrlichen Lebens eines Landgeiſtlichen. Er war damahls feſt entſchloſſen, nur ein paar Jahre der Rechtsſtu-

dien mitzunehmen, und hierauf ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen. Später, als er dieſe Rechtsſtudien ſelbſt antrat, und bey näherer Kenntniß des bürgerlichen Lebens dasſelbe in ſeinen Pflichten ſchätzen und würdigen lernte, erſtarb dieſer mit der Heftigkeit des jugendlichen Feuers ergriffene Vorſatz allmählich in ſeinem Herzen.

Außer mit ſeinem Freunde Darnaut unterhielt er auch mit ſeinen im Beginne der philoſophiſchen Studien erworbenen Freunden, Baron Hugo und Baptiſt Waldſtätten, einen lebhaften Briefwechſel während der Zeit der Ferien. Erſterer ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre, letzterer war ihm bis in den Tod ein getreuer liebevoller Freund, der ihm manche trübe Stunde durch wohlwollende Heiterkeit und jenen freyern Überblick des Lebens erheiterte, der dem in ſich verſchloſſenen Collin öfter mangelte. Im Hauſe der würdigen Mutter dieſer edlen Brüder, wo ſpäter der dritte, Georg, mit gleich inniger Freundſchaft ſich an Collin anſchloß, genoß dieſer eine immer willkommene Aufnahme, und ſtreifte dort nach und nach die Einſeitigkeiten ſeines durch die Zurückgezogenheit ſeiner Erziehung etwas ſchroffen und unbeholfenen Äußeren ab. Eben ſo wechſelte er bereits damahls, wiewohl nicht ſo häufig, Briefe mit dem Sohne des damahligen würdigen Hofkammerprocurators, Herrn von le Fevre, deſſen Freundſchaft ihm in vieler Hinſicht eine Stütze ſeines Lebens ward, und unverändert, auch als letzteren ſeine Anſtellung bey der k. k. Geſandtſchaft in Paris weit von ihm entfernt hielt, dieſelbe blieb.

Dieſe Briefe ſeiner Freunde waren, ſo zu ſagen, die Würze ſeines ländlichen Aufenthalts. Die Studien, welche er dort fortführte, theils über Religion, Erziehungsweſen, theils auch über Philoſophie — er las damahls auch die philoſophiſchen Schriften des Cicero, doch mit einem gewiſſen Übermuthe, den ſeine religiöſen Überzeugungen, den Behauptungen der Denker des heidniſchen Alterthums gegen über, ihm einflößten — verhinderten ihn nicht, auch an der Deutſchen ſchönen Literatur Antheil zu nehmen. So war er einigen Gedichten Stollbergs, Hölty's, Voßens, ins beſondere ſeinem Rheinweinliede, mit vorzüglicher Liebe zugethan. Bürgern aber ſchätzte er über alle, und konnte ihn nicht oft genug leſen und wieder leſen. Seine Leonore ins beſondere hatte auf ihn einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß er dieß Gedicht vom Anfange bis zum Ende auswendig konnte. Einſt führte er ſeinen Bruder in der Abenddämmerung plötzlich die Stiege hinauf in ein kleines Vorgemach, und hieß ihn, der nicht wußte, was mit ihm vorgehen ſollte, ſich in einen Winkel ſtellen. Er fing an, Leonoren zu declamiren; ſein Bruder, der von Gedichten wenig wußte, anfangs befremdet, dann unwiderſtehlich zum Erzähler hingezogen, endlich von bangem Schauder erfüllt, getraute ſich am Ende des Gedichts in der Dunkelheit nicht mehr um ſich zu ſchauen, und hatte die Macht der Poeſie und eines begeiſterten Vortrags hier zuerſt, und zu ſeiner unauslöſchlichen Erinnerung mächtig genug, gefühlt und erfahren. Was die Declamation der Leonore in Collins Munde beſonders furchtbar machte, war gerade die

Einfachheit, das Pomploſe, Ungezwungene des Vortrags, während welchem die Schrecken der Erzählung den Erzähler gleichſam unwillkürlich überwältigten, und von ihm auf die Zuhörer ausſtrömten. Daß er ſich hierbey nicht etwa ſeinem natürlichen Inſtincte blindlings hingegeben, ſondern mit wahrhaft philoſophiſcher Gründlichkeit ſein Verfahren beſtimmte, und ſich darüber in jeder Hinſicht Rechenſchaft zu geben wußte, beweiſet die im fünften Bande ſeiner Werke befindliche Abhandlung über Declamation und die Declamation der Leonore, eine mit ſolcher Sachkenntniß tief eindringende Zergliederung des Gedichts, daß ſie nicht allein deſſen Verſtändniß ſelbſt befördert, ſondern dadurch über die Declamation überhaupt viele bis dahin mangelnde Aufſchlüſſe gibt.

Ungeachtet aber Collin die Werke der Dichtkunſt ſeiner Zeitgenoſſen wohl kannte, und gern und oft zu ihnen zurück kehrte, ſo machte er doch damahls keine weiteren Verſuche, ſelbſt zu dichten; denn ſeine neuen philoſophiſchen Berufsſtudien hatten ſeine ganze Thätigkeit hingenommen. Bey ſeinem ſo ſtrengen Pflichtgefühle glaubte er, ſich dieſem neuen Berufe um ſo mehr ganz hingeben zu müſſen, je mehr dieſer ſeine Kräfte in Anſpruch nahm. Das weite Feld der Univerſalgeſchichte, der Phyſik und Mathematik, der Naturgeſchichte, endlich der eigentlichen philoſophiſchen Studien ſelbſt hatte er in einem Zeitraume von drey Jahren, vom Jahre 1788 bis 1790 zu durchwandern; und wenn das frühe Jugendalter, welchem ſo wichtige und des reifſten männlichen Forſchens bedürftige Gegenſtände vorge-

tragen werden, zwar klar genug den Zweck einer nur vorläufigen Bildung des Jünglings durch die erſten Umriſſe dieſer Wiſſenſchaften verrathen, ſo nimmt dieſe vorläufige Bildung nichts deſto weniger alle Kraft des mit edler Lernbegierde ſich nähernden Schülers in Anſpruch. Collin, der wenig Neigung für Mathematik und Phyſik hatte, obwohl er auch hier ſeine Pflichten ſtrenge erfüllte, ergab ſich mit deſto größerem Eifer den eigentlichen philoſophiſchen Studien, die damahls nach Feders Lehrbuche vorgetragen wurden, und dem damit in Verbindung ſtehenden Studium des Cicero. Er hatte damahls bereits den Genuß eines Thereſianiſtiſchen Stipendiums, und dadurch außer einer Unterſtützung von jährlichen drey hundert Gulden auch den Vortheil, von eigenen Correpetitoren die Gegenſtände, die in den Vorleſungen vorgetragen wurden, wiederhohlt und genauer erläutert zu hören. Unter dieſen Correpetitoren war ihm beſonders der ſpäter hin als Profeſſor an der Univerſität angeſtellte jetzige k. k. Cenſor, Herr Hammer, verehrenswerth, und er zog mannigfaltigen Nutzen aus ſeinen Belehrungen. Mendelſohns, Platners, Garve's, Tiedemanns Werke ſtudierte er mit unglaublichem Eifer, und ſchuf ſich ein den damahligen Anſichten über Philoſophie analoges Syſtem, das er mit vieler Conſequenz bis in ſeine kleinſten Theile durchführte. Hierzu war ihm der Umſtand ſehr behülflich, daß er mit einigen vertrauteren Freunden die philoſophiſchen Lehrgegenſtände zu Hauſe wiederhohlte, ihnen manche Dunkelheiten aufhellte, und, weil er ſtets auf gründliches Verſtändniß drang, ſich alles ſelbſt

auf das klarſte zu entziffern genöthigt war. Dadurch gewann er hauptſächlich jene Deutlichkeit des Vortrags, die ihm in ſpätern Jahren am Rathstiſche große Vortheile gewährte.

In der Äſthetik, welche damahls bereits der jetzige Herr Profeſſor Liebel, wegen öfterer Unpäßlichkeit des edlen Maſtalier, als Supplent vortrug, beſchäftigte er ſich zu Hauſe mehr mit dem Studium einzelner Theile derſelben, als mit dem Ganzen der Dichtungsarten. Die elegiſche, idylliſche, ja auch ſo gar die epiſche Dichtungsform hatten damahls den frühern Reitz für ihn verloren; hauptſächlich nahm die dramatiſche Kunſt alle ſeine Aufmerkſamkeit hin. Das Theater wurde von ihm ſehr oft beſucht; die vortreffliche Geſtalt desſelben, der Reichthum an vorzüglichen Künſtlern erfüllten ihn mit ſtaunender Ehrfurcht. Er ſah im Hamlet Lange alle Kraft ſeines reichen Talentes entwickeln, er ward durch Brockmanns König Lear in die höchſte Begeiſterung verſetzt; er ſah in den beſcheidenen Luſtſpielen Schröders ſich die mannigfaltigen Talente der Schaubühne auf eine geiſtreiche, immer neue Art entfalten. In Schillers Fiesco erſtaunte er über die Gewalt des Dichters ſo wohl, als über die kunſtreiche Darſtellung Lange's, deſſen Lieblingsrolle dieſer Charakter lange Zeit blieb. Dieſer Schauſpieler, welcher jetzt noch in einem ſehr vorgerückten Lebensalter Bewunderung erregt, riß damahls das Publicum zu einer Begeiſterung hin, von der die heutige Schaubühne Deutſchlands kein Beyſpiel mehr darbiethet. Er war ganz dazu gemacht, ein jugendliches Gemüth

zur höchſten Leidenſchaft für die Kunſt zu entflammen; und Collin betrachtete ihn wie ein Weſen höherer Art, welchem zu nahen kaum erlaubt ſeyn könnte.

Meiſterſtücke ſind von je her in jeder Kunſt etwas Seltenes geweſen, und es iſt an ſich ſelbſt klar, daß die damahls erſt aufſtrebende Bühne Deutſchlands nicht den Reichthum guter Werke, welchen wir jetzt, wiewohl wenig benützt, beſitzen, haben konnte. Vieles aber traf dort zuſammen, daß das Theater, wenigſtens in Wien, damahls einen erfreulichern Anblick als jetzt gewährte. Das Fremde Franzöſiſcher Anſicht hatte nähmlich noch nicht das Luſtſpiel oberflächlich und ſeicht gemacht, ſondern es herrſchte durch die den uns verwandten Britten nachgebildeten Stücke ein weit ſolideres Streben in unſerem Luſtſpiele. Es iſt auf alle Fälle immer eine Einſeitigkeit, wenn man zur Begründung des Komiſchen entweder mit der Intrigue oder mit Charakteriſirung allein auszureichen verſucht, wenn aber dieſe Einſeitigkeit einmahl Statt findet, iſt die letztere weit weniger gefährlich als die erſtere, weil ſie von ſelbſt durch eine gründliche Behandlung des Charakters auch zu einer entſprechenden Handlung hinleitet, welches in den Schröderſchen Werken ohne Zweifel größten Theils der Fall iſt. Eben ſo war im Trauerſpiele damahls noch nicht die Kunſt und traurige Künſtlichkeit der heutigen Zeit zu Hauſe, es ging vielmehr einen ſehr entſchiedenen Weg der Natürlichkeit; dieſe war aber noch nicht, wie ſpäter durch Iffland, zur gemeinen Alltäglichkeit herab geſunken, oder, wie durch Kotzebue, voll erzwungener Naivität, oder etwa, wie in

beyden, auf heftige Zerfolterung des Gemüthes und die Entleerung des Thränenſackes hingerichtet. Außer einigen bürgerlichen Trauerſpielen, die eine weit ernſtere Richtung verriethen als die ſpäteren Iffländſchen Schauſpiele, und unter welchen die früheren dieſes Schriftſtellers ſelbſt einen würdigen Platz behaupteten, waren die meiſten von der hiſtoriſchen Gattung, und in dieſer zwar nicht mit den höheren Zierden der Kunſt geſchmückt, aber keinesweges von einer falſchen Richtung. Was endlich am meiſten zur Vollkommenheit der Schaubühne beytrug, war die damahls ganz einfache Ausſtattung der Stücke in Hinſicht des äußeren Schmuckes der Decorationen, Kleidungen und dergleichen. Denn wenn man jetzt ſo oft wegen der verſchwenderiſchen Pracht dieſer Zufälligkeiten die Schaubühne im wörtlichſten Verſtande nur als einen Ort betrachtet, wo etwas zu ſchauen iſt, ſo war man damahls bey der gänzlichen Unbekanntſchaft mit dieſem Unfuge ganz allein mit dem Inhalte des Werkes und der Darſtellung beſchäftigt. Dieſe gewährte bey dem rühmlichen Fleiße der Schauſpieler, auch bey jeder Wiederhohlung, ein ſtets neues Vergnügen. Jetzt aber, wo ſo Viele, durch den Pomp und die Pracht, die ſeit lange her auf einzelne nichts bedeutende Kunſterſcheinungen verſchwendet wurden, in ihrer Anſicht des Theaters auf eine unverantwortliche Art irre geleitet, das Schauſpiel nur zur Befriedigung ihrer Neugierde beſuchen, und die Aufmerkſamkeit endlich nur größten Theils auf dieſe leeren Äußerlichkeiten gerichtet iſt, wird es unſern Schauſpielern bey größter Anſtrengung ihrer Kräfte manches Mahl

nicht möglich, die Neigung des Publicums bey einem, wenn auch an Vorzügen reichen, Stücke für die Dauer fest zu halten. Noch mehreres hat über dieß heut zu Tage, das Vergnügen am Schauspiels auf eine niedrere Stufe, als es in jener Zeit in der Meinung des Publicums behauptete, herab gesetzt. Damahls war ein allgemeines Streben nach Bildung seiner selbst, die man durch Besuchung des Schauspiels befördert fühlte; jetzt glaubt man sich hinlänglich gebildet. Damahls war ferner eine weit ruhigere öffentliche Stimmung. Die Gemüther, durch keine Unglücksfälle der Zeit in ihrem Innersten aufgewühlt, waren jener heitern Hingebung fähiger, welche die Kunst verlangt; es war über dieß das rastlose Umhertreiben nach Gewinn und Verbesserung seiner äußeren Existenz noch nicht beym Volke gekannt, und die Geschäfte des Tages ermüdeten daher nicht dergestalt, daß man des Abends nur mehr einer leichten Zerstreuung, die heute größten Theils allein gesucht wird, und nicht vielmehr der gehaltvolleren Erheiterung und Erhebung, welche die Muse schenkt, fähig gewesen wäre. Endlich wurden die Gaben der Kunst mehr durch das Gefühl aufgefaßt, heut zu Tage aber hat klügelnde Kunstrichterey die Unschuld des damahligen Vergnügens vernichtet, und dasjenige, was auf Phantasie und Herz zu wirken bestimmt ist, wird dort vom Verstande, der sich die erste Entscheidung anmaßt, nicht mehr eingelassen. In neuester Zeit ins besondere, wo so manche die widersprechendsten Kunsttheorien in einer Gattung Amalgamation in

ſich vereinigen, und nach den mannigfaltigſten Grundſätzen ihre Urtheile zu fällen gewohnt ſind, iſt kaum irgend ein Dichter mehr vor Bekrittelung ſicher, da man die erworbene Wiſſenſchaft practiſch anzuwenden Begierde trägt, und bey der Art derſelben leicht überall hinreichender Stoff zum Tadel findet.

Dieſer einfache Charakter der Schaubühne, welcher wohl größten Theils in ganz Deutſchland derſelbe ſeyn mochte, hat in dem geringen Zeitraume eines Jahrzehends ſeine Geſtalt ganz geändert, und auf die Periode des Weinens mit untermiſchter Erbauung an Moralpredigten, oder mit eingewebtem Lachen, welches die Köſtlichkeit des Weinens noch mehr verklären ſollte, ſind nach einer abermahligen Friſt von zehen Jahren jene Stücke, die jetzt größten Theils die Bühne einnehmen, gekommen, welche entweder Franzöſiſche Leichtfertigkeit zur Schau zu tragen begehren, oder von der Laſt der Gelehrſamkeit ihrer Gründer mühſelig nieder gedrückt einher treten, oder, was bey nahe das Schlimmſte iſt, ungewiß nach nur halb klaren Zwecken ihrer Verfaſſer herum irren, und nirgends auf die wahre Stelle treffen. Schwerlich aber wird man, bey genauerer Überdenkung dieſer traurigen Kunſtgeſchichte der Theater, die Schuld auf manche getadelte Dichter allein zu wälzen vermögen. Es iſt vielmehr in der Natur der Sache ſelbſt gegründet, daß eine Kunſt, die in einer nicht mehr durch energiſche Gefühle ſtarken Zeit zu erwachen anfing, wie bey uns Deutſchen das Schauſpiel, ſich bald im Laufe ihrer Beſtrebungen, aus Mangel innerer lebendiger Richt-

ſchnur, von der anfangs glücklich gewählten Bahn verirrte, und daß ſpäter, als man ſich auf falſchem Wege erblickte, erſt vielfältige unglückliche Verſuche des Zurechtfindens Statt haben mußten, ehe der wahre eintreten und durch ein freudiges Gelingen belohnt werden konnte. Vielmehr iſt es wohl erſtaunenswerth, wie in einem ſo kurzen Zeitraume von zwanzig Jahren die eiſerne Entſchloſſenheit genialiſcher Dichter nach oft mißglückten Unternehmungen immer neue gewagt, und unermüdlich in ihrem Streben blieb. So hat der zweyte Vater der Deutſchen dramatiſchen Kunſt, der edle Schiller, weil er, nicht ſo unabhängig, wie Göthe, von Zeitgeiſt und Volksſtimmung, vielmehr aus dieſen beyden heraus ſich entwickelte, drey Mahl verſchiedene Wege verſucht, und iſt ſich auch in ſeiner dritten Periode ſeit Wallenſtein keineswegs in Richtung und Abſicht ganz treu geblieben. Bey zwar vollendetem Charakter als Menſch war ihm doch die Richtung ſeiner Kunſt nicht, wie man ſonſt von Dichtern zu behaupten pflegt, angeboren, ſondern er ſuchte ſie auf, und der Erreichung ſeines Zweckes nicht immer gewiß, ermüdete er doch nimmer in ſeinen redlichen kraftvollen Beſtrebungen.

Collin war indeß bald nicht mehr ein bloß unbefangener Beſucher des Schauſpiels, der ſich den Eindrücken desſelben unbedingt hingab; er fing vielmehr an, über die Kunſt ſelbſt nachzudenken, und ſuchte ſich die nöthigen theoretiſchen Hülfsmittel zu verſchaffen. Er las ſo ziemlich alles, was damahls über Schauſpiel und Schauſpielkunſt geſchrieben wurde; bald aber verweilte er gänzlich und allein

bey Leſſing, und fand deſſen dramaturgiſche Nachfolger in dieſem Heros der Deutſchen Literatur bereits enthalten, oder aus ihm unmittelbar abgeleitet. Je mehr er ſich durch das Studium eines ſo reichen Geiſtes aufgeklärt fühlte, eine deſto innigere Liebe fühlte er für ihn, und bald ward ihm alles ein Gegenſtand der regſten Theilnahme, worüber dieſer nur immer ſeine wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen verbreitet hatte. Durch ihn auf Ariſtoteles ins beſondere aufmerkſam gemacht, ſuchte er deſſen Poetik nach dem Fingerzeige ſeines verehrten Meiſters zu ergründen, und wie er auch immer in ſpäterer Zeit ſeine Kunſtüberzeugungen in manchen wichtigen Puncten änderte, ſeine Verehrung für die Ausſprüche Leſſings iſt dieſelbe geblieben.

Zur Zeit, als er Leſſing las, war das Deutſche Theater wirklich bereits nach den Grundſätzen dieſes neuen Geſetzgebers umgebildet, und von der ſteifen Nachahmung des Franzöſiſchen zu einer mehr nationalen Exiſtenz gelangt; doch, wie es immer zu geſchehen pflegt, daß man leicht bey Vermeidung des einen Extremes in das andere verfällt, ſo war durch die zu ängſtlich geſuchte Natürlichkeit bereits der Keim zu den ſpätern Verirrungen in dieſer Hinſicht gelegt worden, ohne daß man dieſes damahls noch ahnden konnte. In den Lehrbüchern der Äſthetik ſtand wohl das Schauſpiel unter den Dichtungsarten; unter den Zuhörern im Schauſpielhauſe mochten ſich aber im Gegentheile wenige finden, die ſich hier mit einem Gedichte zu beſchäftigen glaubten, ſondern es galt in einem gewiſſen Halbdunkel der Begriffe für eine Gattung Abſchrift der Wirklichkeit mit einigen Frey-

heiten der Verschönerung, welche man bey ernsten Stücken nicht zu häufig erlauben wollte, im Lustspiele aber gutmüthiger mit hingehen ließ.

Diese Ansicht hatte auch Heinrich Collin. Das Schauspiel erschien ihm, im gewöhnlichen Sinne des Worts, als eine Schule des Lebens, der dramatische Dichter als dessen Verkündiger, und selbst Shakspeare, den er damahls allein aus der Eschenburgschen Übersetzung und den Schröderschen Bearbeitungen kannte, nur als der gründlichste und tiefste Forscher im Gebiethe menschlicher Gefühle. Mehr und mehr der männlichen Reife sich nähernd und die Wichtigkeit der Verhältnisse der Welt, in welcher er einst wirken und thätig seyn sollte, beachtend, gewann das Schauspiel durch die Ansicht, die er von demselben gefaßt hatte, für ihn nur einen desto größern Werth, und andere Dichtungsformen wurden ihm nun für längere Zeit, eben weil sie den Charakter der Dichtung unverhüllter an sich trugen, gleichgültiger.

In spätern Jahren, als eigenes Gefühl und das fortgesetzte Studium der dramatischen Kunst Collins Überzeugungen so sehr verändert, und ihm einen ganz andern Standpunct der Betrachtung gegeben hatten, war er oft versucht, zu glauben, die Kritik habe der Deutschen Kunst mehr geschadet als genützt. Ins besondere pflegte er Schillern anzuführen, und meinte: man merke es sehr wohl in dessen Werken, wo er sich unbedingt dem Zuge seiner Phantasie und seines kräftigen Gefühles überlassen habe, und wo er sich, auf mühsam erworbene Grundsätze seiner Theorie ge-

ſtützt, nur zweifelnd und ängſtlich bewege, und dadurch die Kraft ſeines hohen Genius lähme. Wenn er aber auf der andern Seite erwog, welche rieſenhafte Fortſchritte dieſes ſeltene dramatiſche Genie durch unermüdete Selbſtbildung an der Hand der Kritik, ſeit der erſten Exploſion ſeiner Kraft in den Räubern, gemacht hatte, ſo konnte er nicht anders als ſich durch dieſe Erſcheinung ſelbſt für widerlegt halten.

Sicher iſt es wohl, daß die Leſſingſche Kritik, zwar nicht gerade mit Abſicht, dem Deutſchen Drama für lange den Charakter proſaiſcher Nüchternheit gegeben hat, und daß vielleicht unſere Familienſtücke ohne dieſen gewaffneten Verfechter niemahls erſchienen wären; eben ſo gewiß ſcheint es aber auf der andern Seite, daß auch das Vorzügliche unſerer heutigen Kunſtbildung ohne dieſen Befreyer von der Knechtſchaft der Franzöſiſchen Regel nimmermehr erſchienen wäre. Andere Nationen mochten der Kritik zur ſoliden Begründung ihres Schauſpiels leicht entbehren, wenn ſich dieſes, wie bey den Griechen und Spaniern, unmittelbar an das Ganze ihrer Poeſie, als deren höchſten Gipfel, ohne Unterbrechung anſchloß, oder wenn, wie bey den Engländern durch Shakſpeare, zur Zeit eines merkwürdigen Nationaldaſeyns, das Drama unmittelbar aus der Anſicht des Lebens ſelbſt hervor zu gehen vermochte; bey den Deutſchen war beydes zur Zeit, als ihre dramatiſche Kunſt erwachte, nicht möglich. Die Würde ihres Nationaldaſeyns war in der damahligen Erſchlaffung des Volkscharakters zu Grunde gegangen. Einzelne vorzügliche Meiſter der Kunſt

konnten daher nicht unmittelbar aus dem Leben ſelbſt ſchöpfen, das ſeines urſprünglichen Glanzes beraubt war. Sie konnten ihre Kunſtbeſtrebungen eben ſo wenig an die früheren Erzeugniſſe der vaterländiſchen Begeiſterung für Schönheit anſchließen, weil ſeit dem Tode der Altdeutſchen Dichtkunſt keine allgemein anerkannte Volkspoeſie mehr vorhanden war. Die rühmlichen Bemühungen eines Klopſtock und Anderer in verſchiedenen Dichtungsformen waren damahls noch zu ſehr vereinzelt, und zu wenig in die Nationalgeſinnung verſchmolzen, als daß ſie für's erſte dem Schauſpieldichter etwas anderes als Vorzüge der Sprache und des Verſes, der über dieß dem dramatiſchen größten Theils fremd war, hätten ſchenken können. Bey dieſem gänzlichen Mangel innerer Stützen hatte man ſich an auswärtige zu halten geſucht, oft an antike Kunſt, öfter an die näher liegende Franzöſiſche, deren dem Deutſchen Charakter ganz fremdartige Eigenheit eine ſo gänzliche Verbildung der Gemüther zur Folge hatte, daß die Deutſche Kunſt um ſo mehr für immer verloren ſcheinen mußte, weil ſie ganz inhaltsleer wurde, und nur nach Äußerlichkeiten haſchte.

Wenn daher eine Kunſt unter den Deutſchen wieder entſtehen ſollte, könnte ſie wohl nicht anders als unter der väterlichen Leitung des prüfenden Verſtandes entſtehen. Der aufgehäufte Unſinn lebensarmer Nachbildungen Franzöſiſcher Muſter mußte in ſeiner Blöße dargeſtellt, dieſe Muſter ſelbſt mußten in ihrer Schwäche ſchonungslos an das Höchſte der Kunſt, welches die Kritik nur zu erfaſſen vermögend war, vergleichend gehalten werden. Von nun

an, da dieſe erſte ſchwere Arbeit, der Vernichtung falſcher Vorbilder in der Meinung der Kunſtbefreundeten, vollendet war, wurde erſt jenes beſſere edlere Streben nach Darſtellung der Natur, wurde erſt das Verſtändniß Shakſpears in einiger Art möglich, und der Deutſchen Kunſt war durch die Kritik eine eigenthümliche Bahn eröffnet worden, auf welcher ſie auch ſeither ohne dieſe Leiterinn nicht mit Glück zu wandeln vermochte. Die Kritik aber iſt durch die Fortſchritte der vaterländiſchen Poeſie allmählich ſelbſt an Kräften reicher geworden, und hat neue kühnere Blicke in die Kunſtvergangenheit aller Völker gewagt, von der ſie ihrem Zöglinge wieder belehrende Kunde gab. Wenn der Vorwurf mancher, daß die Deutſche Dichtkunſt oft zu ſehr nach Gelehrſamkeit duſte, allerdings wahr iſt, ſo iſt dieß freylich ein weſentliches Gebrechen, aber keinesweges ein allgemein verbreitetes; es iſt über dieß ein aus der Art ihrer Entſtehung ſelbſt herrührender Fehler, den ſie erſt allmählich abzuſtreifen fähig ſeyn kann. Und in der Hinſicht, daß ohne gründliches kritiſches Forſchen ſelbſt keine neue Kunſt unter den Deutſchen erwacht wäre, mögen ſo gar die Künſteleyen neueſter Zeit — nur Zeugen der Üppigkeit des Bodens, der unſern Wachsthum nährt — leichter, wie es ſonſt möglich wäre, mit Schonung überſehen werden.

Die proſaiſchen Anſichten über das Drama, welche ſich bald nach Leſſing zu verbreiten anfingen, gingen aber dennoch nicht unvermeidlich aus der Art ſeiner Kritik hervor, welche den Shakſpeare als vollgültig anerkannte, die ihm ſelbſt einen Nathan den Weiſen zu dichten geſtattete, und

zur höchſten Leidenſchaft für die Kunſt zu entflammen; und Collin betrachtete ihn wie ein Weſen höherer Art, welchem zu nahen kaum erlaubt ſeyn könnte.

Meiſterſtücke ſind von je her in jeder Kunſt etwas Seltenes geweſen, und es iſt an ſich ſelbſt klar, daß die damahls erſt aufſtrebende Bühne Deutſchlands nicht den Reichthum guter Werke, welchen wir jetzt, wiewohl wenig benützt, beſitzen, haben konnte. Vieles aber traf dort zuſammen, daß das Theater, wenigſtens in Wien, damahls einen erfreulichern Anblick als jetzt gewährte. Das Fremde Franzöſiſcher Anſicht hatte nähmlich noch nicht das Luſtſpiel oberflächlich und ſeicht gemacht, ſondern es herrſchte durch die den uns verwandten Britten nachgebildeten Stücke ein weit ſolideres Streben in unſerem Luſtſpiele. Es iſt auf alle Fälle immer eine Einſeitigkeit, wenn man zur Begründung des Komiſchen entweder mit der Intrigue oder mit Charakteriſirung allein auszureichen verſucht, wenn aber dieſe Einſeitigkeit einmahl Statt findet, iſt die letztere weit weniger gefährlich als die erſtere, weil ſie von ſelbſt durch eine gründliche Behandlung des Charakters auch zu einer entſprechenden Handlung hinleitet, welches in den Schröderſchen Werken ohne Zweifel größten Theils der Fall iſt. Eben ſo war im Trauerſpiele damahls noch nicht die Kunſt und traurige Künſtlichkeit der heutigen Zeit zu Hauſe, es ging vielmehr einen ſehr entſchiedenen Weg der Natürlichkeit; dieſe war aber noch nicht, wie ſpäter durch Iffland, zur gemeinen Alltäglichkeit herab geſunken, oder, wie durch Kotzebue, voll erzwungener Naivität, oder etwa, wie in

beyden, auf heftige Zerfolterung des Gemüthes und die Entleerung des Thränensackes hingerichtet. Außer einigen bürgerlichen Trauerspielen, die eine weit ernstere Richtung verriethen als die späteren Ifflandschen Schauspiele, und unter welchen die früheren dieses Schriftstellers selbst einen würdigen Platz behaupteten, waren die meisten von der historischen Gattung, und in dieser zwar nicht mit den höheren Zierden der Kunst geschmückt, aber keineswegs von einer falschen Richtung. Was endlich am meisten zur Vollkommenheit der Schaubühne beytrug, war die damahls ganz einfache Ausstattung der Stücke in Hinsicht des äußeren Schmuckes der Decorationen, Kleidungen und dergleichen. Denn wenn man jetzt so oft wegen der verschwenderischen Pracht dieser Zufälligkeiten die Schaubühne im wörtlichsten Verstande nur als einen Ort betrachtet, wo etwas zu schauen ist, so war man damahls bey der gänzlichen Unbekanntschaft mit diesem Unfuge ganz allein mit dem Inhalte des Werkes und der Darstellung beschäftigt. Diese gewährte bey dem rühmlichen Fleiße der Schauspieler, auch bey jeder Wiederhohlung, ein stets neues Vergnügen. Jetzt aber, wo so Viele, durch den Pomp und die Pracht, die seit lange her auf einzelne nichts bedeutende Kunsterscheinungen verschwendet wurden, in ihrer Ansicht des Theaters auf eine unverantwortliche Art irre geleitet, das Schauspiel nur zur Befriedigung ihrer Neugierde besuchen, und die Aufmerksamkeit endlich nur größten Theils auf diese leeren Äußerlichkeiten gerichtet ist, wird es unsern Schauspielern bey größter Anstrengung ihrer Kräfte manches Mahl

nicht möglich, die Neigung des Publicums bey einem, wenn auch an Vorzügen reichen, Stücke für die Dauer fest zu halten. Noch mehreres hat über dieß heut zu Tage das Vergnügen am Schauspiels auf eine niedrere Stufe, als es in jener Zeit in der Meinung des Publicums behauptete, herab gesetzt. Damahls war ein allgemeines Streben nach Bildung seiner selbst, die man durch Besuchung des Schauspiels befördert fühlte; jetzt glaubt man sich hinlänglich gebildet. Damahls war ferner eine weit ruhigere öffentliche Stimmung. Die Gemüther, durch keine Unglücksfälle der Zeit in ihrem Innersten aufgewühlt, waren jener heitern Hingebung fähiger, welche die Kunst verlangt; es war über dieß das rastlose Umhertreiben nach Gewinn und Verbesserung seiner äußeren Existenz noch nicht beym Volke gekannt, und die Geschäfte des Tages ermüdeten daher nicht dergestalt, daß man des Abends nur mehr einer leichten Zerstreuung, die heute größten Theils allein gesucht wird, und nicht vielmehr der gehaltvolleren Erheiterung und Erhebung, welche die Muse schenkt, fähig gewesen wäre. Endlich wurden die Gaben der Kunst mehr durch das Gefühl aufgefaßt, heut zu Tage aber hat klügelnde Kunstrichterey die Unschuld des damahligen Vergnügens vernichtet, und dasjenige, was auf Phantasie und Herz zu wirken bestimmt ist, wird dort vom Verstande, der sich die erste Entscheidung anmaßt, nicht mehr eingelassen. In neuester Zeit ins besondere, wo so manche die widersprechendsten Kunsttheorien in einer Gattung Amalgamation in

ſich vereinigen, und nach den mannigfaltigſten Grundſätzen ihre Urtheile zu fällen gewohnt ſind, iſt kaum irgend ein Dichter mehr vor Bekrittelung ſicher, da man die erworbene Wiſſenſchaft practiſch anzuwenden Begierde trägt, und bey der Art derſelben leicht überall hinreichender Stoff zum Tadel findet.

Dieſer einfache Charakter der Schaubühne, welcher wohl größten Theils in ganz Deutſchland derſelbe ſeyn mochte, hat in dem geringen Zeitraume eines Jahrzehends ſeine Geſtalt ganz geändert, und auf die Periode des Weinens mit untermiſchter Erbauung an Moralpredigten, oder mit eingewebtem Lachen, welches die Köſtlichkeit des Weinens noch mehr verklären ſollte, ſind nach einer abermahligen Friſt von zehen Jahren jene Stücke, die jetzt größten Theils die Bühne einnehmen, gekommen, welche entweder Franzöſiſche Leichtfertigkeit zur Schau zu tragen begehren, oder von der Laſt der Gelehrſamkeit ihrer Gründer mühſelig nieder gedrückt einher treten, oder, was bey nahe das Schlimmſte iſt, ungewiß nach nur halb klaren Zwecken ihrer Verfaſſer herum irren, und nirgends auf die wahre Stelle treffen. Schwerlich aber wird man, bey genauerer Überdenkung dieſer traurigen Kunſtgeſchichte der Theater, die Schuld auf manche getadelte Dichter allein zu wälzen vermögen. Es iſt vielmehr in der Natur der Sache ſelbſt gegründet, daß eine Kunſt, die in einer nicht mehr durch energiſche Gefühle ſtarken Zeit zu erwachen anfing, wie bey uns Deutſchen das Schauſpiel, ſich bald im Laufe ihrer Beſtrebungen, aus Mangel innerer lebendiger Richt-

materiellen Bodenſatz, den man für die Sache ſelbſt hielt, und ſehr zufrieden ſich damit begnügte. So griffen auch damahls die durch derley einſeitige Zergliederungen entſtandenen Begriffe vom Staate, als einem Vereine der Bürger zum äußeren Wohlſeyn, von der Souveränität des Volkes und dergleichen in der verderblichen Einſeitigkeit ihrer Reſultate weit um ſich, und untergruben die Grundfeſte der Staatsverwaltungen.

Es iſt nun wohl keinem Zweifel unterworfen, daß manche Grundſätze der Zeit, noch bevor ſie in Frankreich eine ſo traurige Wirkung hervor brachten, in dem ſein Zeitalter, zwar in einem andern Sinne, wie Friedrich der Zweyte von Preußen, repräſentirenden Kaiſer Joſeph dem Zweyten, nicht nur tiefe Wurzel gefaßt, ſondern ihn ganz und gar durchdrungen hatten. Collin war indeß auch in ſpäterer Zeit weit entfernt, darum das erhabene Genie jenes großen Volksfreundes zu verkennen. Vielmehr hielt er jene Umwandlung der Europäiſchen Denkart, die nur der Übergang zu dieſem jetzt neu beginnenden edleren Leben war, für durchaus nothwendig, um die alte ehrwürdige Geſinnung und Art des Daſeyns feſter zu begründen. Kaiſer Joſeph ſelbſt aber erſchien ihm nicht nur in ſeinen redlichen Abſichten als ein liebevoller Vater, ſondern in jedem Sinne des Worts als ein Wohlthäter ſeiner Völker und des Menſchengeſchlechts; indem er die Reformationen, welche die Zeit zu begehren ſchien, ſelbſt mit ſtarker Hand auszuführen unternahm, ſey er der Selbſthülfe verblendeter Völker zuvor gekommen, und habe uns, während

in Westen blutige Gräuel wütheten, Bürgermord an die Tagesordnung kam, und ein ganzes Königsgeschlecht über dem Getümmel der Selbstsucht zu Grunde ging, ein ruhiges Daseyn gesichert und Thron und Gesetzgebung befestigt. Er habe durch Hinwegräumung mehrerer Mißbräuche in Hinsicht der kirchlichen Verwaltung, wenn er auch vielleicht, durch seinen Eifer zu weit geführt, über die Grenzen der weltlichen Gewalt geschritten seyn sollte, die Religion im Herzen des Volkes mehr bewahrt als erschüttert, und sie gegen die Anfälle eines alles Heiligen spottenden Zeitalters geschirmt und sicher gestellt.

Seine damahls mehr in Gefühlen als Überzeugungen bestehenden Grundsätze über die Verhältnisse des Staates zu seinen Bürgern bildete er weiter aus, und begründete sie fest und für sein ganzes künftiges Leben unwandelbar, als er vom Herbste 1790 bis 1794 die Rechtsstudien nach der vorgeschriebenen Art auf der Wiener hohen Schule vollendete. Ins besondere führte ihn das Naturrecht, das er unter dem gegenwärtigen k. k. Hofrathe von Zeillern hörte, eigentlich mitten in den Schauplatz der verwickelten Streitfragen der Zeit über den natürlichen Zustand des Menschen und die Rechte der Völker. Ihm blieb es keinen Augenblick zweifelhaft, wohin seine Überzeugung sich neigen würde. Von früher Jugend her ein Feind des Französischen Nationalcharakters, später ein Hasser Französischer Philosophie, deren anspruchsvolle Oberflächlichkeit ihn zurück stieß, konnten ihm auch jetzt Frankreichs staatsrechtliche Behauptungen und die gräuelvolle Anwendung der-

ſelben keine Neigung abgewinnen. Der ſchimmernde Aufgang dieſer neuen Freyheitsſonne in Weſten, der ſelbſt viele Edelgeſinnte täuſchte, der manche in Erfahrung grau gewordene Männer einen neuen Aufſchwung des Menſchengeſchlechts zu höherer Tugend erwarten ließ, hat in ihm keine Empfindung freudiger Art erregt, und er hatte, wo das alles hinaus laufen würde, gleich am Anfange der Revolution ziemlich deutlich voraus-geſehen. Indem er zu jener Zeit unter dem gegenwärtigen k. k. Hofrathe von Fölſch die Deutſche Reichsgeſchichte, das Deutſche Staats- und Lehenrecht hörte, und den Vorleſungen des verſtorbenen Profeſſors Pehem über das Kirchenrecht mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit beywohnte, ward er ein eifriger Verfechter kaiſerlicher Rechte, und ermüdete nicht, gegen die vielfältigen Angriffe der ſtändiſchen Schriftſteller alle Beweisſtellen, die er aus Geſchichte und Geſetzſammlungen nur auftreiben konnte, zuſammen zu häufen, und auch ſich über die Verhältniſſe des Staates zur Kirche durch ein genaues Studium der urkundlichen Zeugniſſe und geſchichtlichen Verhandlungen aufzuklären. Es ſchienen ihm nähmlich, und mit Recht, die geſicherte Feſtigkeit des Thrones und die ſtrenge Handhabung landesfürſtlicher Gewalt die erſte Bedingung zum Glücke der Völker. Alles Unheil, das über Deutſchland ſeit Jahrhunderten gekommen war, ſuchte er einzig und allein in der allmählich der kaiſerlichen Macht gegen über errungenen Freyheit der Deutſchen Landesfürſten, und leitete auch die Reformation und ihre ſchnelle Verbreitung vorzüglich aus dieſem Umſtande her. Die Lehensverfaſſung

ſelbſt, welche in neueſter Zeit manche geiſtreiche Verfechter gefunden hat, ward von ihm damahls nur als ein Inſtitut aus der Barbarey roher Jahrhunderte herſtammend betrachtet. In ſeinen letzten Lebensjahren, wo er überhaupt von dieſer Zeit der ſo genannten Barbarey eine ganz andere Anſicht gefaßt hatte, und in ihr vielmehr die Fülle nationaler Kraftvollkommenheit bewunderte, ſchien es ihm wohl, daß auch die Lehensverfaſſung ihr Gutes, ja Vortreffliches haben mochte, daß ſie für jene Zeit ſelbſtthätiger Kraft vielleicht eine edle Stütze ihres herrlichen Lebens geweſen ſey; für die veränderte Lage der Dinge und die in ihren Verhältniſſen, Charakter und Pflichten einander näher gerückten Staatsbürger unſerer Zeit hielt er ſie nicht mehr an ihrer Stelle.

Jenen Verwirrungen in Frankreich, jenem im Todesſchlafe hingeſtreckten Deutſchen Staatskörper gegen über, erſchien ihm Öſterreich und dieſes Landes reges inneres Leben, von deſſen raſchem Zuge er ſich freudig fortbewegt fühlte, als der Wohnſitz geheiligter bürgerlicher Tugend und des holden Glückes pflichtfroher Menſchen. Die Hoffnung, einſt dieſes Glück ſelbſt mit befördern zu helfen, mit an jenem großen Werke der Leitung des Staatslebens zu arbeiten, erfüllte ihn mit glühender Begeiſterung; und je ſchwerer er ſich das erhabene Geſchäft dachte, je mehr wuchs ſein Muth, ſich mit Kraft dazu auszurüſten. Zu welcher Art des Berufs er beſtimmt ſey, wußte er nicht; er trachtete daher, ſich ſo vielſeitig als möglich zu bilden. Indem er das eigentliche Rechtsſtudium keineswegs vernachläſſigte, führte

ihn eigener Trieb mehr zu den so genannten politischen Wissenschaften, die er mit ununterbrochenem Eifer betrieb, und die vielen vorzüglichen Werke, die England und Frankreich in diesem Fache damahls fast ausschließend aufzuweisen hatten, mit Gegeneinanderstellung und Vergleichung der darin entwickelten Grundsätze zu durchdringen und zu ergründen suchte. Hofrath von Sonnenfels, welcher zuerst diese Wissenschaften in eine Gattung Verein gebracht, und die Lehrkanzel derselben auf der Wiener hohen Schule begründet hatte, war damahls nicht mehr Professor. Heinrich Collin, der wegen der seltenen Verdienste, die dieser vielseitige Geist um das Vaterland hatte, schon früh von Ehrfurcht für ihn durchdrungen war, glaubte doch nicht, als einseitiger Bewunderer bey seinem in der That für die Größe der Wissenschaft keinesweges erschöpfenden Leitfaden stehen bleiben zu sollen. Professor Watteroth, der diese Wissenschaft schon damahls öffentlich lehrte, war durch die Art, wie er den Gegenstand behandelte, und indem er statt der apodiktischen Lehrsätze vielmehr den Zweifel und die Prüfung einführte, vorzüglich aber auf die Völkergeschichte hinwies, ganz eigentlich dazu geeignet, das wißbegierige Gemüth seines Zuhörers in weite Gefilde schwieriger Untersuchungen hinaus zu treiben, wo Collin bald in dem einen Grundsatze eine sichere Stütze fand, daß diese Wissenschaften, als durchaus practisch und in das innerste Leben des Staates eingreifend, auch nur aus jedes Staates individueller Existenz heraus entwickelt werden könnten, wenn sie von Nutzen seyn sollten, und daß, wenn zwar jede Wissenschaft

allgemeine Grundsätze ihrer Natur nach haben müsse, die Staatswissenschaft weniger als andere an allgemein anwendbaren reich seyn könne, desto reicher aber an individuellen, bestimmt aus dem Charakter des einzelnen Staates entnommenen, für den sie gedacht sind. Dieser Überzeugung gemäß wandte er sich nach Vollendung seiner Studien auf der hohen Schule, indem er sich zugleich bey dem nun verstorbenen, um Österreich so vielfältig verdienten Hofrathe von Keeß vorläufig in practischen Geschäften übte, mit neuem Fleiße und fortgesetzter nächtlicher Anstrengung zur Kunde der Gesetze, besonders der politischen, damahls weniger bemüht, seine einzeln gewonnenen Ansichten in schriftlichen Aufsätzen niederzulegen, als vielmehr fortzuschreiten, und sich eine umfassende vollständige Kenntniß der Landesverfassung, im weitesten Sinne des Wortes, zu verschaffen.

Bey den vielfachen Anstrengungen, welchen sich Heinrich Collin unterzog, war es natürlich, daß er schon in der Blüthe seines Jugendalters mit oft wiederkehrenden Unpäßlichkeiten zu kämpfen hatte; besonders war er einem betäubenden Kopfschmerze schon damahls unterworfen, welches seinen Verwandten oft Unruhe erregte. In vollständiger Harmonie mit seinen Geschwistern, welchen er durch Mittheilung manches Wissenswürdigen fortgesetzt nützlich war, seiner ihn innig liebenden Mutter mit Ehrfurcht zugethan, lebte er dort ein stilles, durch häusliche Freuden

ihm hinreichend geſchmücktes Leben, aus welchem er ſich um ſo weniger in das Geräuſch der Welt hinaus ſehnte, da der Kreis ſeiner Freunde ſich ſeit her um mehrere ihm theure Perſonen vermehrt hatte. So waren der jetzige Doctor der Rechte und der Großhändler Brandesky ſeine warmen Freunde geworden. Der jetzt verſtorbene Hofrath Wenceslaus Mitis, den er ſchon während der Gymnaſialſtudien gekannt, hatte damahls einen engern Bund der Freundſchaft mit ihm geſchloſſen; der verſtorbene Gubernialrath Rohrer, dann ſein, ihm von mütterlicher Seite verwandter, vor einigen Jahren als Magiſtratsrath in Wien verſtorbener Vetter, Anton Spaun, waren ihm mit aufrichtiger Liebe zugethan. Seine Freunde Waldſtätten und Lefebre knüpfte der Umgang längerer Jahre nur feſter an ihn, den alle ſeiner offenen Gutmüthigkeit wegen liebten, ſeiner Kenntniſſe wegen ſchätzten, und in dem ſie alle, obgleich unter ſich von dem verſchiedenſten Charakter, jeder nach andern Zielen des Lebens ſtrebend, einen gemeinſchaftlichen Mittelpunct wechſelſeitiger Annäherung fanden.

Außer dieſen ihm theuren Freunden hatte Collin noch manche Bekannte ſeines Alters, deren Umgang er nicht vermied, und bey welchen er immer gern geſehen war. Es ergab ſich, daß bey der bald nach dem Tode Kaiſer Joſephs immer lebhafter empfundenen Luſt der Wiener an Hausheatern auch Collin erſucht wurde, einer ſolchen Geſellſchaft theatraliſcher Kunſtfreunde beyzutreten, und ein Rollenfach zu übernehmen. Er that es mit Vergnügen, und übernahm, da dort von Trauerſpielen bey den Kräften der

Spielenden nicht die Rede seyn konnte, sondern vielmehr Schröderſche Luſt- und Schauſpiele gegeben wurden, das Fach der Väter, hauptſächlich der ernſten, wozu er durch ſeinen ſelbſt ernſten Charakter die meiſte Neigung fühlte. Wenn aber bey den übrigen Mitſpielenden von allenfalls nicht verunglückten Verſuchen die Rede ſeyn konnte, ſo zeigte er ein ſicheres durchdachtes Spiel, tiefe Kraft der Leidenſchaft, und eine feinen Abſichten überall folgſame Stimme; denn obgleich noch nicht im eigentlichen Schauſpiele ſelbſt geübt, hatte er doch bereits eine Gattung Meiſterſchaft in der Declamation erworben, zu Hauſe für ſich manche Scene großer Werke laut vorgetragen, und war ſeit lange ein aufmerkſamer Beobachter Brockmanns und des alten Müller geweſen. Beſonders ergreifend und weit über die gewöhnliche Fähigkeit ſeines Alters war ſein Spiel im Vetter von Liſſabon, wo er den endlich zur Kraft und Würde erwachenden Hausvater mit ſolcher Vollendung darſtellte, daß keiner ohne tiefe Erſchütterung die Vorſtellung verließ. Er hat dieſelbe Rolle in ſpätern Jahren wieder, aber nicht vollkommener wie damahls, geſpielt.

Zur ſelben Zeit, als ſich ſo viele Freunde der Schauſpielkunſt in Wien der Schätze des Theaters bemächtigten, und deſſen Stücke mit ungemeinem Eifer ſelbſt aufführten, ja ſo gar ſtahlgepanzerte Ritter ihre Humpen und mörderiſche Gefechte in die engen Räume häuslicher Geſellſchaftszimmer einpreßten, war das Theater ſelbſt durch Schillers Fiesko wahrhaft reicher geworden, deſſen Hauptcharakter ein ſo vielfach kunſtreiches Spiel, bey der größten körper-

lichen Gewandtheit so tiefes Feuer der Darstellung begehrte, daß man nicht fürchten durfte, auch dieses mit ganz ungewöhnlichem Beyfalle als eine große Erscheinung aufgenommene Trauerspiel auf die schmalen und niederen Bühnen der Kunstfreunde wandern zu sehen. Collin suchte das Werk wenigstens in einigen großen Monologen zu bezwingen, die er nach Lange's trefflichem Spiele und Declamation einstudierte, und wirklich selbst bis auf den Ton der Stimme eine getreue doch geistreiche Nachbildung dieses seltenen Schauspielers vollendete, die jeden mit Staunen ergreifen mußte.

Eben so gab er auch verschiedene Scenen aus den Sonnenjungfrauen, die damahls viel Aufsehen machten, und suchte den Charakter des Rolla ganz und gar so darzustellen, wie er ihn in Herrn Lange's Spiel aufgefaßt hatte. Dem Unbekannten in Menschenhaß und Reue aber versuchte er nie einen declamatorischen Sieg abzugewinnen, weil ihm das ganze Stück, ungeachtet er sich an den Späßen Bittermanns und seines Sohnes Peter sehr ergetzte, in hohem Grade zuwider war. Von diesen Declamationsübungen, wo er meistens fremden Mustern gefolgt war, ging er darauf zu Schillers Räubern und Cabale und Liebe über. In dem erstern Trauerspiele war ihm ein unendliches Feld der Übung eröffnet, so viele kraft- und empfindungsvolle Stellen erfüllten ihn mit Staunen und Bewunderung; er gab sich dem großen Genius des Dichters mit unbedingter Ehrfurcht hin. Letzteres, Cabale und Liebe, hatte von je her etwas ihm nicht ganz Zusagendes; doch übte er sich be-

ſonders an dem Charakter Ferdinands und des Stadtmuſikanten Miller, in welchem letztern er bey aller Rauhheit und Gemeinheit den genialiſchen, in die tiefſten Geheimniſſe der Natur eingeweihten Dichter bewunderte.

Überhaupt zogen ihn dieſe Declamationsübungen zu einem genaueren Studium der erſten Producte Schillers fort, welcher Dichter ihm ſpäter eine Anregung zur eigenen productiven Thätigkeit geben ſollte. Durch dieſe erſte Beſchäftigung aber mit den Jugendwerken des damahls weniger vom Leben als ſeiner eigenen innern Kraft begeiſterten Dichters fing er auch allmählich an, die dramatiſche Kunſt von einem etwas andern Standpuncte, als früher, zu betrachten. Er ahndete, daß ſie in einem höhern Sinne, als er bisher geglaubt habe, ein Bild des menſchlichen Lebens liefere, und nach andern Dingen als einer genauen pſychologiſchen Entwickelung der Empfindungen ſtrebe. Klingers Zwillinge waren ihm nebſt einigen ähnlichen Werken wegen der darin ſo gewaltſam ſich verkündenden Leidenſchaft ein Gegenſtand oft wiederhohlter Betrachtung. Vorzüglich aber intereſſirten ihn Babo's Streliţen, da er in dieſem Stücke die ſtets im Zaume gehaltene Kraft und die Behandlung der Leidenſchaft, welche nie die Grenze der Schicklichkeit überſchreitet — eine damahls auf unſern Bühnen bereits ſeltene Erſcheinung — außer der mit vieler Gründlichkeit durchgeführten Charakteriſtik, ſo wie die wohl berechnete Ökonomie des Ganzen, je öfter er zu dem Werke ging, immer mehr bewundern mußte. Auch hier ſtrebte er, das Vergnügen, welches er im Schauſpielhauſe genoß,

durch eigene Declamation zu Hauſe ſich zu erneuen und feſter zu begründen.

Wie ſehr er aber auch dieſen Vergnügungen ſich hingab, ſo entging ihm darum doch nicht die ſchaale Art, mit welcher auf Haustheatern die Kunſt des Schauſpielers gewöhnlich entheiligt wird, und ohne ſeiner Natur nach im geringſten Satyriker zu ſeyn, konnte er doch kaum anders, als die Wuth verſpotten, mit welcher mancher Held des ernſten Drama auf dieſen kleinen Bühnen zerbläut und zerkeilt wurde. Er pflegte hier immer die bekannte Äußerung Hamlets herzuſagen, oder wohl ſelbſt eigene kleine Darſtellungen fremder Albernheiten zu geben.

Wenn aber derley Declamationen und dramatiſche Darſtellungen gewöhnlich das Gemüth derjenigen, die ſich damit, und über dieß nicht ſelten nur aus Eitelkeit, beſchäftigen, von dem Kerne der Sache, dem Werke des Dichters nähmlich, auf Vortrag und Darſtellung ausſchließend hinleiten, und dadurch die ſolide Bildung des Kunſtgefühls von Grund aus zerſtören, ſo war dieß bey Collin nicht der Fall, welcher ſeine Declamationsübungen, weit entfernt, damit glänzen zu wollen, größten Theils für ſich allein oder vor einem oder anderem Freunde einzig aus der Urſache anſtellte, die empfundene Schönheit in ſich zu noch lebendigerer Stärke zu bringen, und ſeine Bewunderung für das Gedicht, ſo wie die Art, wie er es auffaſſe, auch ſeinen Freunden mitzutheilen.

Im letzten Jahre ſeiner juridiſchen Studien geſchah es, daß er auf das Zureden eines ſeiner Bekannten, der

ſich auf manchem der damahligen Privattheater in verſchiedenen Rollengattungen übte, und überhaupt eine große Vorliebe für Schauſpielkunſt zeigte, ſich entſchloß, wiewohl ohne ſeinen Nahmen zu dieſem erſten Verſuche geben zu wollen, ein Schauſpiel für die Bühne zu ſchreiben. Es erſchien, nachdem der Schauſpieler Müller, der Vater, einige zu gedehnte Auswüchſe weggeſtrichen hatte, unter dem Titel Scheinverbrechen auf dem k. k. Hoftheater. Die Schauſpieler, unter welchen ſich beſonders Herr Lange als Billenau, und Müller Vater als der alte treue Diener Georg auszeichneten, gaben das Stück mit vielem Fleiße der Darſtellung; dennoch wurde es bald zurück gelegt, weil ſo viele, welche nicht Freunde desjenigen waren, der für den Verfaſſer des Werkes galt, im Theater ſowohl als in dem damahls beſtehenden kritiſchen Journale die Stimmung des Publicums gegen das Stück zu gewinnen trachteten, welches auch gelang. Auf den Theatern verſchiedener Hauptſtädte der Provinzen wurde es aber lange und mit immer gleichem Beyfalle gegeben. Es iſt in dem dritten Bande der ſämmtlichen Werke mit ſeinem urſprünglichen Titel „Julie von Billenau" um ſo mehr ohne Anſtand aufgenommen worden, weil es, obwohl im drey und zwanzigſten Jahre des Dichters geſchrieben, keinesweges als ein ſo genanntes Jugendproduct betrachtet werden kann, ſondern viel mehr durchgängige Beſonnenheit und Überlegung bey wahrer Tiefe und Innigkeit der Gefühle verräth. Die Verwickelung iſt in dieſem Stücke nicht künſtlicher, als man damahls von einem ernſten Stoffe zu verlangen pflegte; ſelbſt das Luſt-

ſpiel war, obwohl bereits ſeit der Erſcheinung des Herrn von Kotzebue der Geſchmack eine andere Richtung zu nehmen anfing, damahls mit viel geringern Mitteln zur Spannung der Neugierde verſehen, als heut zu Tage oft unſere Trauerſpiele zeigen. Nach einer Novelle von Meißner gedichtet, hat dieſes Schauſpiel, obwohl ganz nach dem Bedürfniſſe des Drama umgeſtaltet, den Charakter ſeiner Abkunft, beſcheidene Entwickelung der Handlung, beybehalten, und ſtreift nicht in das Gebieth des Trauerſpiels hinüber. Die Charakteriſtik iſt einfach und mit ſicherer Hand ausgeführt, durchaus nur der Handlung als Begleiterinn mitgegeben; dennoch aber weder von unſcheinbarer Farbe, noch als bloßes Mittel, irgend eine Wendung der Handlung zu erzwingen, gemißbraucht. Collin hat immer dieſes erſte Product ſeiner Muſe ſeiner Liebe werth gehalten, und es als einen Beweis betrachtet, daß er, ob zwar noch nicht mit der Kraft reiferer Jahre ausgerüſtet, doch bey ſeinem erſten Verſuche nach einem richtigen Gefühle und im Geiſte ſeiner ſpätern Überzeugungen gearbeitet habe.

Das geringe Glück, welches Collin mit ſeiner erſten dramatiſchen Arbeit gemacht hatte, konnte ihn freylich nicht zur raſchen Fortſetzung ſeiner Beſtrebungen in dieſem Fache anfeuern; doch verlor er, wenn gleich nicht ſelbſtthätiger Beförderer der Schaubühne, keineswegs die Zuneigung für dieſelbe, und war ein aufmerkſamer Theilnehmer aller neuen Erſcheinungen. So machten einige Iffländſche Schauſpiele, mehr noch Kratters Mädchen von Marienburg und einige Kotzebueſche Stücke, ins beſondere wegen des vor-

trefflichen Spiels der Madame Adamberger, welche z. B. als Kathinka und Gurli eine seit dem nicht wieder gesehene Trefflichkeit der Kunstdarstellung zeigte, auf ihn einen lebhaften Eindruck. Auch Zieglers dramatische Arbeiten besuchte er wiederhohlt, nicht bloß darum, weil in den meisten Herr Lange ausgezeichnete Rollen hatte, sondern weil in denselben, bey allen Gebrechen der Ritterstücke, die ihnen eigen waren, dennoch eine der Kunst nicht unwürdige Behandlung des Stoffes sich zeigte.

Eine für ihn ganz neue Art des Schauspiels zog aber damahls seine Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich. Unter der Regierung Kaiser Leopold des Zweyten waren nähmlich die Ballette, einst durch Noverre in Wien ein viel besuchtes Schauspiel, wieder auf die Bühne gebracht worden. Das allgemeine Interesse wändte sich sogleich wieder dahin; dieß wurde aber in einem hohen Grade gesteigert, als neben dem Ballett-Meister Muzarelli auch ein zweyter Ballett-Meister, Herr Salvatore Vigano, Dacstellungen gab, dessen Gemahlinn vor den Augen der erstaunten Zuseher eine bis dahin nie geahndete Kunst entwickelte. Die wichtigste Staatsangelegenheit ist vielleicht nicht im Stande, eine heftigere Entzweyung der Gemüther hervor zu bringen, als damahls der Streit über den Vorzug der beyden Ballett-Meister bewirkte. Die Freunde des Theaters theilten sich sämmtlich in zwey Parteyen, die sich wegen der Verschiedenheit ihrer Überzeugungen mit Haß und Verachtung betrachteten. Die Anhänger Muzarelli's, als der schwächere Theil, welche hauptsächlich darum die Seite je-

nes Ballett-Meisters zu halten schienen, weil er früher als Vigano im Besitze der Bühne gewesen war, und sich durch den neuen Ankömmling gleichsam in seinen Rechten gekränkt, und aus dem vormahligen allgemeinen Beyfalle verdrängt sah, waren die erbittertsten, und suchten selbst der Sache fremdartige Mittel hervor, um sich den Gegnern gegen über zu behaupten; wie sie denn auch das ganz allein auf wahre Kunst gerichtete Spiel der Madame Vigano als unsittlich zu verschreyen trachteten, welches freylich nicht, wie sie wünschten, gelingen wollte. Die Verehrer des neuen Ballett-Meisters im Gegentheile nannten die Vertheidiger des älteren mit ganz offener Verachtung Ignoranten, welche von der Idee der Schönheit niemahls auch nur eine leise Ahndung gehabt hätten. Sie waren aber nicht sowohl damit beschäftigt, ihnen diese Meinung fühlen zu lassen, als viel mehr den Gegenstand ihrer Verehrung mit ungestümer Lobpreisung bis an den Himmel zu heben, und wirklich hörten die Theater zu Wien solch stürmenden Lärm des Beyfalls und gleichsam donnerndes Gebraus der zujauchzenden Menge nie wieder, wie in den Balletten jener Zeit. Die Feinde des Ballett-Meisters mußten im Theater vor dem betäubenden Schalle des Beyfalls, der von den Parterren, Logen und Gallerien wiederhallte, unmuthsvoll verstummen.

Diesen seltenen Sieg, welchen der neue Ballett-Meister über den älteren davon trug, hatte er der Zurückführung seiner Kunst von den übertriebenen, nichts sagenden Künstlichkeiten des älteren Italiänischen Ballettes auf die

einfachern Formen der Natur zu danken. Allerdings mußte es befremden, plötzlich in einer Gattung des Schauſpiels, in welcher man bisher nichts als Sprünge und Gliederverrenkungen, mühſame Stellungen, combinirte, vielfach verſchlungene Tänze, die keinen Eindruck der Einheit zurück ließen, zu ſehen gewohnt war, plötzlich Handlung, Tiefe der Empfindung und reine Schönheit der äußeren Darſtellung zu erblicken, welche in den früheren Balletten des Herrn Salvatore Vigano ſo herrlich ſich entwickelten, und ein neues bis dahin nicht gekanntes Reich des Schönen aufthaten. Und wenn es zwar ungezweifelt wahr iſt, daß beſonders der naturgemäße, heitere, zwangloſe Tanz der Madame Vigano und ihr eben ſo ausdrucksvolles als reitzendes Mienenſpiel vorzüglich den allgemeinen Beyfall nach ſich zogen, ſo waren nichts deſto weniger der Gehalt der Ballette ſelbſt, die ſich von den ſpätern Erfindungen desſelben Meiſters ſehr vortheilhaft unterſchieden, und ſein damahls ganz claſſiſcher gediegener männlicher Tanz gleichfalls vorzüglich geeignet, die Gemüther mit Bewunderung und Achtung für den Meiſter und ſeine Schöpfungen zu erfüllen. Als dieſer Ballett-Meiſter ſpäter abermahls die Leitung des Wiener Ballettes übernahm, war er weder in Erfindung noch in der Ausführung derſelbe wie vormahls.

Heinrich Collin war mit unter den vielen Bewunderern des veredelten Balletts; zwar kein ſo heftiger Beyfallsſtürmer, wie ein großer Theil derſelben; dafür aber ein deſto innigerer Verehrer des neu erkannten Schönen. Er fing an, über die Grundſätze des Ballettes nachzudenken,

und der Theorie derſelben nachzuſpüren, und las zu dieſem Behufe vorzüglich Noverre's Schriften mit großem Fleiße. Als daher ein Gegner Vigano's gegen deſſen Ballett, Richard Löwenherz, eine Schrift heraus gab, in welcher die Erfindung ſo wohl als die Ausführung angegriffen, und der Tadel mit Aufſtellung einiger theoretiſcher Grundſätze unterſtützt wurde, fühlte er ſich ſtark genug, der ungeſtümen Aufforderung ſeiner Freunde gemäß, als Gegner dieſes Gegners aufzutreten, und die gute Sache der Partey, zu welcher er ſich zählte, gegen die feindſeligen Angriffe in Schutz zu nehmen. Auf dieſe Weiſe entſtand der im fünften Bande der Werke unter dem Titel: „Über Richard Löwenherz" befindliche Aufſatz, der zur Zeit, als er geſchrieben wurde, viele Senſation machte, ohne daß der ſich verborgen haltende Verfaſſer bekannt geworden wäre. Durch die Anſicht der Kunſt, die ihm damahls überhaupt eigen war, hier noch ins beſondere durch die großen mimiſchen Talente der Madame Vigano etwas irre geleitet, betrachtete er die Kunſt des Tanzes mehr wie eine Kunſt des Ausdruckes der Empfindungen und Leidenſchaften durch die Geberde und ſtumme Handlung, nicht aber als eine zwar rein dramatiſche, doch vorzüglich durch die Schönheit der Bewegung wirkende, und der Mahlerey und Bildhauerey eben ſo ſehr wie dem Drama nahe verwandte Kunſt, ob wohl auch von dieſer Anſicht ſich einige doch nicht klare Andeutungen in dem Aufſatze vorfinden.

Seit jener Epoche hat Wien viele Ballette, viele Tänzer und Tänzerinnen geſehen; aber kein Ballett-Meiſter, auch

nicht der ältere Gioja oder Düport haben das Publicum so sehr, wie es damahls der Fall war, zu electrisiren vermocht, und auch die vortreffliche Cassentini konnte nicht die Erinnerung an Mad. Vigano vertilgen. In neuester Zeit, wo man nach einem Zwischenraume von vielen Jahren die zweyte wie die erste Künstlerinn vergaß, und ein bey nahe ganz neues Publicum die Theater füllt, sah man wohl einiges Vorzügliches in dem ausübenden Theile dieser Kunst, das Ballett selbst aber ist, seine edleren Zwecke verlassend, größten Theils auf Äußerlichkeiten, oder, wenn es hoch kommt, auf die Erregung weicher schmelzender Empfindungen beschränkt worden, und vermag die großen Effecte, die ihm eigen sind, nicht mehr hervor zu bringen. Viele solid denkende Männer erklärten sich seit her bestimmt gegen das Ballett, weil sie in demselben keine wahren Kunstzwecke aufzuspüren vermochten, und haben zwar nicht wachsendes Verderbniß der Sitten im engeren Verstande, wohl aber Frivolität des Geschmacks daraus hergeleitet, weil die Schauluſt des Publicums durch diese einzig auf das Auge wirkenden Spiele noch mehr an die Außenseite der dramatischen Kunst geheftet wird, der Sinn für die innere Schönheit der Handlung aber hierdurch allmählich verschwindet. Solchen Einwürfen, welche in anderer Hinsicht unsere Oper eben so leicht als das Ballett treffen können, ist schwer oder unmöglich zu begegnen, wenn man die heutige Gestalt dieses Schauspieles selbst vertheidigen wollte; leicht möchte es aber seyn, die Kunstgattung selbst zu ketten, und auch den strengsten Sinn damit zu versöhnen, wenn man die ur-

ſprüngliche Würde derſelben, die mit der Entartung nicht verwechſelt werden darf, berückſichtiget.

Durch den Beyfall, welchen dieſe gelegenheitliche Darſtellung ſeiner Kunſtüberzeugungen gefunden hatte, aufgemuntert, dachte er nun wieder daran, ſelbſt etwas für das Theater auszuarbeiten, und wollte ſich in einer Art des Schauſpieles verſuchen, die Humor mit Ernſt vereinigte, ohne gerade in Einem oder Anderem über das Maß auszuſchweifen. Er verfaßte nach Fielding das im dritten Bande der Werke aufgenommene Schauſpiel „Kindespflicht und Liebe", welches zwar in mancher Hinſicht ſchwächer als ſein erſtes Schauſpiel ſeyn mag, aber in der Charakteriſtik, mit Ausnahme der Charaktere der Kunigunde und des Hartmann, welche nach falſchen Vorbildern damahliger Schauſpieler gearbeitet waren, gewiß ſo viel Vorzügliches beſitzt, daß es wohl auch noch in unſeren Tagen unter der Menge unſerer Schauſpiele ſeinen Platz auf der Bühne behaupten könnte. Er hatte bey Verfaſſung dieſes Schauſpieles die Eigenheiten und Darſtellungsgabe der verſchiedenen Künſtler vor Augen, welchen er die einzelnen Rollen zudachte, und ohne ſich dadurch in der Dichtung beſchränkt zu fühlen, glaubte er vielmehr an Lebhaftigkeit der Einbildungskraft durch die ihm beſtimmt vorſchwebenden Geſtalten gewonnen zu haben. Wenn es zwar allerdings unläugbar iſt, daß ein Dichter, der ſich in ſeinen Productionen nach dem Charakter der Künſtler, für welche er ſchreibt, richtet und beſchränkt, vieles von jener freyeren Schönheit verlieren muß, welche ein rein nach Ideen der feſſelfreyen Kunſt ge-

dichtetes Werk auszeichnet, und wenn es bey nahe unmöglich seyn wird, bey solchem Verfahren in Schauspielen historischer Art etwas Großes zu wirken, so kann es doch auf alle Fälle dem Dichter nicht versagt seyn, in einzelnen Kunsterzeugnissen sich so enge Schranken, als es ihm nur immer gefällt, zu setzen, und wenn er diese nur vollkommen ausfüllt, wird auch seinem Werke poetische Vollendung nicht fehlen. Das Beschränken der Charakteristik auf die Kunstfähigkeit der Schauspieler erfordert aber einen so tiefen und sicheren Blick des Dichters, eine so vollendete Unterscheidungsgabe desjenigen, was im Schauspieler wahrhaft Kunst, von dem, was vielmehr Mangel und fremde Angewöhnung ist, daß dieses für einen jungen angehenden Dichter eine Aufgabe seyn muß, die er ganz befriedigend zu lösen nicht im Stande seyn kann. Vor dem Publicum verliert über dieß sein Werk mehr als er erwarten konnte; denn man glaubt etwas bereits oft Gesehenes vor sich zu erblicken, und die mühsam verschwendete Kunst geht für den Zuseher gänzlich verloren. Im eigentlichen Lustspiele möchte diese Verfahrungsart von besserem Erfolge seyn. Hier, wo vielfältige Parodie eintritt, und der Charakter nicht bloß dem Scherze hingegeben, sondern durch die Reibung mit den übrigen Nebencharakteren in mannigfaltige Contraste gesetzt wird, könnten rein komische Effecte durch das Beziehungsreiche der gewählten Behandlung hervor gebracht werden.

Dieses Schauspiel, von welchem er sich eine gute Wirkung wegen der heitern Stimmung, in welcher es im Gan-

zen gehalten war, verſprach, übergab Collin im Beginne des Jahres 1796 der Wiener Hoftheaterdirection, und zwar in Perſon, dem damahls unter dem Vicedirectorate des Freyherrn von Braun dort verwendeten Dichter Alxinger. Wenn Collin gleich ſeinem Doolin von Mainz aus manchen Gründen von je her abhold war, ſo trug er doch für deſſen Bliomberis deſto größere Achtung, und ſchätzte ihn überhaupt als einheimiſchen Dichter vor vielen ſeiner Kunſtgenoſſen. Zutrauensvoll, doch ohne ſich zu nennen, übergab er ihm das Werk, und war mit der Art, wie er aufgenommen wurde, ſo wie mit dem Urtheile, welches ihm ſpäter Alxinger über das Schauſpiel mittheilte, ſehr zufrieden; denn wenn Alxinger es gleich nicht unbedingt lobte, ſo gab er ihm doch vielfach zu erkennen, daß er es als eine nicht mißglückte und der Aufnahme werthe Arbeit betrachte. Bald aber darauf, als Collin ſich um das endliche Schickſal ſeines Werkes erkundigte, fand er ein zweydeutiges Benehmen, Umſchweife, Aufſchiebungen, welche ihm nichts Gutes erwarten ließen. Endlich bekam er das Stück ſelbſt mit einer ſchriftlichen, in Abweſenheit des Herrn Vicedirectors, von Alxinger unterfertigten Note zurück, worin es hieß: Die oberſte Hof-Theatral-Direction danke zwar dem Herrn Verfaſſer für das ihr geſchenkte Vertrauen, da ſie aber — ohne übrigens ein Urtheil über den äſthetiſchen Werth dieſes oder irgend eines Schauſpiels zu fällen — nicht glaube, daß das gegenwärtige auf den k. k. Bühnen Wirkung thun würde, ſo ſende ſie ſelbes zum anderweitigen Gebrauche zurück.

Wie jede getäuschte Erwartung stets eine unangenehme Empfindung hervor bringt, so war auch diese Zurückweisung seines Stückes ihm in so weit unangenehm, als er die Aufführung als eine bereits gewisse Sache betrachtet hatte; denn er wußte, daß mehrere Schauspieler, unter diesen vorzüglich der ältere Stephanie, sich des Stückes mit Eifer angenommen, und letzterer ins besondere erklärt hatte, das arme Repertorium des Theaters werde durch Aufnahme desselben mit einem guten, des Beyfalls sicheren Stücke bereichert werden. Sonst aber waren seine Wünsche auch in Hinsicht auf seine künftigen Kunsterzeugnisse bereits nach ganz andern Richtungen hingewandt. Er hatte, während er die Entscheidung seines Schicksals in Betreff seines Schauspieles abwartete, indeß an einem andern zu arbeiten angefangen, welches im Charakter der Iffländschen Stücke die Verhältnisse eines würdigen Staatsbeamten darstellte, der durch die Unbedachtsamkeit seiner Gattinn und durch den Leichtsinn eines sonst edlen Sohnes in tiefes Unglück gestürzt, in seinem Elende, durch die Stärke seines Geistes, allen Versuchern zum Trotze, die sich ihm auf Kosten seiner Dienstpflicht als Schützer und Retter darbothen, der Pflicht treu verblieb, und sich und seine Tugend endlich belohnt sah. Er hatte den ersten Act mit vielem Eifer in kurzer Zeit vollendet; als er aber in Ausarbeitung des zweyten begriffen war, warf er plötzlich einmahl mitten im Schreiben die Feder weg, und sagte: „wohin führt dieß alles? Ich fühle bessere Kräfte in mir, und glaube eigentlich bestimmt zu seyn, erhabene Gegenstände zu bearbeiten;

daran mich aber zu wagen, möchte für jetzt viel zu früh seyn." Bey dieser Umgestaltung seiner Plane war ihm die verweigerte Aufführung seines Schauspieles: „Kindespflicht und Liebe" nur ein Beweggrund mehr, sich für jetzt auf keine Versuche zu dichten mehr einzulassen, und außer einem Romane, Wahrmund, den er im Jahre 1798, mehr um seine Ideen über verschiedene Verhältnisse des bürgerlichen Lebens darin nieder zu legen, als in der Absicht, ein poetisches Werk zu liefern, anfing, und welcher, so weit das Fragment reicht, dem fünften Bande der sämmtlichen Werke einverleibt wurde, hat er in einem Zeitraume mehrerer Jahre keinen Versuch in irgend einer Dichtungsart geliefert.

Es war aber nicht etwa fortgesetztes Mißtrauen zu seinen Kräften der Grund einer so anhaltenden Entfernung von den Freuden der Phantasie, sondern vielmehr waren die immer anwachsenden Geschäfte seines Berufes Ursache, daß er eine große Dichtung, wie er sich dieselbe dachte, nicht auszuführen wagen durfte. Bereits im April des Jahres 1795 war er bey der k. k. vereinigten Hofkanzelley als Practicant eingetreten, und wurde im Bureau des Hofraths von Grohmann im Conceptfache verwendet. Als dieser von ihm sehr geehrte und wie ein Vater geliebte Chef zum Staatsrathe ernannt wurde, ging er im Jahre 1796 in's Creditsdepartement der k. k. Hofkammer über, wo er unter der Leitung des ältern Hofraths von Mitis mühevollen, ihm

ganz neuen Geschäften seine ganze Anstrengung widmete, und sich in kurzer Zeit eine so umfassende Kenntniß erwarb, daß er bey dem später eingetretenen Wechsel des Referenten durch den erworbenen Überblick des Geschäfts von wesentlichem Nutzen wurde. Er ward hierauf im Jahre 1797 bey der obersten Finanz = und Commerzhofstelle zum Hofconcipisten ernannt, und indem er Arbeiten von weit größerem Belange lieferte, als man sonst von dieser Dienstkathegorie zu fordern pflegt, erwarb er sich den Beyfall seiner Vorgesetzten in jeder Hinsicht.

Es gibt gewisse glückliche Talente, die sich leicht in ein Geschäft finden, vielleicht größten Theils nur darum, weil sie den nächsten kleinen Theil dieses Geschäfts, der sich ihnen eben darbiethet, unbekümmert um dessen Zusammenhang mit dem Ganzen, vorläufig auffassen, so nach und nach, ohne von dem Bewußtseyn irgend eines Mangels beängstiget zu werden, von einer kleinen Kenntniß zur andern fortschreiten, bis sie allmählich das Ganze, ohne besondere Anstrengung aufgewendet zu haben, überblicken. Es gibt aber andere Menschen, welche, von zu lebhafter Überzeugung durchdrungen, daß der geringste und unbedeutendste Theil des Geschäfts zu dem Ganzen desselben in untrennbarer Beziehung stehe, beym Eintritt in ein ihnen neues Geschäft auch die kleinste Arbeit bey dem Bewußtseyn der mangelnden Kenntniß des Ganzen kaum auf sich zu nehmen sich getrauen, und wie gelähmt ihre besten Kräfte versagen fühlen. Zu diesen letztern gehörte Collin. Bey seinem Eintritte in das Creditsdepartement wünschte er alles zugleich auf-

faſſen zu können, um mit Sicherheit auch die kleinſte Arbeit zu vollenden. Er ſtudierte zu Hauſe die Werke über Nationalreichthum und Handlungswiſſenſchaft mit unſäglicher Anſtrengung, wenig beachtend, daß ihm dieſe die höhere Leitung betreffenden Kenntniſſe für jetzt nicht von unmittelbarem Nutzen ſeyn könnten. Er wollte alles zugleich faſſen und durchdringen, und alle Voracten mit Einem Mahle ſich eigen machen. Hier war ihm nun ein Freund, den er ſich bald erwarb, der damahlige Hofconcipiſt, jetzige Hofrath von Fuljod, ein erwünſchter Führer durch manche labyrinthiſche Wege. Er ſah in kurzem hell und heller in dem neuen Fache ſeiner Beſtimmung, und lernte ſich ſelbſt wieder vertrauen, und ſeine Bahn allein wandeln.

Zur Zeit, als Collin in's Creditsdepartement kam, war ſein Bruder aus den Gymnaſialſtudien getreten, und erhielt von ihm während dem Laufe der philoſophiſchen Studien in den eigentlichen philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſorgfältigen Unterricht, welchem auch die jüngere Schweſter beywohnte; die ältere war damahls bereits im Hauſe des Profeſſors Collin, ihres Oheims. Indem ihm nun dieſer Unterricht viele Zeit raubte, gewann er um ſo weniger Muße, irgend etwas anderes, als ſeine Ausbildung für die Berufsgeſchäfte, mit Ernſte zu betreiben. Im Jahre 1797 vermehrten ſich dieſe Geſchäfte über dieß ſo ſehr, daß er durch längere Zeit ſich kaum ein paar Stunden nächtlichen Schlafes gönnte. Sein Bruder, welcher, ſo ſehr es nur möglich war, bey der Mutter zu ſeyn, und ſie durch

Gespräch und Lectüre zu erheitern suchte (denn sie hatte zur tiefen Betrübniß der Ihrigen das Licht ihrer Augen verloren) nahm damahls einige Stunden der Nacht zu Hülfe, um seinen Studien genug zu thun; und so war die Ordnung zwischen den Brüdern getroffen worden, daß der jüngere bis gegen zwey Uhr bey seinen Büchern wach blieb, hierauf den älteren weckte, der sich sogleich zur Arbeit setzte, und nicht wieder ruhen ging. Diese Anstrengungen erschütterten seine Gesundheit, und er bekam mehr wie ehemahls ein bleiches und düsteres Ansehen.

Überhaupt war das Jahr 1797, ungeachtet Collin während desselben sich seiner Beförderung zum Hofconcipisten erfreuen durfte, für ihn ein Jahr der Freudlosigkeit. Der unglückliche Gang, welchen der Krieg im Frühlinge genommen hatte, mehr noch der darauf folgende Friede erfüllten ihn mit bangen Besorgnissen, die raschen Fortschritte der Französischen Macht ließen ihn einer traurigen Zukunft entgegen sehen; denn wenn er gleich nicht zu jenen gehörte, die alles überall schwarz erblicken, so war er doch einer von denen, welche die Verhältnisse der Dinge genau abzuwägen pflegen. Heiterer und in vieler Hinsicht für sein künftiges Leben wichtig waren die beyden darauf folgenden Jahre, obgleich zuletzt durch das für ihn traurigste Ereigniß, durch den Tod seiner verehrten Mutter, getrübt. Innerhalb dieser zwey Jahre nähmlich erwachte in ihm jener regere, tief im Innersten seines Seyns begründete Trieb für die Kunst, den er bis an sein Ende mit immer

wachſender Kraft in ſich thätig fühlte. Nicht als hätte er damahls bereits zu dichten angefangen, aber ſeine Anſicht der Poeſie hatte eine ganz neue Geſtalt gewonnen, und war für ihn von dem fruchtbarſten Erfolge. Er hatte bis dahin von Göthe nichts anderes gekannt, als Werther, Götz von Berlichingen und Clavigo; jetzt, vorzüglich durch die Recenſion des kleinen Epos, Hermann und Dorothea, in der Jenaer Literaturzeitung auf die Größe dieſes Dichters aufmerkſam gemacht, las er deſſen ſämmtliche Werke mit immer wachſender Bewunderung. Die Verwandtſchaft dieſes großen Genies mit der Muſe der Griechen ward ihm plötzlich klar, und erregte ſeine lang entſchlummerte Liebe für jene claſſiſche Kunſt von neuem und auf das innigſte. Er las neuerdings den Homer, er ſtudierte mit unendlicher Sorgfalt die Werke der Tragiker; doch welch andere Gefühle wie ſonſt traten ihm aus dem heiligen Kreiſe dieſer Dichtungen entgegen! wie fühlte er ſich ſelbſt ſo ganz verändert, und wie mußte er über die in ihm vorgegangene Umgeſtaltung erſtaunen! Seine Liebe zur claſſiſchen Poeſie, ſeine Verehrung für Göthe wurde für immer unerſchütterlich befeſtigt, als er im Jahre 1799 deſſen Iphigenie auf Tauris auf der Nationalſchaubühne ſah, und die tiefſte Bewegung ſeines Herzens bey der vollendeten Darſtellung eines Werkes empfunden hatte, das nur durch die ſanft eindringende Gewalt des Schönen ſelbſt zu wirken ſich beſtrebt, und dem Charakter der edelſten Mäßigung überall getreu bleibt. Die vollendete Kunſt, mit welcher

Madame Roose den Charakter der Iphigenie gegeben hatte, die in sich zurück gedrängte tiefe Gewalt der Leidenschaft, welche Herr Lange als Orest zeigte, das schöne Zusammenwirken sämmtlicher Schauspieler zur Vollendung und Rundung des Ganzen erweiterten und befestigten auch seine Ideen über die ausübende Kunst des Schauspielers, und er erkannte sich auf einmahl an Überzeugungen und Gefühlen, welche die Kunst hervor bringt, als einen neuen Menschen.

Im Herbste des Jahres 1798 hatte er angefangen, Gedanken und Meinungen über verschiedene Gegenstände niederzuschreiben, und in eine kleine Sammlung bloß zu seinem und seiner Freunde Vergnügen zu bringen. Er nannte diese Sammlung sein Gedankenbuch. Zu den kleinen Aufsätzen, welche er hier nach und nach zusammen trug, gehören die im fünften Bande der Werke befindlichen Aufsätze über die Declamation der Leonore, über Alxingers Doolin von Mainz und Wielands Oberon, Trauerspiele, Kunstrichter, im sechsten Bande mehrere Rubriken in den zerstreuten Blättern. Im Jahre 1799, wo er diese Aufsätze vermehrte, versuchte er zugleich eine Übersetzung des Artaxerxes von Metastasio, um sich von der Wirkung der Verse von ungleicher Länge im Deutschen Drama durch die That zu überzeugen; er fand aber bald, daß es damit nicht, wie manche glaubten, gehen könne. Seine Meinung über Metastasio selbst hat er in einem eigenen kleinen Aufsatze niedergelegt. Diese Vorübungen und stillen Beschäftigun-

gen ſollten aber bald einer regern, ſein ganzes Weſen ergreifenden Thätigkeit Platz machen, als ſeine Liebe zur Poeſie zu hoch geſteigert war, und ſeine durch das Studium der Alten reichern Gefühle in ihm zu mächtig wurden, um länger ein bloß theilnehmender Zuſeher auf dem Schauplatze vaterländiſcher Dichtkunſt ſeyn zu können.

Zweytes Buch.

Es war der Sommer des Jahres 1800, wo Heinrich Collin sein eigenthümliches System der Tragödie in sich vollendete. Ohne eigentliches wissenschaftliches Forschen war ihm seine Ansicht der tragischen Kunst, wie es auch dem Dichter ziemt, aus der Betrachtung der alten und neuen Schaubühne hervor gegangen; ihre besondere Eigenthümlichkeit erhielt sie aber durch die Art, wie er das Verhältniß des einzelnen Menschen zum Ganzen des Lebens, das ihm nur erst im Staatenverein wahre Würde zu gewinnen schien, von je her betrachtet hatte. Bey diesem allmählichen Zusammenwachsen zerstreuter einzelner Ideen zu einem in sich vollendeten Ganzen konnten ihm Lessing und Aristoteles, die frühen Leiter seines Kunstbestrebens, nur in so fern nützlich seyn, als überhaupt die Kritik, wenn sie sich auf den Umkreis der Untersuchungen beschränkt, den jene beyden Männer ausfüllen, dem Dichter in einer Handlung seines Geistes hülfreich seyn kann, wo er eben so sehr sich selbst als die Kunst erforscht, und mehr damit sich beschäftigt, den gemeinschaftlichen Mittelpunct früher erworbener Ideen aufzufinden, als neue zu erschaffen oder sich anzueignen. Da sein Studium der Tragödie vorzüglich auf den Kunstwerken

des Griechiſchen Alterthums verweilte, konnte das Reſultat desſelben bey nahe kein anderes ſeyn, als jenes, welches auch den übrigen Zeitgenoſſen aus denſelben Werken klar wurde, nähmlich der Sieg der innern Willensfreyheit des Menſchen über den Andrang der äußeren Naturnothwendigkeit. Hierin aber unterſchied ſich ſeine Anſicht weſentlich, daß er jenen Sieg der Willensfreyheit als den Haupt- und Lichtpunct der Tragödie betrachtete, während die meiſten Kritiker und Dichter, in jener Zeit der unbedingten Verehrung Griechiſcher Meiſterſchaft, das hauptſächlichſte Gewicht auf die im Äußeren des Daſeyns ſich zeigende Übergewalt der Naturnothwendigkeit oder des Schickſals legten. Damahls aber, als Collin ſeine Anſichten über dieſen Zweig der Kunſt vollendete, wußte er noch nichts von den ähnlichen Beſtrebungen Anderer auf demſelben Gebiethe.

In einem Geſpräche mit einigen Freunden hatte er bey Auseinanderſetzung ſeiner Überzeugungen, die Weſenheit der Tragödie betreffend, behauptet, daß die Selbſtaufopferung des Römers Regulus ein vorzüglicher dramatiſcher Stoff ſey; und indem Andere dieß läugneten, ja die Unmöglichkeit, dieſen Gegenſtand glücklich zu behandeln, behaupteten, ließ er ſich in der Hitze des Geſprächs verlauten, die Probe ſelbſt machen zu wollen, und ward beym Worte genommen. Nicht ohne beſcheidene Furcht ging er an die Gründung eines Werkes, womit er ſich gleichſam über ſein dichteriſches Vermögen ſelbſt Rechenſchaft ablegen, und ſeine früheren geheimen Hoffnungen, einſt in der erhabenen Tragödie etwas Bedeutendes zu vollenden, ent-

weder erfüllt oder gescheitert sehen sollte. Er trachtete zuerst sich seines Gegenstandes ganz zu versichern, und alles, was die Geschichte hierüber liefern mochte, mit kritischer Genauigkeit zu sammeln; welchen mühevollen Arbeiten er sich in dieser Hinsicht unterzogen, zeigt die Sammlung der Bemerkungen über das Historische im Regulus, welche er dem Trauerspiele beyfügte. Durch diese so sehr ermüdenden Beschäftigungen ward aber die Kraft der Phantasie keineswegs gelähmt, sondern sie arbeitete vielmehr, unwillig über den ihr aufgelegten fremdartigen Druck, nur desto heftiger im Innern des Dichters; der Plan des Werkes vollendete sich unter den vorläufigen Arbeiten selbst, die Charaktere erhielten in ihm eine so rege Lebendigkeit, daß er, so zu sagen wider Willen und Vorsatz, ungeachtet er sich noch nicht an das Ganze wagen wollte, einzelne, später bewunderte Stellen mit fliegender Eile niederschrieb, von den großen Gesinnungen der vorzüglichen Helden seines Werkes gleichsam überwältigt und gedrungen, sie zu verkünden. Als er endlich an die Bearbeitung selbst ging, und ihr jede freye Stunde, welche ihm schwere Berufsgeschäfte übrig ließen, widmete, schien er ganz allein seinem Werke zu leben, und alles, was er nur als heilig und ehrwürdig erkannte, in dasselbe niederlegen zu wollen. Ganz von allen oft nur zu fein gesponnenen Künsteleyen der Theorie entfernt, von den neuesten Grundsätzen derselben nicht einmahl etwas ahndend, lebte er nur mit seinen Gefühlen bey einer Dichtung, die das volle Gepräge seines Wesens trug,

und seine innerste geheimste Denkart mit freymüthiger Stärke entfaltete.

Derjenige, welcher dieses Gedicht wahrhaft auffaßt, hat damit zugleich auch das Gemüth des Dichters, und zwar ein der Ehrfurcht würdiges, kennen gelernt. Jene Hinopferung seiner selbst für das Wohl des Staates, jene tief gefühlte Unterordnung des eigenen Glückes unter das große allgemeine des Bürgervereins, die hohe Bedeutung endlich, welche die Idee der Pflicht in dem Werke erhält, ist durchaus nur der Ausdruck seines eigenen redlichen frommen Gefühls, der Spiegel seines für Menschenwohl und Beglückung warm schlagenden Herzens. Viele haben das im Regulus ganz offene Bestreben des Dichters, der Moralität einen erhabenen Tempel der Verehrung aufzubauen, aus dem Grunde für störend und zweckwidrig ausgeben wollen, weil es dem Dichter immer fremdartig bleiben müsse, Moral zu lehren, da er vielmehr die Schönheit zu suchen und darzustellen habe. Daß die Darstellung der Schönheit erster und letzter Zweck der Kunst sey, lehrt sowohl eigenes Kunstgefühl, als auch die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts von den ersten Kritikern der Nation hierüber gepflogene, oft und mit immer tieferer Gründlichkeit wiederhohlte Untersuchung über den letzten Zweck der Kunst und das Wesen der Schönheit. Wie unbestreitbar aber der Grundsatz, daß die Kunst keinen Zweck, der außer ihrem, dem Schönen allein geweihten, Gebiethe liegt, verfolgen könne, auch immer in der That ist, so konnte damit doch nicht die eben so unumstößliche Wahrheit vernichtet werden, daß die Tugend in

ihrer reinſten Vollendung auch die höchſte Schönheit ſey, und daß ein Dichter, der, auf dieſe Art von ihr begeiſtert, ſie darzuſtellen unternehme, keinesweges das Gebieth der Kunſt überſchreite, ſondern viel mehr dasſelbe ganz ausfülle.

Vorzüglich war es vaterländiſche Tugend, welche den Dichter des Regulus begeiſterte. Nicht darum war es ihm zu thun, ein Gemählde republikaniſcher Größe aufzuſtellen, wohl aber jene Erhebung des Menſchen zum höchſten Seelenadel, die Frucht des Bürgervereins, in einem würdevollen Bilde zu entwerfen. Es ſollte ein Werk ſeyn, tragiſch durch das Loos des ſich opfernden Helden, glanzvoll durch Hoheit des Bürgerſinnes, nicht bloß in dem Fallenden, ſondern auch in jenen Zurückbleibenden, für die er ſich opfert. Aus dem tiefen Schmerze, beym Scheiden des väterlichen Volksfreundes ſollte die höchſte Freude über die Macht der Tugend, welche die Pflichterfüllung allen ſcheinbaren Gütern des Lebens vorzieht, ſchimmernd hervor blühen, und die Gemüther beruhigen. Auf dieſe Art glaubte er den hohen Beruf des Dichters überhaupt, ins beſondere jenen des Tragikers ganz und vollſtändig erfüllt zu haben. Die Größe des Römiſchen Volkscharakters in den früheren Zeiten der Republik begeiſterte ihn nicht allein zur Darſtellung der würdigſten Geſinnung, ſondern eben ſo ſehr zu dem vollendeten Ausdrucke derſelben in einer, an Kraft, innerer Haltung, und männlicher Rundung ſich ſtets gleich bleibenden Sprache. Schwulſt, Übertreibung jeder Art mußte dem Werke fremd bleiben; denn es war nicht die

Frucht aufbrauſender Jugendhitze, ſondern männlicher tief gefühlter Begeiſterung. Nicht Ausflüge in ein unbeſtimmtes Reich der Phantaſie waren darin gewagt worden; vielmehr wollte der Dichter das Leben ſelbſt und deſſen Pflichten würdigen. Dieſe Würdigung des Lebens nun und ſeiner Pflichten blieb auch in der Folge das bewegende Princip der Collinſchen Tragödie, und man darf ſagen, er habe in dieſem erſten zur Zeit ſeiner Reife gedichteten Werke die Keime alles desjenigen niedergelegt, was ihn während ſeiner ganzen dramatiſchen Laufbahn zu poetiſchen Erzeugniſſen begeiſterte.

Vorzüglich in Hinſicht dieſes Princips ſeiner dramatiſchen Dichtungen mag Herr Adam Müller, in ſeinen in Wien über die Beredſamkeit gehaltenen Vorleſungen, den Dichter in jener erhabenen Bedeutung mehr den Rednern als Dichtern beygezählt haben, in welcher er den Genius des großen Schiller für die Redekunſt gleichſam vindicirte. Auch die eigenthümliche Art der Behandlung des Stoffes, die Art der Charakteriſirung ins beſondere, welche im Ganzen mehr für den Überblick des beſonnenen Verſtandes als für das Auffaſſungsvermögen der ſorgloſen Einbildungskraft berechnet ſcheint, endlich die Behandlung der Gefühle, welche ſich mit ſo allgemeingültiger Wahrheit, wie aus der geheimſten Tiefe der menſchlichen Bruſt hervor gerufen, doch größten Theils nicht mit jener regen Beweglichkeit ausſprechen, welche das Eigenthum des von der Übermacht der Phantaſie gewaltſamer fortgezogenen Dichters iſt, mag zu jenem Urtheile mit beygetragen haben, über welches zu ent-

ſcheiden der Biograph ſich nicht berufen fühlt. Wohl aber glaubt er hier auf etwas vorläufig aufmerkſam machen zu ſollen, was er erſt ſpäter ausführlich zu entwickeln ſich vorbehält, hierauf nähmlich, daß Heinrich Collin in den letzten zwey Jahren ſeines Lebens, obwohl nur vorläufig in einzelnen lyriſchen und epiſchen Verſuchen, eine Bahn betrat, welche in jedem Sinne rein dichteriſcher Natur war. Sein erſter dramatiſcher Verſuch „Julie von Billenau" hatte, was hier auch zu erwägen ſeyn wird, weder die Zwecke ſeiner ſpäteren Tragödien, noch die Behandlungsart der Charakteriſtik, welche vielmehr, weil er ſich hier abſichtslos allein jener natürlichen Anlage überließ, die in ihm in der letzten Zeit ſeines Lebens neu geſtärkt, männlicher und gebildeter wieder erwachte, ohne rhetoriſche Beymiſchung ein poetiſches Streben verrieth. Zwiſchen jenem erſten dramatiſchen Verſuche aber und jenem erſten bey erlangter Reife des Geiſtes gedichteten Werke war ein Zwiſchenraum mehrerer Jahre, in welchem die leichten Spiele des Lebens, mit ihnen jene frohe, oder, wenn man will, kühne Würdigung ſcheinbarer Unbedeutenheiten des Daſeyns, wodurch das Ganze der Natur erſt in heller Lebendigkeit vor die Seele der Menſchen tritt, vor jener ernſten Idee des Staates, dem er ſich mit dankbarer Hingebung ganz und vollſtändig weihte, verbleichten, oder in den Schatten zurück traten. Allerdings fähig, Schönheit anderer Art in fremden Kunſtwerken aufzufaſſen, war es ihm in eigenen Werken, wenn er die ihm eigenthümliche Idee der Schönheit geben ſollte, kaum möglich, eine andere als jene ſtaatsbürgerlicher Tugend zu

zeichnen. Die früh durch Klopstock ihm gegebene Richtung seines poetischen Vermögens gestattete ihm, wenn er, wie seit Regulus immer, mit dem ernsten Willen, das Höchste zu leisten, zur Dichtung ging, für lange keinen andern Weg, als welchen jener erhabene Chorführer Deutscher Kunst gewandelt war. Große Formen der Dichtung, tief aufgeregtes Gefühl, hochtönende Sprache zeigte er in überall fest bestimmten, der genaueren Überlegung des Betrachters auch anschaulichen Charakteren. Der mit Sicherheit sich entwickelnde Plan strebte nach seinen innern Gesetzen unaufhaltsam zum Schlusse der dargestellten Handlung; was zu Zeiten in manchen Werken Einzelnen überflüssig schien, mochte nur darum so erscheinen, weil sie in die Eigenthümlichkeit des Verfassers nicht vorgedrungen waren, der nach andern Zwecken strebte, als manche zwar mit Recht verehrte Dichter der Zeit, deren Verfahrungsart man aber mit einiger Einseitigkeit als die allein mögliche Richtschnur zu betrachten pflegte.

Dennoch, wie schwer es auch scheinen mag, eine im Schauspielhause größten Theils nur zu flüchtigen Zerstreuungen versammelte Menge zur Begeisterung für die ernstesten Gegenstände des Lebens, für Bürgertugend und schmerzvolle Selbstaufopferung zu begeistern, in Wien hat Regulus die glänzendste Aufnahme, die ein dramatisches Werk erhalten kann, gefunden, und, wie es zu sagen erlaubt seyn darf, aus innerer, im Charakter des Volkes selbst, das diesen Beyfall schenkte, begründeter Nothwendigkeit. Wie sehr es nähmlich im Charakter des Europäischen Zeitgeistes lange

in der Ordnung war, kein Vaterland anzuerkennen, und seine Liebe entweder auf die nahe Umgebung der Familie zu beschränken, oder ausbeugend anmaßlich über das ganze Menschengeschlecht zu verbreiten, um der eigenen Heimath nichts vorbehalten zu dürfen, so war dieß doch in Österreich keinesweges so unbedingt wie auswärts der Fall, und zwar vorzüglich aus der Ursache, weil Österreich durch die innige Wechselwirkung seiner reichen Kräfte im Innern, bey fortgesetzter Thätigkeit nach außen, ein immer reges Leben sich erhalten hatte, das weder durch Irrthümer der Speculation, welche größten Theils unbekannt waren, noch durch die bey allgemeinen Staatsanstrengungen unmögliche Zurückgezogenheit der Bürger auf die Bedürfnisse des Hausstandes, ermatten konnte. Wenn daher auch nicht in Schriften vom Staate gesprochen wurde, war Österreich durch die That im strengsten Sinne ein Staat, und der Bürger trug, wie jetzt, so auch damahls, das Gefühl seiner Pflichten unzweydeutig und klar in seinem Herzen. So mußte ein Werk, welches nur der innigsten Vaterlandsliebe seine Entstehung dankte, von gleich gesinnten Mitbürgern um so mehr mit Beyfall aufgenommen werden, je weniger man auf der fast ausschließend nur den Zerstreuungen gewidmeten Bühne eine so ernste, tief greifende, an die heiligsten Pflichten des Daseyns mahnende Erscheinung erwartet haben mochte.

Weil das Princip der Collinschen Tragödie im Regulus sich am klarsten und mächtigsten ausspricht, haben viele Kunstkenner und Kunstfreunde die späteren dramatischen Werke des Dichters geringer als dieses erste gehalten, ob-

wohl die indeß errungene größere Gewandtheit, der leichtere Gebrauch der Kunſtmittel und reifere Erfahrung des Dichters ihnen vor jenem erſten manche Vorzüge gewähren. Er ſelbſt war nicht dieſer Meinung. Da es keinem Künſtler gegeben ſeyn kann, ſich ſelbſt ganz und vollſtändig zu überblicken, und die innere Kraft ſeines Weſens klar zu erkennen, ſo mußte auch ihm vieles an ſich ſelbſt dunkel bleiben, was Anderen mit leichter Mühe klar geworden war. Daß er ſeinem Trauerſpiele Regulus eine große Neigung geſchenkt hatte, zeigt der ſeltene Fleiß, welchen er auf die Ausfeilung desſelben bis zur Zeit ſeines Todes verwandte, und wodurch es in der Sammlung der ſämmtlichen Werke bey nahe zur Hälfte neu erſcheint. Ihm war aber in der Folge manches an dem Werke anſtößig. So pflegte er denjenigen unbedingt Recht zu geben, welche ihn wegen der dort zu genau ausgemahlten Sitten und Gewohnheiten des Römiſchen Volks oft übermäßig zu tadeln pflegten. Auch den vierten Act des Stückes, mehr noch die Hälfte des dritten, pflegte er ſpäter hin ohne Vertheidigung Preis zu geben, weil er indeß nach und nach zu andern Überzeugungen über die Leitung der Handlung im Trauerſpiele gekommen war, die an ſich gewiß richtig genannt werden mußten, aber die Einheit der Handlung im Regulus nicht aufheben konnten, welches Trauerſpiel als ein Werk, das auf demſelben ganz allein eigenthümlichen Principien ruht, zu betrachten iſt.

Mit dieſem Werke, welches ihn durch den Zeitraum bey nahe eines vollen Jahres beſchäftigte, war zugleich ſeine

Vorliebe für antiken Stoff, nicht zwar in dem Sinne, wie sie die ausschließenden Verehrer des Hellenischen Alterthums fühlen, doch dergestalt begründet worden, daß er ihn für den Kunstgebrauch als vorzüglich glücklich betrachtete, weil er, der überall auf große Formen der Darstellung nicht allein in Hinsicht der Handlung, sondern auch des nachgebildeten Lebens ging, aus jenen ehrwürdigen Entfernungen, von woher die Kleinlichkeiten des bürgerlichen Umtriebes nicht bis zu uns gelangten, ihn am ungezwungensten entlehnen zu können glaubte. In den Geschichtschreibern und Dichtern der Griechen und Römer erschien ihm die dargestellte Welt schon in gediegener Form, die ihn selbst schon als Kunstwerk begeisterte, während er die Schönheit und Würde der neueren Zeit aus dem Wuste der gemeinen Darstellung ihrer Geschichtschreiber nicht aufzufassen vermochte, Altdeutsche Dichtung aber und ihre Vortrefflichkeit erst in den letzteren Jahren seines Lebens bewundern lernte, als die allgemeine Aufmerksamkeit sich zu jenen vaterländischen Schätzen mit Staunen und Rührung hinwandte. Die große Veränderung seiner Ansichten, welche diese neue Erkenntniß hervor brachte, in ausgeführten Werken zu beurkunden, verhinderte die kurze Dauer seines Lebens.

Es war dem Verfasser des Regulus nicht so leicht geworden, sein Werk auf die Wiener Bühne zu bringen, als man vielleicht denken dürfte. Bald, nachdem er dasselbe der Theaterdirection überreicht hatte, bildete sich unter den-

jenigen, die ihre Meinung über die Aufnahme der Stücke zu geben hatten, eine Partey gegen ein Werk, das in so vieler Hinsicht von den gewöhnlichen Erscheinungen der Theaterwelt verschieden war, und gleichsam das Gegentheil von allem zu enthalten schien, wodurch man bis dahin Effect hervor zu bringen gewohnt war. Auch mit Kotzebue's Octavia, die viel Wirkung auf der Bühne gemacht hatte, wollte sich dieses, zwar gleichfalls in Versen geschriebene, Trauerspiel nicht recht vergleichen lassen, und schien aller Weichheit der Gefühle zu entbehren, die dort so reichliche Thränen hervor gelockt hatte. Ins besondere aber wurde der zweyte Act als ein dramatisches Unding ausgeschrien, welches gar keine Ausführung zuließe. Diese Herren mögen in der Folge wohl sehr erstaunt gewesen seyn, als sie gerade diesen zweyten Act mit so großem Beyfalle bey der Aufführung geehrt sahen. Ihre Bemühungen aber, dem Trauerspiele die Bühne zu verwehren, blieben fruchtlos; außer dem, daß der Herr Hofsecretär, Freyherr von Retzer, der Herrn von Kotzebue bey dem k. k. Hoftheater in Verwaltung der literarischen Geschäfte gefolgt war, sich sehr für das Trauerspiel und den Dichter interessirte, hatten sich auch unter den Schauspielern selbst bald sehr eifrige Freunde des Werkes gefunden, die dasselbe gegen mißgünstige Angriffe vertheidigten, und sich für die gute Aufnahme verbürgten. Unter diesen ist vorzüglich Herr Ziegler zu nennen; auch Brockmann zeigte sich sehr zum Vortheile eines Trauerspiels thätig, in welchem ihm die Hauptrolle zugedacht war. Müller Vater that sein Bestes für die Aufnahme des

Stückes; Herr Koch aber hatte dasselbe gewisser Maßen beym Theater eingeführt. Er hatte Collin kennen gelernt, als er noch nichts von dessen dichterischen Bestrebungen ahndete, und ihn als einen Kenner der Kunst geehrt, so wie Collin lange, ehe dieser verdienstvolle Künstler den Beyfall des Publicums durch ein immer gleich treffliches Spiel errang, dessen seltenes Talent bewunderte, und darum seine nähere Bekanntschaft gesucht hatte.

Regulus ward den 3. October 1801 zum ersten Mahle aufgeführt; der reichliche Beyfall, den die Schauspieler so wie der Dichter fanden, rechtfertigten jene hinlänglich über ihr zum Besten des Werkes geäußertes Urtheil. In der That konnte man nicht leicht eine gelungenere Aufführung, als die des Regulus in jener ersten Zeit, sehen, wo durch den noch nicht erkalteten Eifer talentvoller Schauspieler eine vollständige Darstellung, ein wahrhaftes Ganzes der ausübenden Kunst geschaut werden konnte. Die Mängel der Wiener Bühne, die bereits damahls bey nahe dieselben wie heut zu Tage waren, wurden durch die Gattung des dargestellten Werkes selbst, das einen oratorischen Vortrag erforderte, verhüllt oder vielmehr zu Vorzügen erhoben. So konnte man wohl nichts Trefflicheres sehen, als den ganzen zweyten Act oder die letzte Hälfte des fünften. Den vierten Act, welcher die unglückdrohende Klippe des Stückes genannt werden konnte, hielt Herr Koch als Metell durch das kunstreichste Spiel aufrecht. Madame Nouseul und Herr Ziegler entwickelten überall, wo sie in so wichtigen Rollen, wie jene der Atilia und des Publius sind, im Trauerspiele

auftraten, eine ſolche Macht leidenſchaftlicher Kraft, daß ſie die Gemüther unwiderſtehlich mit ſich fortriſſen. Mehr als alle Bemühungen der Spielenden, die ſie auf ihre Rollen verwandten, wirkte aber ihre große Aufmerkſamkeit auf das Ganze, wodurch ſie die gediegenſte Einheit der Darſtellung hervor brachten. Collin erkannte das Verdienſt der Schauſpieler um dieſes erſte reife Product ſeiner Muſe ſehr wohl, und erwähnte es oft und mit Danke gegen Einheimiſche und Fremde.

Für die Schauſpieler ſelbſt war die ſo ſehr gelungene Aufführung des Regulus eine Gattung Rechtfertigung und Triumph ihrer Kunſt geworden, gegen welche ſich damahls bereits viele Stimmen im Publicum erhoben hatten. Herr von Kotzebue, der während ſeiner kurzen Leitung der Wiener Bühne vielfältige Hinderniſſe von Seite der Schauſpieler bey der Ausführung gewünſchter Verbeſſerungen fand, hatte zuerſt von dem Prediger-Tone der Wiener Schauſpieler geſprochen, und ein Gerücht von ihrer Unfähigkeit, die leichte gefällige Sprache der Geſellſchaft nachzubilden, in Umlauf gebracht. Obgleich dieſe Meinung einige Anhänger beſonders unter ſolchen fand, die ſich an das etwas fremde Organ des Herrn Koch, welchen die Wiener Bühne Herrn von Kotzebue verdankt, ſchneller wie Andere gewöhnt hatten, und das ſinnvolle Spiel dieſes ſeltenen Künſtlers zu begreifen im Stande waren, ſo fehlte doch viel, daß dieſe Überzeugung damahls hätte allgemein genannt werden können. Das Publicum war ſeit lange an einen gewiſſen weinerlichen und gedehnten Vortrag gewöhnt worden, den die

Iffland'schen Stücke zu erfordern schienen, wo so sehr und wiederhohlt von Thränen und Unglück die Rede war. Würdevolle Charaktere wurden in einer oft nur zu pedantischen Manier vorgetragen; affectvolle Stellen ins besondere erlitten eine ganz widernatürliche Dehnung, und indem aller Ausdruck gewöhnlich auf die letzten Worte und Sylben der Rede hingebannt wurde, glaubte man oft nur eine Folge von Seufzern, die immer eine Frage zu beschließen schien, zu vernehmen. Diese großen Gebrechen des Vortrags, welche allen Schauspielern, die neu angekommenen ausgenommen, eigen genannt werden konnten, waren eigentlich durch die ersten Schauspieler selbst in Umlauf gebracht, und, so zu sagen, der Bühne einheimisch gemacht worden. Daß Brockmann ein großer Schauspieler war, wird niemand läugnen können, der ihn in bessern Zeiten gesehen hat. Aber schon in seiner blühendsten Periode, als er von Hamburg nach Wien zurück kam, sprach Kaiser Joseph von seinem Predikantentone. In diesen Ton verfiel er mehr und mehr, je weniger ihm ein bereits vorgerücktes Alter zu Zeiten die Kraft seiner Kunst zu entwickeln erlaubte. Bey einem durch mühevolle Kunstdarstellungen zahlreicher Jahre äußerst reitzbar gewordenen Nervensysteme verfiel er oft in plötzliche Rührung, die ihn überwältigte und ihm nicht anders als klagend zu sprechen erlaubte. Indem er aber diese Weichheit unterdrücken wollte, dehnte er die Rede, versuchte durch stärkere Betonung einzelner Sylben Kraft und Würde zu erzwingen, und brachte ein Mittelding von Kraft und Unkraft zu Tage, das demjenigen, der nicht bereits ver-

wöhnt war, sehr unangenehm auffallen mußte. Es soll dadurch nicht geläugnet werden, daß Brockmann bis an seinen Tod einzelne vorzügliche Darstellungen gab, worin man den alten Meister bewundern mußte; dieß aber war der gewöhnliche Ton seines Vortrags.

Eben so hatte Herr Lange, der später eine neue Blüthe seiner seltenen Kunst erlebte, und in Darstellungen heroischer Charaktere jugendliche Kraft, Anmuth und Würde noch jetzt in einem vorgerückten Alter zeigt, damahls bey der Schwäche seines Gedächtnisses nicht selten das Beyspiel einer falschen Declamation gegeben, indem er, der desjenigen, was er sagen sollte, nicht ganz gewiß war, die Reden zweifelnd dehnte, und eine unrichtige Betonung, vorzüglich in affectvollen Stellen, sich oft zu Schulden kommen ließ. Andere verleitete Nachlässigkeit, fast unvorbereitet auf die Bühne zu treten, dem Soufleur auf Gerathewohl nachzusprechen, und sich mit der Dehnung der Rede, bis sie, was sie zu sagen hatten, abhorchen konnten, klug aus der Sache zu helfen. Dadurch kam jener gedehnte, in angemaßter Würde tönende Vortrag, der noch jetzt einigen Mitgliedern der Wiener Schaubühne eigen ist, überhaupt an die Tagesordnung, und ein mit Sorgfalt, Fleiß und Pünctlichkeit gegebenes Schauspiel unterschied sich von einem nachlässig dargestellten nur dadurch, daß der oratorische Vortrag dem Sinne des Stückes und der Rollen mit Verständigkeit angepaßt war. Lustspiele, welche jetzt von dem jüngeren Theile der Gesellschaft oft so vorzüglich gegeben werden, und welche in früherer Zeit, als Madame

Adamberger noch in der Blüthe der Jugend war, die Zierde der Wiener Schaubühne genannt werden konnten, waren, bey der damahligen Versteinerung der Schauspieler, wenn nicht etwa Brockmann sich als Klingsberg verjüngte, kaum mehr anzusehen.

Die Gewohnheit, welche alles ertragen lehrt, hatte das Publicum auch diese Art der Darstellung wenigstens dulden gelehrt; die Neigung der Theaterliebhaber, die zwischen Schauspiel, Oper und Ballett getheilt war, und eines mit dem andern hinnahm, verminderte sich nicht an dem nur abwechselnd besuchten Schauspiele, als die Erscheinung Iffflands, der im Sommer 1801 hier Gastrollen gab, eine ganz andere Meinung über das Vermögen der Schauspielkunst begründete. Wenn nähmlich die Wiener Schauspieler im Allgemeinen bis dahin die größte, bey nahe einzige Sorgfalt auf würdevolle Declamation gerichtet hatten, wodurch ihre eigene Individualität den Rollen aufgezwungen wurde, sie selbst aber mehr als Redner denn als Schauspieler erschienen, so konnte man im Gegentheile in dem Schauspieler Iffland die eigene Individualität aus seinen so mannigfaltigen Kunstdarstellungen, deren jede eine vollständige Verwandlung seiner selbst zu seyn schien, lange nicht heraus finden. Ein Proteus, erschien er in immer veränderter Gestalt; seine Declamation selbst, wenn man so nennen darf, was durchaus nur für die schlichte Sprache des gewöhnlichen Lebens gelten zu wollen schien, entfernte sich von aller gesuchten Würde der Rednerkünste durch ihre Anspruchslosigkeit, und schien weiter nichts zu bezwecken, als

was im Umgange die Sprache immer beabsichtigt, die Mittheilung nähmlich der Gefühle und Gesinnungen. Ifflands eigene Schauspiele gewannen durch seine Darstellungen eine weit heiterere Gestalt, und diejenigen, welche diesen Stücken gar nicht günstig waren, glaubten nun bey dem überraschenden Anblicke der vollständigsten Charakterdarstellung wenigstens zu begreifen, wie man auf den Gedanken kommen könne, dergleichen zu schreiben. Das Schauspielhaus, das bey der großen Hitze der Jahreszeit dennoch immer gedrängt voll war, ertönte nun von dem einstimmigen Beyfallrufe der jedes Mahl neu überraschten Zuseher, die in ihrem Leben das erste Mahl einen Schauspieler gesehen zu haben glaubten.

Dieses allgemeine Entzücken theilte Heinrich Collin in vollem Maße, er war aber weit entfernt, über den großen, ja ihm damahls als ganz einzig erscheinenden Vorzügen dieses außerordentlichen Künstlertalentes die Verdienste der einheimischen Schauspieler zu vergessen. Bey ihm waren von je her alte günstige Eindrücke unauslöschlich; und wie er Herrn Iffland bis in seine späteste Zeit als den Verfasser der Jäger, des Herbsttag 3 und mehrerer anderer Producte eines einfachen, für häusliches Leben empfänglichen Gefühls geschätzt und geehrt hatte, obwohl seine Schriftstellerey nachgebends in eine gänzlich trübselige Manier ausgeartet war, so konnte er auch darum, weil die Kunst der Wiener Schauspieler bereits damahls im Ganzen nichtig, in ihren vorzüglichsten Ausübern aber wenigstens auf traurigen Abwegen sich befand, nicht der früheren Zeit vergessen, wo ihm durch

Herrn Lange eine neue ideale Welt aufgegangen war, wo ihn Müller Vater oft bis zu Thränen gerührt, und Brockmann ihn die Macht eines ſtarken Gemüthes kennen gelehrt hatte, eine, wie er ſich ausdrückte, ſo durchaus gepanzerte Seele, daß alle Anfälle des irdiſchen Mißgeſchickes fruchtlos von ihr zurück prallten. Dieſe an Brockmann als Schauſpieler bewunderte Stärke des Gemüthes, wie ſehr ſie ſich auch bereits in Weinen aufzulöſen anfing, glaubte er jederzeit wieder hervor zu rufen möglich, und die lebhafte Vergegenwärtigung derſelben hatte ſeine Begeiſterung bey Ausarbeitung des Regulus mehr als geſteigert. Die leidenſchaftliche Wärme der Madame Nouſeul, die ihm jederzeit ein Gegenſtand der Bewunderung geweſen war, fand er, und mit Recht, noch in ihrer vollen Stärke; manche ſehr gelungene Darſtellungen Herrn Zieglers vergegenwärtigten ihm bleibend das vorzügliche Talent dieſes Künſtlers, wenn es gleich zu Zeiten ganz entſchlummert ſchien. Ein tiefer Kenner der verſchiedenen Eigenthümlichkeiten der Schauſpieler, hatte er die Charaktere ſeines Regulus ihnen bey nahe angepaßt, und als die Aufführung kam, zeigten die Schauſpieler, was man lange nicht geſehen hatte, durchgängige Verſchmelzung ihrer ſelbſt mit dem dargeſtellten Charakter, Würde, wo ſie wirklich hingehörte, Leidenſchaftlichkeit, wo ſie an ihrer Stelle war, und bey einem ganz getreuen Gedächtniſſe voll ausſtrömende hinreißende Beredſamkeit.

Dieſe ſo ſehr gelungene Darſtellung mußte der Wiener Bühne neue Achtung gewinnen, die über dieß an Madame Rooſe, Herrn Kochs Tochter, eine über alles Lob erhabene

tragiſche Schauſpielerinn gewonnen hatte. Ihre Darſtellungen der Iphigenie und Octavia, in welchen beyden Stücken Herr Lange, als Oreſt und Antonius, als ganz vollendeter Künſtler an ihrer Seite die allgemeine Bewunderung theilte, hatten bereits, was tragiſches Spiel betrifft, ein Ideal der Vollkommenheit in den Gemüthern begründet, welchem das Spiel Iffflands, wenn er ſich in's Tragiſche einließ, nicht zuſagen wollte. Bey ſeiner damahligen erſten Erſcheinung in Wien hatte er nur den Pygmalion und im Trauerſpiele Octavia den Antonius in dieſer Kunſtart gegeben; und man hatte ſich darauf beſchränkt, zu geſtehen, daß er in dieſen beyden Rollen nicht ſolche Trefflichkeit, wie in den übrigen, gezeigt habe, das Unvollkommene dieſer Darſtellungen wohl fühlend, aber weit entfernt, die Urſache zu ergründen. Als aber in der Darſtellung des Regulus ſeltene tragiſche Größe in vielfältigen Charakteren gebrochen und anders geſtaltet mit imponirender Kraft vor dem Publicum ſich entfaltete, glaubte man einzuſehen, daß Iffland für tragiſche Kunſt nicht geſchaffen ſey, und daß, wenn er im Luſtſpiele vorzüglich und einzig glänze, die Wiener Schaubühne Meiſter des tragiſchen Spieles aufzuweiſen habe, gegen welche er die Vergleichung nicht auszuhalten im Stande ſey. Dieſe Überzeugung wurde noch weit lebhafter, als Herr Lange, wie in ein neues kraftvolleres Leben zurück gerufen, in Collins ſpäteren Trauerſpielen ſo wohl, als in einigen Trauerſpielen Schillers und in Shakſpears unſterblichen Werken wahre tragiſche Größe wieder auf die Bühne

einführte, gegen welche das Spiel der übrigen Schauspieler nur als ein Versuch gelten mochte.

Wie sehr man auch heut zu Tage über das Wesen der Schauspielkunst ganz klar zu denken glaubt, so zeigen doch vielfältige Mißgriffe der Schauspieler selbst, mehr noch aber sehr sonderbare Äußerungen verehrter Dichter, daß man darüber mehr im Dunkel ist, als die sonst so ausgebildete Kunstkritik vermuthen lassen sollte. Tragische und komische Schauspielkunst wird viel weniger in Theorie und Ausübung von einander geschieden, als diese sich ganz entgegen gesetzten Äußerungen einer zwar gemeinschaftlichen Grundkraft unbedingt verlangen. Wenn es nähmlich zwar allerdings eine Gattung des Lustspieles gibt, das eben so sehr wie das Trauerspiel nach reiner Idealität strebt, so kann man dieses doch von unserm Lustspiele, das von den kleinsten Verhältnissen der Wirklichkeit auszugehen pflegt, keinesweges behaupten. Die älteren Deutschen Schauspieler wußten hierin sehr gut zu unterscheiden, vielleicht vorzüglich darum, weil sie zuerst im Trauerspiele groß geworden waren, von welchem der Übergang zum Lustspiele, wie auch die Kunstgeschichte selbst lehrt, leicht und natürlich ist. Nicht so, wenn sich in einem Schauspieler, wie in den meisten unserer Tage, der Ernst des Lebens, den er nie vollkommen und innig erfaßt hatte, im Lustspiele ganz verflüchtigt, und er nun mit dem vielfach an den Darstellungen kleiner Mißverhältnisse geübten Talente in's Trauerspiel eintritt. Die erlernten Kleinigkeitskünste vermag er hier nicht mit Schicklichkeit anzuwenden, und so geschieht es, daß er sich dann überall

in falſchen Beſtrebungen aufreibt, und ein Nichts zu Tage fördert.

Iffland iſt ganz und gar in dieſem Falle. Seine erſten Verſuche als Schauſpieler im Tragiſchen waren nur jugendliche Nachahmungen großer Muſter, die mit zu hellem Glanze vor ihm erſchienen, als daß ſie nicht ſein für die Kunſt überhaupt offenes und empfängliches Gemüth hätten zum Streben der Nachbildung anreitzen ſollen. Die Bildung ſeiner eigenthümlichen Kunſt muß man in den Zeitpunct ſetzen, als die Vorliebe für das Komiſche überwog, und er ſich dem Luſtſpiele hingab. Hier zeigte er wohl auf die glänzendſte Weiſe, was, ſelbſt bey nicht großen Vorzügen des Äußeren, ernſter Wille, glückliche Beobachtungsgabe, allmähliche Ausbildung des Talentes der Nachahmung endlich hervor zu bringen vermag, wenn der ſcharf prüfende Verſtand ſtrenge genug keine Abweichung in manierirte Eintönigkeit geſtattet. Einen größeren Schauſpieler wie Iffland, wenn er im Luſtſpiele, im weiteſten Sinne des Wortes genommen, auftritt, hat vielleicht Deutſchland niemahls geſehen. An ihm läßt ſich, wie die Darſtellungskunſt, ſo auch die Natur ſelbſt ſtudieren; denn er gibt ſie mit einer Wahrheit, die eben darum, weil ſie ſo tief und gründlich iſt, nur einen poetiſchen Eindruck hervor bringen kann. Nie ſich ſelbſt vergeſſend, beherrſcht er, ein ſeiner ganz mächtiger Künſtler, die Bühne; ihm fällt in keinem Augenblicke jenes träge Zurückſinken in ſeine Perſönlichkeit zur Laſt, wodurch oft lang vorbereitete Kunſteffecte bey Andern plötzlich vernichtet werden. Über dem Ganzen ſeiner Dar-

ſtellungen waltet die heiterſte Laune, welche die kleinſten Eigenheiten des gewählten Charakters parodirend auffaßt, und ſie immer von neuen Seiten zu beleuchten nie ermüdet. Wenn es aber einem komiſchen Schauſpieler bey vollester Ausbildung ſeiner Kräfte gelingen kann, aus vielen kleinen Beobachtungen endlich ein großes Ganzes zu ſchaffen, durch gehäufte kleine Züge des Charakters, den er darſtellt, ein mächtig wirkendes Bild zu geſtalten, ſo iſt dieſe Verfahrungsweiſe im wahren echten Trauerſpiele gerade zu der Weg des Verderbens, weil das Trauerſpiel mit Vermeidung der Gewöhnlichkeit, die auch im Luſtſpiele ohne Parodie nicht zu ertragen wäre, viel mehr die höchſte Idee des Lebens, das Daſeyn in ſeiner höchſten Vollendung darzuſtellen ſtrebt, wo alles in wenige aber große Züge vereinfacht erſcheint, und die Ausführlichkeit des Luſtſpieles niemahls ſuchen kann. Iffland hat dennoch in derſelben Art, wie er im Luſtſpiele mit glänzendem Erfolge ſpielte, im Trauerſpiele zu wirken verſucht; ſo iſt ſein König Lear ein mühſames Gebäude, das er wohl nur nach dem angeſtrengteſten Studium zu Stande brachte, doch aber hat er uns ſtatt Shakſpeare's herrlichem Lear nur einen lebensmatten, von der Laune des Zufalls unmäßig gequälten Alten vorzuführen vermocht. Eine Menge der kleinſten treffendſten Züge runden ſeine Darſtellung zu einem Ganzen, aber von einer dem Trauerſpiele fremdartigen Natur, und ſtatt erhoben zu werden, ſind wir nur dem widrigſten Mitleiden mit der unbehülflichen Ohnmacht dieſer Erſcheinung Preis gegeben. Doch aber iſt ſonſt die Macht und Gewalt der darſtel-

lenden Kunſt von ſo wunderbarem Zauber, daß ſie ſelbſt ſchlechte Dichtungen für die Erſcheinung in Kunſtwerke zu verwandeln fähig iſt, wenn ſie, was der Dichter verabſäumte, von ihrem wahren Mittelpuncte ausgeht. So haben wir hier in Wien das rächende Gewiſſen durch Herrn Lange, Klingemanns Moſes durch Herrn Grüner, endlich Voltäre's Mahomed durch die vereinten Bemühungen dieſer beyden Schauſpieler, welche Meiſter des tragiſchen Kothurns ſind, wie vollendete Werke mit reinem Kunſtgenuſſe betrachten können, und kaum die Ahndung eines Mangels empfunden.

Bey den ausgezeichneten ſeltenen Talenten, welche Iffland beſitzt, iſt es indeß doch nicht anders möglich, als daß er ſelbſt im Trauerſpiele, durch den Aufwand wenn gleich falſcher Kunſtbeſtrebungen imponiren müſſe. Von dem Gefühle durchdrungen, daß er nicht, wie im Luſtſpiele, die Gewöhnlichkeit, ſondern vielmehr das Ungewöhnliche darzuſtellen habe, ſucht er ſich, ſo viel es ihm möglich ſeyn mag, mit Hoheit auszuſtatten, welche aber eben ſo wenig wie ſeine übrigen Künſte im Trauerſpiele aus dem Innern des Charakters hervor kommt, ſondern vielmehr nur von außen angefügt iſt. Sie beſteht gewöhnlich in feyerlicher Bewegung, langſamen Schwingungen der Arme, und einer mit aus ſeinem Organe herrührenden hohlen, dumpf verklingenden Stimme. Die fehlerhafte Art ſeines tragiſchen Spieles hat ſogleich fertige Nachahmer gefunden, welche an dieſer Krücke über die Bühne hinken; ſein herrliches Spiel als Komiker hat kaum Einer aus beſcheidener Entfer-

nung nachzubilden verſucht, eben darum, weil es ohne Genie zu geben nicht möglich iſt. Daß indeß heut zu Tage auf allen Theatern Deutſchlands ein wahrer Mangel an echt tragiſchen Schauſpielern zu beklagen iſt, wird wohl keinen befremden, der erwägen will, daß, wenn erſt das Leben den Mann bildet, auch nur das Theater ſelbſt ſich die Schauſpieler, die es bedarf, bilden kann. Die jetzt die Bühne einnehmen, ſind dort meiſtens unter Familienſtücken aufgewachſen, und können daher einen Helden kaum anders als wie einen Sohn vom Hauſe darſtellen, und ein ganzes Trauerſpiel bey vereinten Bemühungen kaum in anderer Art, wie in jener eines häuslichen Zwiſtes, durchführen. Aber ſchon jetzt ſchenkt uns die Wiener Bühne den erfreulichen Anblick, daß durch die wenigen Trauerſpiele, die dort erſcheinen, aufgeregt, Einzelne bereits wirklich echtes Talent für das Tragiſche zeigen, und fortwährend ausbilden. Die Fehler der geſuchten Declamation, der falſchen Accentuirung, des klagenden Geſtöhnes und der fragereichen Seufzer ſind zwar, allein größten Theils mehr bey den Frauen als bey den Männern dieſer Bühne, noch anzutreffen, welche letztere vielmehr gewöhnlich darin fehlen, daß ſie das Spiel der Komödie, in einer andern Art zwar wie Iffland, in die Tragödie übertragen. Indeß haben die Darſtellungen des Nero, der Schuld, und Heinrichs von Hohenſtaufen erſt neuerlich gezeigt, daß man wenigſtens auf dem Wege ſey, die rechte Bahn zu finden, welches bey dem wahrhaft tragiſchen Spiele, das bisweilen Herr Grüner im Theater an der Wien zu zeigen pflegt, und in welchem Herr Lange

noch immer Vorbild bleibt, früher, als ſonſt möglich wäre, eintreten kann.

Heinrich Collin, der erſt ſpäter hin ſeine Ideen über das tragiſche Spiel zu entwickeln vermochte, fand gleichwohl ſchon bey den Darſtellungen Iffflands im Pygmalion und in der Octavia vieles zu erinnern; übrigens hegte er für ihn die größte Verehrung, der ihm ein ganz neues Gebieth der Mimenkunſt eröffnet hatte, er ſollte ihm bald durch die Bande der Dankbarkeit noch inniger verbunden werden. Die erſte Erſcheinung Iffflands in Wien fiel gerade in den Zeitpunct, als Regulus beym Theater bereits angenommen, aber noch nicht zur Ausführung gekommen war. Er hörte ins beſondere Herrn Koch ſo vortheilhaft von dem neuen Trauerſpiele ſprechen, daß er es las, und ſich ſogleich dafür entſchied, es in Berlin auf die Bühne zu bringen. Collin machte ſeine perſönliche Bekanntſchaft; und wenn es ihm überhaupt angenehm ſeyn mußte, einen ſo ſehr verehrten Meiſter kennen zu lernen, ſo ward er noch mehr durch die freundſchaftliche, zuvor kommende Aufnahme, welche er bey Iffland fand, für ihn eingenommen. Mehr wohl noch mußte er es werden, als ihm von Berlin die Nachricht wiederhohlt zukam, wie ſehr Iffland alle Kräfte aufgebothen habe, um dem Trauerſpiele eine gute Aufnahme zu verſichern, wie ſehr dort bis auf die geringſte Kleinigkeit für eine anſtändige Pracht geſorgt, die Rollen mit gewiſſenhafter Auswahl unter die vorzüglichſten Schauſpieler vertheilt worden waren, wie ſehr endlich Iffland ſelbſt ſein ganzes Künſtlertalent aufgebothen habe, um den Charakter des Regulus

ſo würdevoll, als ihn der Verfaſſer ſich gedacht haben mochte, in's Leben zu rufen. Dennoch aber, ob wohl eigentlich von Berlin aus der Nahme des neuen Trauerſpieldichters ruhmvoll ſich durch Deutſchland verbreitete, und ſein Ruf dort eigentlich begründet wurde, fand Regulus doch im Allgemeinen bey der Darſtellung, wenn er gleich eine anſehnliche Partey für ſich hatte, nicht jene günſtige Aufnahme, deren er ſich in Wien erfreute. Bey der dem Berliner Publicum fremdartigen Kunſtanſicht des Verfaſſers, da ſchon Schillers neue Form des Trauerſpiels durch die Aufführung ſeines herrlichen Wallenſtein dort eine gewiſſe Beſchränkung auf dieſe Form auch im unliterariſchen Publicum erzeugt hatte, wäre dieß ſchon an ſich erklärbar; es kam aber noch ein anderer Umſtand hinzu, der dem Verfaſſer nicht bloß gleichgültige Zuſchauer, ſondern vielmehr Feinde hervor brachte.

Collin hatte, wie gezeigt wurde, ſeine Bildung zum Dichter in der letzteren Zeit unmittelbar aus den großen Muſtern des Alterthums ſelbſt geſchöpft; er ſtand nicht ſo ſehr in der Kenntniß der literariſchen Begebenheiten des Tages, daß ihm die Wendung, welche die Deutſche Dichtkunſt und die ſie begleitende Kritik nahm, ſogleich bekannt geworden wäre, und ſeine eigenen Ideen über die Kunſt im Geiſte des Zeitalters hätte leiten können. Schillers inhaltsreiche Unterſuchungen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechtes und über naive und ſentimentale Dicht-

kunſt kannte er damahls eben ſo wenig, wie die Schriften der Brüder Schlegel und Tiecks; der Gang, den die Philoſophie ſelbſt durch Fichte genommen hatte, war ihm ganz unbekannt geblieben, und erſt zur Zeit, als er die letzte Hand an ſeinen Regulus legte, kamen auf einmahl die ſonderbarſten, ſich unter einander ſelbſt widerſprechenden Nachrichten über eine abermahls ſeit Kant entſtandene neueſte Philoſophie, über eine monſtröſe Art der Dichtkunſt, die ſchlechterdings mit nichts, was bis jetzt geduldet worden war, ſich vergleichen laſſe, über eine in jeder Hinſicht freche Kritik, welche mit Umwerfung alles Schönen und Ehrwürdigen ſich beſchäftige, um dafür die Werke ihrer Gründer allein der Anbethung aufzuſtellen. Er glaubte dieſen Nachrichten um ſo mehr, da die Fragmente des Athenäums, welche er nun, um ſich zu unterrichten, vornahm, ihm damahls ganz dunkel blieben, und er kaum mehr als die Gegenſtände, über welche hier geſprochen und abgeſprochen wurde, ſo wie die ſchneidende Schärfe der Kritik daraus kennen lernte. Seit der Erſcheinung Wallenſteins auf den Bühnen Deutſchlands war über dieß das Wort Schickſal, ſo zu ſagen, die Parole der Dramaturgen geworden. Er achtete darauf nicht; als aber nun Wallenſtein im Drucke erſchien, glaubte er dort die Reſultate der neuen irrigen Theorie in einem traurigen Vereine zu erblicken. Für die hohe Vortrefflichkeit dieſes Werkes allerdings empfänglich, von einigen herrlichen Scenen ganz durchdrungen und begeiſtert, bemerkte er doch mit einer Gattung Unmuth das ſichtbare Streben des Dichters, den freyen Handlungen der

Personen überall das eherne Fatum unterzulegen, und dadurch ihre Selbstständigkeit zu vernichten. Der berühmte Monolog Wallensteins, wo er sein Verbrechen von sich weg dem Schicksale zuschiebt, erschien ihm um so mehr fast wie eine Parodie des Werkes, da in dem Trauerspiele bey nahe keine Person von einiger Bedeutung vorkommt, die nicht dieses Schicksal im Munde führte, eigentlich mehr darüber sprechend, als davon getrieben oder gehemmt. Die hohe Idee des Fatums, wie dieses in den Tragödien der Griechen zu finden ist, schien ihm in Schillers Wallenstein falsch oder viel mehr einseitig aufgegriffen, indem er mehr das Niederdrückende einer unbekannten feindlichen Gewalt, als die Erhebung menschlicher Freyheit über dieselbe darzustellen bestrebt gewesen sey. Er glaubte die Producte der Griechischen Tragödie allein nur als erhabene Monumente des Sieges dieser Freyheit über die Naturnothwendigkeit betrachten zu müssen, da auch Ödip der Tyrann ohne jenen auf Kolonos nicht aufgefaßt werden dürfe, und Äschylos Prometheus bey dem widerstrebendsten Stoffe auf dieses Resultat mit siegender Kraft hingeführt sey.

Wenn nun aber Heinrich Collin in seinem Urtheile über Schillers Wallenstein in der Hinsicht Recht haben mochte, daß die Idee des Schicksals darin keinesweges dichterisch aufgestellt, sondern viel mehr durch eine etwas einseitige Arbeit des Verstandes den Begebenheiten nur angeheftet sey, so hatte er, was er auch später eingestand, darin Unrecht, Schillern zur Last zu legen, er sey allein den Druck des Schicksals darzustellen bemüht gewesen. Dieser Irrthum

ſeiner Anſicht aber verleitete ihn, verbunden mit ſeinem Widerwillen gegen die neuere Kritik, zu etwas, was ihn in der Folge öfter gereuete. Er entſchloß ſich nähmlich, ſeine eigenen Grundſätze den, wie er meinte, für Kunſt und Moralität gleich gefährlichen Anſichten der neueren Kritik entgegen zu ſetzen. Daß er mit ihr, deren Sprache er noch nicht verſtand, im Grunde übereinſtimme, konnte er nicht ahnden. Er ſchrieb daher eine geharniſchte Vorrede zu ſeinem Regulus, von welcher dasjenige, was ſeinen ſpäteren Anſichten nicht ſchlechterdings widerſprach, ſeine damahlige Art zu denken aber aufklären mag, in dem fünften Bande der Werke unter der Überſchrift „Regulus" aufgenommen wurde. In dieſer Vorrede ſuchte er die herrſchende Anſicht vom Gebrauche des Schickſals in der Tragödie auf alle mögliche Weiſe anzugreifen, oder vielmehr umzuſtoßen. Es kamen nicht unzweydeutige Anſpielungen auf das Trauerſpiel Wallenſtein darin vor, die zwar nicht hämiſch waren, weil in der ſchuldloſen Seele desjenigen, der ſich dieſelben erlaubt hatte, nie etwas dem Ähnliches Eingang gefunden hatte, die aber doch ſo ausgelegt werden konnten. Die neuere Kritik ſelbſt ward mit ſehr wegwerfender Art hin und wieder zurück gewieſen; denn er glaubte ihre Reſultate zu kennen, wenn er gleich ſich bewußt war, ſie in ihrer Beweisführung nicht zu verſtehen. Die Bitterkeit, welche überall in dieſem Aufſatze vorherrſchte, welche aber nur dem Irrthume, den er bekämpfen wollte, galt, konnte nur als perſönliche Gehäſſigkeit gegen die Anführer der neuen Partey, zu welcher er auch Schillern zu rechnen ſchien, aufgefaßt werden.

Dieſes geſchah auch wirklich, als Regulus, mit ihm die Vorrede, nach Berlin kam, wo gerade Herr Gottlieb Merkel ſich angemaßt hatte, als Verfechter der älteren Anſichten gegen die neueren in einem Journale den Kampfplatz zu eröffnen, mehr ſich ſelbſt zutrauend, als ſich in der Folge bewähren wollte. Dieſe Vorrede lief mit dem Trauerſpiele ſelbſt noch vor der Aufführung durch Vieler Hände; und da die Feinde der neueren Anſichten hierin ihren getreueſten Anhänger und einen kampfgerüſteten Mitſtreiter zu erkennen glaubten, und ſogleich die Poſaune ſeines Lobes ertönen ließen, mit dem aber, wie ſie wähnten, gleichſam der neuen Kritik zum Trotze verfaßten Trauerſpiele über dieſe den Triumph feyern zu können glaubten, mußten wohl die Verfechter der neueren Anſichten in dem Verfaſſer des Regulus einen offenen Feind erblicken, über welchen ſie ſich auch, wenn ſie die Schwäche des Angriffs erwogen — der, weil ſein Urheber eigentlich den Feind, den er bekämpfte, nicht kannte, nirgends traf — mit Recht erhaben fühlten. Die Folge dieſer Vorrede war daher ſogleich die Entſtehung zweyer Parteyen im Theater, die mit gleicher Heftigkeit für und wider das Stück ſich erklärten, bald darauf eine weitläufige Beurtheilung des Werkes in der eleganten Zeitung, in welcher verſucht wurde, den neuen Emporkömmling gleich mit Einem Mahle todt zu drücken. Dieſe Beurtheilung begnügte ſich nicht, Plan, Charakteriſtik und Verſe als ganz gemein zu tadeln, ſondern ſie beſtrebte ſich, den Verfaſſer als einen der Schule eben entlaufenen Knaben darzuſtellen, der einige Sentenzen aus dem Seneca

aufgehaſcht habe, die er nun, ſo gut es gehen wolle, der Bewunderung Preis gebe. Der ſeltene Effect des zweyten Acts, wo die Hoheit des Römiſchen Charakters im vollen Glanze erſcheint, wurde, weil er nicht geläugnet werden konnte, bloß der Größe republikaniſcher Formen zugeſchrieben, um dem Verfaſſer ja kein Verdienſt übrig zu laſſen. Es war in dem ganzen Aufſatze eine ſolche Willkürlichkeit des Urtheils, ſo viele Gehäſſigkeit ſichtbar, daß er in Collin nur den tiefſten Widerwillen gegen den Verfaſſer hervor bringen, keinesweges ihm nützlich ſeyn konnte. Die Feinde des einheimiſchen Verdienſtes in Wien aber freuten ſich, in dieſer Beurtheilung einen öffentlichen Zeugen aufführen zu können, wie wenig günſtig Regulus auswärts aufgenommen worden ſey; denn einigen in ein Iſraelitiſches Handelshaus von Berlin her zugekommenen Briefen, welche den Beyfall, den Regulus dort fand, als ſehr zweydeutig ſchilderten, hatte man nicht Glauben beymeſſen wollen.

Indeß es zeigte ſich bald, daß das in der eleganten Zeitung über Regulus verhängte Urtheil keinesweges ein allgemeines geweſen ſey; in verſchiedenen Zeitungen nähmlich erſchienen Nachrichten über den großen Beyfall, den Regulus in Berlin gefunden hatte, und einer der erſten Buchhändler Deutſchlands, Herr Unger in Berlin, ſcheute ſich nicht, eine ſchöne und zugleich koſtſpielige Auflage dieſes Werkes zu veranſtalten, das, nach der Meinung des Recenſenten in der eleganten Zeitung, vielleicht kaum auf Löſchpapier gedruckt zu werden verdiente. Herr Merkel ſelbſt hatte den Erfolg des Stückes im Theater nicht ſo zweydeu-

tig gefunden, daß er ſich dadurch hätte abſchrecken laſſen dürfen, nach ſeiner Art ein Ungeheuer von Lobeserhebung in die ernſte Zeitſchrift, die er beſorgte, einzurücken. Wie man nun aber erzählt, daß Herr Werner, als ſeine „Söhne des Thals" in Merkels Zeitſchrift Beyfall erhielten, ſeinen Freunden einen Tag der Trauer anbefahl, ſo fanden ſich auch Collin und ſeine Freunde durch das dort dem Regulus ertheilte Lob keinesweges auferbauet; und was der eleganten Zeitung durch unbegründeten Tadel nicht möglich geweſen war, vollbrachte nach Gellerts Ausſpruche „Wenn deine Schrift u. ſ. w." das ſtürmende Zujauchzen dieſes kritiſchen Mühlenbekämpfers. Collin fing an, an ſich ſelbſt zu zweifeln, und die Meinungen ſeiner Gegner über die Kunſt überhaupt, und die dramatiſche ins beſondere, einer nochmahligen ernſteren, genaueren Prüfung zu unterziehen. Seine Vorrede fand er bald, als von vorgefaßten gröſten Theils nur halb begründeten Meinungen ausgehend, des Druckes nicht würdig; an ſeinem Regulus ſelbſt hatte er aber, ſeit dieſer auf der Wiener Bühne erſchienen war, ſo große Sorgfalt in Hinſicht auf Reinheit der Sprache und des Verſes verwendet, daß er ihn nun getroſten Muthes Herrn Unger überſchickte. Wenn ihn das vielfältige Geſchrey, das man gegen ihn in Berlin erhoben, etwas feindſelig gegen jene Stadt und ihre Bewohner geſtimmt hatte, ſo dehnte er dieſes Gefühl weder auf Herrn Iffland, dem er ſo ſehr zum Danke verpflichtet war, noch auf Herrn Unger aus, welchen er viel mehr nach einem mit ihm längere Zeit

hindurch unterhaltenen Briefwechsel seinen wärmsten Freunden beyzählen zu müssen überzeugt war.

In München hatte man zwar an der Vorrede keinen Anstoß genommen, wohl aber ärgerte sich Herr Babo daran, daß das Trauerspiel in Versen geschrieben war, und verweigerte deßhalb die Annahme. Er erfuhr, daß der Verfasser des Regulus für ihn und seine literarischen Arbeiten die aufrichtigste Achtung hege, und daß es demselben daher auf jede Weise sehr erwünscht seyn würde, seine Meinungen über das Drama unmittelbar durch ihn zu erfahren. Von dem besten Willen geleitet, schrieb ihm daher Babo einen Brief, worin er ihm, als einem talentvollen Jünger der Muse, seine Rathschläge ertheilte, die sich jedoch hauptsächlich auf Warnungen vor dem Irrthume der neuesten Zeit, den Vers in's Trauerspiel wieder einzuführen, einschränkten. Collin ward dadurch in nicht geringes Erstaunen versetzt. Wenn es ihm gleich sehr wohl bekannt war, daß Babo nie ein dramatisches Werk in Versen geschrieben hatte, glaubte er doch nicht, daß ein vielfach gründlich ausgebildeter Mann einer solchen einseitigen Beschränkung unterliegen könnte. Er hatte es ganz in der Ordnung und der Natur der Sache angemessen gefunden, daß Babo's dramatische Werke, die größten Theils in die Zeit der erst aufstrebenden Deutschen Kunst fallen, in Prosa geschrieben waren, auch daß dieser Dichter in späteren eigenen Werken die einmahl gewohnte Verfahrungsart nicht mit einer neuen fremden vertauschte, schien ihm natürlich; er glaubte aber nicht, ihn für die großen Fortschritte der Deutschen dramatischen Kunst verschlos-

sen zu finden. Dennoch ist dieses gerade keine auffallende Erscheinung, sondern die Beschränktheit selbst genialischer Denker auf einen gewissen Umkreis der Ideen, über welchen hinaus sie keine Flüge mehr wagen wollen, würde ihnen auch die helleste Aussicht eröffnet, zeigt sich aufmerksamen Beobachtern auch in neuester Zeit nur zu oft, und mahnt traurig genug an die engen Schranken, welche dem menschlichen Vermögen überhaupt gesetzt sind.

Es ward über dieß zur selben Zeit so viel Widersinniges über den Zweck des Trauerspieles vorgebracht, so sonderbare Resultate über diese Kunstgattung kamen überall aus den sonderbarsten Untersuchungen hervor, daß diejenigen, welche noch keine fest ausgebildete Theorie der Kunst besaßen — und es gab wenige, die dieses von sich behaupten konnten, — allerdings in ihren eigenen Ideen sich verwirren mußten. Ins besondere wurde die Nachahmung der Natur vorgeschützt, um mit der hieraus gefolgerten Pflicht des Dichters, die Gewöhnlichkeit des Lebens nicht zu verletzen, dem Verse den Eingang in die Tragödie zu verschließen. Collin, der vor seinem Regulus einst eine Übersetzung des Artaxerxes von Metastasio im Versmaße des Originals versucht, bald aber klar eingesehen hatte, daß die versi sciolti der Italiäner viel zu sehr der gewöhnlichen Rede sich näherten, und durch ihre Regellosigkeit auch aller dem Verse durch das Gesetz seines Metrums eigenen Harmonie entbehrten, konnte unmöglich von den seichten Gründen jener Vertheidiger einer platten Natürlichkeit überwunden werden. Daß sich das Trauerspiel auf einen weit höheren Stand-

punct der Kunſt durch den Vers erhebe, hatte er nicht nur in den großen Muſtern ſeiner Bildung fühlen, ſondern nun auch durch eigene Erfahrung kennen gelernt. Dennoch aber wollte er eine Probe machen, wie weit er ohne Vers in einem erhabenen tragiſchen Stoffe auszureichen vermöchte. Er entwarf, als ein Gegenſtück zum Regulus, einen Beliſar, welchen er ganz in Proſa ſchreiben, und in dieſer Geſtalt zu Wien und Berlin auf die Bühne bringen wollte; für den Druck aber wollte er das Ganze in Verſen neu arbeiten. Er hatte dabey die Abſicht, durch dieſen Verſuch den practiſchen Beweis zu führen, daß nicht der Vers jene Erhebung der Charaktere zu einer mehr als gewöhnlichen Größe, welche man Unnatur zu nennen für gut fand, hervor bringe, ſondern daß dieſe Hoheit der Geſtalten dem Trauerſpiele, unabhängig von jeder Äußerlichkeit der Form, nothwendig ſey, daß aber der Vers — denn dieß war damahls ſeine Anſicht — die höchſte Harmonie der Rede hervor bringe, ohne welche ein poetiſches Kunſtwerk nicht exiſtiren könnte. Wie lebhaft er ſich aber auch anfangs mit dieſer Idee der Ausarbeitung eines Beliſar in Proſa beſchäftigte, ſo kam doch nichts Weiteres zu Stande, als der erſte Entwurf des Plans, und eine einzelne Scene, ein Geſpräch zwiſchen Beliſar und Juſtinian, das er vorläufig als Probe entwarf. Es war ihm nähmlich, wie er bald einſah, unmöglich, ſich während der Dauer der Ausarbeitung eines ganzen Werkes freywillig desjenigen zu berauben, was er zur Vollkommenheit desſelben für nothwendig und unentbehrlich hielt. Der gehabte Vorſatz ſelbſt aber machte ihm überhaupt auch den

gewählten Stoff so unangenehm, daß er nie daran dachte, den Plan des Trauerspiels in einer andern Art zu benützen. Vielleicht mochte auch schon dieses, daß er den Plan schriftlich aufgezeichnet hatte, ihn von einer späteren Ausarbeitung abhalten; denn außer diesem hat er keinen Plan zu seinen Tragödien schriftlich entworfen. Er meinte, und vielleicht mit Recht, durch die zu deutliche Übersicht des Stoffes, welche ein schriftlich entworfener Plan bewirke, werde die Kühnheit der Einbildungskraft gelähmt, und sie erliege, so zu sagen, vor diesem ihr gegen über stehenden unverhohlen ausgesprochenen Zwange. Dennoch aber pflegte er jungen Dichtern, die sich bey ihm Raths erhohlten, die möglichst deutlichste vorläufige Entwickelung des Planes anzuempfehlen, um in den Stunden der Ausarbeitung nicht der gesetzlosen Willkür der Einbildungskraft heimzufallen, sondern der gefaßten Idee des Werkes strenge treu verbleiben zu können.

Die allgemeine Aufmerksamkeit, welche man ihm, seit der Erscheinung des Regulus auf der Bühne, schenkte, die nähere Verbindung, in welche er nun mit mehreren ihm sehr werthgeschätzten Gelehrten trat, theilnehmende Freunde, die ihm überall mit Wohlwollen entgegen kamen, erhoben sein Selbstgefühl, und verbreiteten zugleich über sein ganzes Wesen eine Heiterkeit, die ihm sonst fremd gewesen war; denn dieß ist das Erfreulichste, was uns im Leben begegnen mag, sich von Menschen, die man selbst der Achtung würdig erkennt, geachtet zu finden. Heinrich Collin hatte in seinem Innern einen so reichen Fond der Menschen-

liebe, des edelſten Wohlwollens, es war ihm, wie wenig dieß auch zu Zeiten ſeine Mienen verkündigen mochten, ſo ſehr Bedürfniß, ſich ganz in freundſchaftlicher Mittheilung hinzugeben, daß er nach einer näheren Bekanntſchaft bey jenen, die ſeinen Umgang geſucht hatten, nur gewinnen konnte, und ſo erwarb er ſich dann auch noch als Mann warme theilnehmende Freunde; ein Glück, welches er ganz erkannte, und worauf er ſtolz war. So hatte Graf Moriz von Dietrichſtein, durch die Aufführung des Regulus von Bewunderung für den Verfaſſer erfüllt, ſeine Bekanntſchaft ſogleich geſucht; und welch ein Freund er ihm geworden, hat ſich nach Collins Tode auch der Welt durch jene zarte Sorgfalt erprobt, womit er ſein Andenken zu verewigen ſuchte. Der Director der k. k. Gemählde-gallerie, Herr Füger, hat ihm damahls ſchon die unzweydeutigſte Freundſchaft gezeigt; der gelehrte van Swieten, ein Sohn des großen Arztes, der Collins Vater unterſtützte, beeiferte ſich, ihm ſeine Bewunderung zu bezeigen. Die Grafen Rudolph von Czernin, Joſeph von Breuner, von Purgſtall, warme Verehrer ſeines Talentes, wurden zugleich ſeine Freunde, und erheiterten ſein Leben durch die gefälligen Freuden ihres Umganges. Ins beſondere fand er bald an dem Freyherrn von Steigentesch den wärmſten und innigſten Freund; für ihn auch in literariſcher Hinſicht ein um ſo ſchätzbarerer Gewinn, da deſſen auf das Luſtſpiel gerichtete Beſtrebungen Collin früh auf den Gegenſatz des Trauerſpieles aufmerkſam machten, und ſeine Anſichten ergänzten. Der damahlige Hofconcipiſt von Batſany, der

ihn nach der Aufführung des Regulus aufgesucht hatte, machte ihn mit dem Geschichtschreiber Johannes Müller bekannt, der ihm wahre aufrichtige Achtung als dem Dichter eines Werkes bezeigte, in welchem er die alte Römische Kraft und Würde neu belebt und vergegenwärtiget sah. Der Beyfall eines so ausgezeichneten Mannes, der ihm von je her der Gegenstand der tiefsten Bewunderung war, erhob seinen Muth und lieh ihm Kraft zu neuen Anstrengungen, und er beschloß, den Tadel seiner Gegner zwar stets mit prüfender Sorgfalt zu erwägen, aber durch das, was gegen ihn vorgebracht werden mochte, nicht den Glauben an sich selbst zu verlieren, da er sah, daß seine Gefühlsweise auch jene sehr ehrwürdiger Männer sey.

Zu der heiteren Stimmung seines Geistes, die jenen Zeitpunct vielleicht zu dem glücklichsten seines Lebens machte, trug auch die Art seines häuslichen Lebens nicht wenig bey. Er hatte seit dem Tode seiner Mutter mit seinem Bruder eine kleine, doch angenehme Wohnung bey einem Mahler, Herrn Donat, bezogen, bey welchem er schon einst in früheren Jahren wohnte. Sie hatte die angenehmste Aussicht auf die benachbarten Berge Wiens, auf die Donau und den Prater, über welchem die entfernten Gebirge Hungarns hervor ragten. Ein ausgedehnter Horizont, der den Aufgang der Sonne in voller Pracht zeigte, und nicht die Schimmer der Abendröthe verbarg, welchen die Nacht mit allem Reichthume leuchtender Gestirne schmückte, erhob das Herz zur

erhabenſten und auch heiterſten Empfindung. Hier, in einer erwünſchten Entfernung von dem Getümmel der Stadt, obgleich mitten in ihrem unruhvollen Treiben, das aber nicht bis in ſein Zimmer zurück hallte, lebte er ganz und ungeſtört ſeinen Ideen, und theilte die ihm übrige Zeit mit alt erprobten und neu erworbenen Freunden, die ſich gern um ihn verſammelten. Die frohe Ausſicht auf bevorſtehendes häusliches Glück, die ſich ihm damahls eröffnete, krönte dieſe Zufriedenheit ſeines Daſeyns. Er hatte die älteſte Tochter des k. k. Landraths, Freyherrn von Lago, kennen gelernt. Schon in ſeiner Kindheit, wo er ſie auf dem Schloſſe ihres Oheims, des Freyherrn von Sardagna zu Leopoldsdorf, wiederhohlt ſah, hatte ihn jugendliche Neigung zu ihr hingezogen; jetzt ſollten bald ernſte Bande eines unauflöslichen Vereins die frohen Träume ſeiner Kindheit verwirklichen. Er ward mit ihr im Sommer des Jahres 1802 vermählt, und feyerte das Feſt ſeiner Verbindung, welche ihm durch viele Jahre häusliches Glück ſchenkte, zu Leopoldsdorf. Dort durch die Rückerinnerung an ſeine Jugendjahre, mehr noch durch die Gegenwart ſelbſt ſich glücklich fühlend, faßte er neues Vertrauen zu ſeinem guten Schickſale, das ihm nun wiederhohlte Proben des Wohlwollens gegeben hatte.

Noch vor ſeiner Vermählung hatte er das Trauerſpiel Coriolan vollendet, ein Werk, wodurch er die Kritik, die ihm ins beſondere Mangel an Leben und Wärme vorwarf, zu entwaffnen hoffte. Nicht als wäre dieſes der letzte Zweck ſeiner Arbeit geweſen; zur Wahl des Stoffes aber mochte erwähnter Tadel allerdings einiges beygetragen haben. Wenn

ihn beym Regulus mehr die vaterländiſche Größe des Helden begeiſtert hatte, er dieſe auf allen Seiten zu beleuchten ſuchte, ſo daß er ſelbſt ein philoſophiſches Geſpräch zwiſchen Bodoſtor und Regulus ſich nicht anzuwenden ſcheute, um dieſen Zweck ganz und vollſtändig zu erfüllen, ſo hatte er im Gegentheile bey dem Trauerſpiele Coriolan mehr den eigentlichen Zweck der tragiſchen Kunſt im Auge, welche nun in Deutſchland durch manche kritiſche Unterſuchungen immer neu erörtert und beleuchtet wurde. Mit ſeines Bruders Freunden ins beſondere hatte er, wie über manche Zweige der Poeſie, ſo auch über die Tragödie vielfältige Geſpräche geführt, und im Streite ſelbſt manche ſeiner Überzeugungen verändert. Seine Grundidee mußte freylich auch hier dieſelbe bleiben; er ſuchte ſie aber in einer neuen Form zu entfalten. Er wollte in einer kühn und raſch zum Ende fort eilenden Handlung das Schickſal eines edlen Helden vorführen, der doch nur ſeiner Schuld erlag, und dadurch den Gang des Schickſals oder viel mehr der Vorſehung rechtfertigte, der in ſeinem Falle ſelbſt aber ſich noch groß zeigte, weil er auf dem Scheidewege der Wahl, zwiſchen gänzlicher moraliſcher Entwürdigung und dem Tode, lieber den letzteren wählte. Die Art der Behandlung der Charaktere iſt auch in dieſem Trauerſpiele dieſelbe, welche er im Regulus befolgt hatte, und zeigen ſich beſonders im Charakter des Haupthelden Kühnheiten wahrer dichteriſcher Meiſterſchaft; die Idee des Schickſals herrſcht durchgehends in der an Lebhaftigkeit dem Regulus vorgehenden Handlung, dieſe Idee iſt aber mit beſcheidener Mäßigung ausgedrückt. Die

würdigſte Sprache erhebt, den geäußerten Geſinnungen folgend, das Ganze, das in ebenmäßiger Bewegung zum Ende fortſchreitet, und durch eine erfreuliche Mannigfaltigkeit der Charaktere geſchmückt iſt. So ſteht dem Haupthelden ſelbſt die graue Mutter Veturia voll Würde gegen über, während die Gattinn Volumnia beyden gewiſſer Maßen als eine mildere beſänftigende Kraft beygeſellt iſt. Von der vortrefflichſten Wirkung iſt durch die Stärke der Geſinnung, durch kalte Überſchauung des Lebens der greiſe Sulpitius, wie ein weisſagender Seher aus der verachteten Geſandtſchaft der Vaterſtadt hervor tretend, und Coriolans Schickſal durch wenige inhaltsſchwere Worte unwandelbar beſtimmend. Aus der dunkeln Strenge dieſes Charakters ſchimmert wie ein mildes Licht die Liebe für Coriolan hervor; er wird dieſem, den er zeitlich vernichtet, ein rettender Genius ſeines edleren Daſeyns, und verſchwindet, um nicht wieder zu kehren. So hat auch der Dichter im Kriegsrathe der Volsker durch Mannigfaltigkeit der Charakteriſirung Lebhaftigkeit zu verbreiten, und die hier in die Handlung eingreifenden Perſonen durch ſchöne Contraſte bedeutender heraus zu heben verſucht. Der Oberfeldherr Attus Tullus iſt auch der würdigſte der Verſammlung, durch Weisheit und Mäßigung dem rauhen Lukumo, durch kältere Beherrſchung ſeiner ſelbſt dem weichen Volturio entgegen geſtellt; Aruntius und Porus ſtellen die Verderbtheit eigenwilliger kleiner Seelen dar, welchen gegen über der jugendliche Marcus als ein Bild unverderbter Tugend erſcheint, und einen immer beruhigenden Eindruck hervor bringt. Coriolan ſelbſt erſcheint unter dieſen

mit geringerer Lebenskraft ausgestatteten Menschen herrschend und sie alle durch eigenthümliche Kraft des mächtigen Charakters überbiethend, ein Riese unter einem schwach gewordenen Geschlechte, das ihm mit Recht huldiget.

Einige haben über dieses Werk den Tadel geäußert, daß es zu sehr mit Reden geschmückt sey, und viel mehr ein rein oratorisches, als ein poetisches Streben zeige. Von diesem Vorwurfe dürfte Coriolan aber leicht befreyt seyn, wenn man erwägen will, daß dasjenige, was darin eigentlich als in Reden gearbeitet zu betrachten ist, die Scene nähmlich, wo die Gesandtschaft Roms, dann jene, wo Veturia den Helden zu überreden sucht, die Vaterstadt zu verschonen, kaum eine andere Behandlung zuließ, ja gewisser Maßen durch die Geschichte selbst diese Behandlung forderte. Das Gespräch des Sulpitius mit Coriolan ist aber so weit von aller oratorischen Eigenheit entfernt, daß man überhaupt alle eindringende Kraft menschlicher Mittheilung als der Dichtkunst fremdartig betrachten müßte, wenn man dessen wahrhaft dichterische Schönheit verläugnen wollte. Auch jener Tadel, welchen einige anführen zu können glaubten, daß Coriolan seinen Entschluß, sich selbst für den an Rom begangenen Verrath zu strafen, nicht aus der eigenen Reinheit seines Herzens schöpfe, sondern daß er ihm von außen durch fremden Rath gegeben werde, ist darum nicht von Gewicht, weil beydes darzustellen gleich erlaubt, und weil es der Freyheit des Dichters unbenommen seyn muß, zwischen beyden zu wählen. Übrigens ist dieses Gespräch mit Sulpitius nicht allein der vortrefflichen Ausführung wegen,

ſondern mehr noch wegen ſeiner großen Stelle, die es im Ganzen des Trauerſpieles behauptet, eine der gelungenſten Erfindungen. Dadurch nähmlich, daß in Coriolans Seele ſchon der Gedanke, durch den Tod ſich ſelbſt zu ſtrafen, gelegt ward, mußte das Flehen der Mutter auf ihn einen weit ſchnelleren tiefern Eindruck hervor bringen, weil er ſein Verbrechen bereits einſah, und nur noch nicht zu dem feſten Entſchluſſe, was da geſchehen ſolle, gekommen war. Seine eigene Überzeugung, ſeine eigene düſtere Wehmuth um die verlorne heilige Vaterſtadt tönt ihm auf dieſe Weiſe aus dem Munde ſeiner hochverehrten Mutter, und eben ſo ſehr durch ſich ſelbſt als durch die erhabene Frau bezwungen weicht er gerührt und überwunden. Wie überhaupt in dieſem Trauerſpiele alles mit großer Sorgfalt abgewogen und berechnet iſt, ſo hatte Heinrich Collin die Gewalt der Mutter über den Sohn auch ſchon im erſten Acte dem Zuſeher anſchaulich zu machen geſucht, und die häusliche Scene, in der Coriolan nach den unglücklichen Comitien in den Kreis ſeiner Familie eintritt, auch aus dieſem Grunde der Darſtellung der Comitien ſelbſt vorgezogen, weil er ſo in den Stand geſetzt ward, ſchon jene Hauptſcene ſelbſt, wo die Mutter Coriolans Loos durch die Macht, welche ſie über den Sohn behauptet, unwiderruflich beſtimmt, vorzubereiten. Er hatte aber über dieß noch einen andern Beweggrund, die Darſtellung einer Volksverſammlung im erſten Acte des Werkes zu vermeiden. Er fürchtete nähmlich, zu ſehr das Intereſſe dadurch auf Perſonen zu lenken, welche in den folgenden Acten nicht mehr zum Vorſchein kommen könnten, und dadurch

ſeinem Werke zu ſchaden. So pflegte er ſich wenigſtens gegen jene zu vertheidigen, welche meinten, daß er durch die Verabſäumung dieſer Darſtellung das Trauerſpiel auf jeden Fall eines glänzenden Einganges und mancher erheblicher Vorzüge beraubt habe.

Mit dem fünften Aufzuge des Werkes war er, auch nach manchen Verbeſſerungen, die er noch vor dem Drucke demſelben zu geben ſuchte, ſelbſt niemahls zufrieden; er hatte ſich vorgenommen, ihn ganz neu umzuarbeiten, hat aber dieſen Entſchluß nicht zur Ausführung gebracht. Immer wird es eine ſehr ſchwierige Aufgabe bleiben, nach der großen Scene zwiſchen Coriolan und ſeiner Mutter, den Helden noch einen ganzen Act hindurch auf der Bühne zu erhalten, in einer Stimmung nähmlich, vermöge welcher ihm die Schonung der Vaterſtadt bereits klare Pflicht geworden iſt, und es ſich nur einzig und allein um die Ausführung dieſes Entſchluſſes handelt. Collin wollte das, was ſeinem fünften Acte allenfalls, ſeiner Anſicht nach, mangeln mochte, durch eine ſehr geſteigerte Lebhaftigkeit der Handlung im Allgemeinen, ins beſondere der Volsker-Berathſchlagungen erſetzen, und auf dieſe Art das Intereſſe heben, das ihm ſelbſt nach dem vierten Acte zu ſinken ſchien. Nie war er aber der Meinung derjenigen, welche den fünften Act überhaupt für überflüſſig hielten, und das Ganze mit ſeiner Ermordung, nach dem Abgange der weiblichen Geſandtſchaft, ſchon im vierten Acte ſchicklicher geſchloſſen glaubten. Seiner Überzeugung nach aber war weit wichtiger als ſelbſt die Verſöhnung mit Rom und die gewählte Strafe des Todes

jene Herſtellung der innern Übereinſtimmung ſeiner Gefühle, welche durch die der Mutter bewilligte Schonung der Vaterſtadt erſt vollends aus dem Gleichgewichte geworfen waren; denn er hatte den Volskern einen Eid geſchworen, und hielt es für unrecht, durch Selbſtmord auf eine nur heuchleriſche Weiſe der Erfüllung beſchworner Pflicht zu entwiſchen. Er will wirklich der Volsker Glück, dieſem Eide gemäß, begründen, nur aber die Vaterſtadt nicht gefährden. Erſt als dieſe Volsker, welchen er Gutes erzeigen will, gegen ihn das Schwert erheben, ihn ſelbſt ermorden wollen, hält er ſich durch ihre eigene Eidbrüchigkeit ſeines Schwures entbunden, und überliefert ſich dem willkommenen Tode.

Hätte Heinrich Collin die hohe Vortrefflichkeit des Shakſpearſchen Coriolan gekannt, ſo würde er vielleicht ſeinen nicht geſchrieben haben; er hatte aber damahls dieſen Coriolan noch gar nicht geleſen, welcher für ein Werk von weit geringerer Bedeutung als die bekannteren Meiſterwerke jenes Dichters gehalten wurde. Dieſe Nicht-Kenntniß läßt ſich auch am beſten aus Collins Werke ſelbſt erweiſen, in welchem nirgends ein Nachſchreiten nach einem bewunderten Vorbilde, ſondern durchgängig eigenes Leben leicht zu bemerken iſt; und ſo, durchaus auf ſich ſelbſt begründet, kann es als ein eigenthümliches Werk, reich an ſelbſtſtändigen Vorzügen, auch neben jener hohen Schöpfung eines Ehrfurcht gebiethenden Genius beſtehen, ohne von ihr, mit der es nichts gemein hat, durch Vergleichung niedergedrückt zu erſcheinen. Collin hatte die Freude, auch

dieſes Werk zu ſeiner vollen Befriedigung durch die Schauſpieler der Wiener Hofbühne dargeſtellt zu ſehen. Es wurde den 24ſten November 1802 aufgeführt, und mit ſehr großem Beyfalle aufgenommen, welcher ſich jedoch im fünften Acte weit weniger lebhaft, als in den erſteren, äußerte. Vorzüglich bewunderungswerth war Herrn Lange's Spiel als Coriolan; er gab ein ſo durchaus edles und kräftiges Bild des Helden, daß jedermann, von dieſer Erſcheinung hingeriſſen, in Bewunderung ausbrach. Eben ſo vortrefflich ſpielte Brockmann den Charakter des Sulpitius; und es wird wohl überhaupt unmöglich bleiben, eine größere Darſtellung zu geben, als ihm hier gelungen war. Solche zurück gedrängte Kraft, ſolch reiches und doch tief verſchloſſenes Gefühl, ſolchen Ernſt ergrauter Weisheit vermag nur ein ſelbſt unter den Lorbern der Kunſt ruhmvoll zum Greiſe gewordener Schauſpieler wieder zu geben. Madame Nouſeul als Veturia ſpielte gleichfalls ihren Charakter ganz nach der Idee des Verfaſſers mit aller Würde und Kraft der Leidenſchaft, die deſſen Darſtellung erforderte. Bey nahe gleiche Bewunderung wie ſie — bey vielen wohl noch größere — gewann Madame Rooſe in dem ganz im Schatten gehaltenen Charakter der Volumnia, ſo daß manche über den Vorzügen dieſer Künſtlerinn der nothwendigen Eigenthümlichkeit des Werkes vergaßen, und es dem Dichter als Fehler vorwerfen zu können glaubten, daß er dieſen Charakter nicht reicher ausgeführt hatte. Was den Genuß dieſer Aufführung erhöhte, war die Überraſchung der durchaus vortrefflichen Muſik der Zwiſchenacte. Herr Abbé Stadler

nähmlich, deſſen Bekanntſchaft Collin durch Graf Moriz Dietrichſtein gemacht hatte, und der bald ſein inniger Freund geworden war, hatte Mozarts Idomeneo für dieſen Zweck inſtrumentirt, und bey ſeiner tiefen Kenntniß des Satzes ein Werk geliefert, welches mit Recht Bewunderung erweckte.

Weniger Vergnügen, als an der Aufführung Coriolans, hatte Collin an der Darſtellung ſeiner Polyxena, welche den 15ten October 1803 zum erſten Mahle im k. k. Hoftheater gegeben wurde, überhaupt nur drey Darſtellungen erlebte, und von dem Publicum keinesweges Beyfall erhielt. Nach Berlin, wo Coriolan gut aufgenommen worden war, hatte Collin dieß neue Schauſpiel nicht geſchickt, weil er befürchtete, Herrn Iffland damit nur in Verlegenheit zu ſetzen; denn dieſer, der ſich immer als ſeinen aufrichtigen Freund gezeigt hatte, rieth ihm bereits mehrmahls an, einen Stoff aus der neueren Geſchichte zu wählen, wenn er bey dem dortigen Theater-Publicum Eingang finden wollte. Er hielt es daher für beſſer, mit ſeiner Polyxena, die im Ungerſchen Verlage zugleich mit dem verſpäteten Coriolan erſchien, dort nur durch den Druck ſelbſt aufzutreten. Er hatte auf alle Fälle den klügſten Theil erwählt, weil er ſich ſeit her in Berlin neue Feinde geweckt hatte. Zur Zeit nähmlich, als er ſeinen Coriolan dorthin zur Aufführung einſchickte, fing Herr von Kotzebue, ſpäter ein erbitterter Feind Merkels, ſeinen Journal-Bund mit dieſem

ſich ſelbſt achtenden Kritiker zu ſchließen an, und begründete den Freymüthigen. Der eine glaubte vermuthlich in des andern derber Grobheit, dieſer aber in dem flach aufſchlagenden Witze des andern, deſſen gänzlichen Mangel er verſpürte, hinlängliche Ergänzung ſeines Selbſts zu finden, und ſo geharniſcht gegen den gemeinſchaftlichen Feind in's Feld treten zu können. Herr von Kotzebue ſchickte Collin eine Einladung mitzuarbeiten, dieſer aber, obwohl durch die Kritik ſeines Regulus in der eleganten Zeitung ſehr gereitzt, verbath ſich dieſe Ehre; denn außer ſeiner Abneigung vor gelehrten Streitigkeiten hatte er noch über dieß keinen Beruf, ſich mit Männern zu verbinden, gegen welche er ſelbſt lieber aufgetreten wäre, um über des Einen leichtſinnige Behandlung der Kunſt und des Andern anmaßende Unwiſſenheit ein paar wahre Worte zu ſagen. Schon früher hatte er für ſich und ſeine Freunde die Reſultate ſeiner Anſicht der Kotzebueſchen Beſtrebungen niedergeſchrieben, und hatte durch deſſen neuere Bemühungen nur eine noch ungünſtigere Meinung von ihm gefaßt. Wenn er nähmlich in dieſem früher geſchriebenen, dem fünften Bande der Werke einverleibten Aufſatze bloß ſeinen Mangel eines gründlichen Studiums, ſeine zu leichte Erregbarkeit u. d. gl. tadelnd bemerken zu müſſen glaubte, die Unmöglichkeit einer in ihm zur Vollendung zu kommenden Kunſtbildung wohl anerkannte, aber ihn eben durch die mangelnde Einſicht des Beſſeren für entſchuldigt hielt, ſo glaubte er ihn nun keinesweges mehr einer Entſchuldigung fähig, ſeit er durch ſein ſichtliches Beſtreben, Schillern nachzuahmen, dieſe

Einsicht des Besseren allerdings verrieth, aber zu träge schien, sich seiner Fehler wahrhaft zu entäußern, über dieß aber durch pöbelhafte Ausfälle auf jene, von welchen er heimlich lernte, wenigstens die Genauigkeit zeigte, mit welcher er die in der Gunst des Publicums errungene Stelle, welche er nicht einbüßen wollte, von jener zu unterscheiden wußte, die er in einem weit niedrigeren Locale vor seinem eigenen Bewußtseyn behauptete, wovon das Publicum aber nichts merken sollte. Durch Collins abschlägige Antwort keinesweges abgeschreckt, schrieb ihm Herr von Kotzebue nochmahls und dringender, versicherte, daß er ihn unendlich bewundere, erbath sich, wenn er schon nicht mit arbeiten wolle, wenigstens die Befugniß, Scenen aus Coriolan in den Freymüthigen einrücken zu dürfen; aber auch dazu wollte sich Collin nicht verstehen. Herr von Kotzebue wußte nun sogleich, welches Benehmen er in Hinsicht Collins ergreifen sollte, und ergoß sich, schnell genug auf die kürzlich von sich gegebenen Ausdrücke seiner Bewunderung, in Schmähungen über Coriolan und dessen Verfasser.

In Wien hatten sich bis dahin derley offene Feinde Collins noch nicht gezeigt; er glaubte daher auch keinesweges etwas zu wagen, wenn er ein seiner Eigenheit wegen zwar weniger für allgemeine Fassungskraft und Theilnahme geeignetes Werk der Schaubühne übergäbe. Er zweifelte bey der vortheilhaften Meinung, die er von den Schauspielern hegte, auch keinesweges an dem günstigen Erfolge der Aufführung; doch mußte ihn die Erfahrung belehren, daß er zu viele und zu gute Hoffnungen sich erlaubt hatte. Ungeach-

tet Madame Rooſe die ganze Vortrefflichkeit ihres Spieles als Polyxena entfaltete, Herr Lange als Odyſſeus eine hohe Kunſt entwickelte, und auch Dlle. Lefevre die Rolle der Caſſandra mit Glücke gab, ſo wollte doch die Aufführung überhaupt zu keinem Ganzen zuſammen wachſen, nicht ſowohl aus Nachläſſigkeit der Schauſpieler, als vielmehr darum, weil ihnen dieſes Trauerſpiel eine ganz fremdartige Erſcheinung war, in welche ſie ſich nicht zu finden wußten. Bey den mancherley Verſuchen, das Griechiſche Trauerſpiel wieder aufzuwecken, die damahls in Deutſchland an der Tagesordnung waren, in welchen Collin aber mehr den Scharfſinn und die Gründlichkeit der Verfaſſer als ihren poetiſchen Sinn bewunderte, der ihm durch die zu gelehrte Ausführung niedergedrückt ſchien, wollte er ſeine eigene Kraft an einem ähnlichen Werke erproben, und darin vielmehr die innere als die äußere Form der Griechiſchen Stücke nachzubilden verſuchen. Den Chor glaubte er zwar beybehalten zu müſſen, hielt es aber nicht für nöthig, ihm eine ſtrenge ſtrophiſche Form zu geben, und vertheilte ihn zwiſchen die Acte, indem er ſich während der Handlung ſelbſt mit der Chorführerinn Clitandra begnügte, den Chor ſelbſt aber kaum redend einführte. In Übereinſtimmung mit den Chorgeſängen waren auch Stellen höherer Leidenſchaftlichkeit, innigerer tieferer Empfindung, in einer von dem zum Geſpräche angewendeten Verſe verſchiedenen Versart ausgeführt. Zu dem Geſpräche ſelbſt hatte er den fünffüßigen Jambus aus der Urſache gewählt, weil ihm der Trimeter im Deutſchen viel zu wenig beflügelt erſchien, und er viel-

mehr zu ſagen pflegte, der Deutſche Trimeter krache und knarre unter der Laſt ſeines traurigen Gewichtes. Die Poeſie ſelbſt aber, meinte er, müſſe durchaus von Griechiſcher Geſinnung ausgehen, und nicht allein die Art ihrer Kunſtanſicht, ſondern der Anſicht des Lebens ſelbſt unzweydeutig dargelegt ſeyn. In dieſer Vorausſetzung, unter dieſen Voranſichten wurde die Polyxena geſchrieben, und er ging, was die Beybehaltung Helleniſcher Geſinnung betraf, hierin vielleicht zu weit, indem er den Opfertod der Polyxena zur Beförderung der Abfahrt der Griechen als ein nothwendiges Mittel aufführte, über die Rechtlichkeit desſelben ſo gar die Griechiſchen Helden unbefangene Geſpräche halten läßt, und nicht befürchtete, daß dieſer Gefühlweiſe die Empfindung der Zuſeher widerſprechen möchte. Wenn der Dichter hier ganz offen die Partey der Hellenen hielt, ſo hatte Euripides ſchon in ſeinem Zeitalter und vor Helleniſchen Zuſehern vorſichtiger die Partey der Unterdrückten genommen, und dem Mitgefühle freyere Bahn geöffnet. Den unangenehmen Eindruck, den dieß hervor bringen konnte, glaubte er aber dadurch ganz beſeitigt zu haben, daß dieſer Opfertod eigentlich ein Werk der Liebe des bey den Göttern ſeiner Polyxena harrenden Achill, und vorzüglich ein Werk der Polyxena ſelbſt iſt, die ſchon bey Eröffnung des Trauerſpiels den geliebten Schatten durch Sühnopfer ehrt, und ihn auffordert, ſie zu ſich hinüber zu nehmen, und deutliche Zeichen der Erhörung empfängt. Die Griechen erſcheinen daher in ihrem Beginnen nur als Werkzeuge einer höheren Gewalt, zwar ihren eigenen Geſinnungen gemäß handelnd, deſſen ungeachtet

aber nur als Mittel zum höheren Zwecke, der Vereinigung Achills mit Polyxena, in Thätigkeit gesetzt.

Wenn nun aber bey dramatischen Darstellungen des Römischen Lebens der Künstler zwar reichlichen Stoff zu dessen anschaulicher Wiedererweckung in der Geschichte vorfindet, in Hinsicht der Kunstform aber bis zur Sprache und dem Ausdrucke herab sich ganz frey und unabhängig fühlt, so hat im Gegentheile bey Darstellungen des Helleniſchen Lebens die große Kunstform des alten Trauerspiels auf den Deutschen von je her einen so gebiethenden Einfluß behauptet, daß er sich ihr nicht ganz entziehen konnte. Für jene nun, welche mit dieser alten Literatur unbekannt sind, erhalten dergleichen tief aus der innersten Individualität, selbst bis auf einzelne Zufälligkeiten der Form, geschöpften Werke etwas durch ihre Fremdartigkeit Zurückstoßendes. Collin hatte sich zwar vor dieser Klippe, an welcher der öffentliche Beyfall scheitern konnte, so viel möglich zu hüthen gesucht, ganz aber konnte und durfte es ihm selbst nicht gelingen, wenn sein Trauerspiel den Werth einer wahren Darstellung des gewählten Stoffes behaupten sollte. Die Schauspieler hätten freylich durch ein angemessenes Spiel diesem Übelstande gänzlich abhelfen können; sie vergrößerten ihn aber vielmehr, weil sie sich in diesem Stücke auf einmahl in ein ihnen fremdartiges Gebieth geworfen sahen. Es kam hier nicht allein auf die Darstellung der Charaktere an, wovon wenigstens jene der Polyxena, des Odysseus und der Cassandra richtig und schön gegeben wurden, sondern wenn nicht ein durchaus aus ein und demselben Gesichtspuncte ge-

leitetes Spiel aller Künſtler zu einem reinen Ganzen der Darſtellung zuſammen wirkte, mußte dieſe Darſtellung ſelbſt mißlingen. Es konnte aber von einem ſolchen Zuſammenwirken nicht die Rede ſeyn, weil die meiſten der Mitſpielenden nur das Gefühl einer fremdartigen unbegriffenen Exiſtenz auf die Bühne brachten. Dieß ward vorzüglich an Brockmann anſchaulich, der den Seher Kalchas gab, aber weit entfernt, auch nur in die Eigenthümlichkeit ſeiner Rolle einzudringen, in einer pomphaften Sprache Declamationen hielt, den Körper, wie ſchwebend, auf den Spitzen der Füße wiegte, alle durch das Versmaß als lyriſch bezeichnete Stellen aber in einem verfehlten Kanzelvortrage eintönig abſang. Es war ein Mißgriff, zu welchem dieſer Meiſter gewiß nicht herab geſunken ſeyn würde, wenn ihm das höhere Seyn eines Helleniſchen Sehers und die Eigenthümlichkeit der Sprache nicht ganz fremdartig geweſen wären. Einen, zwar nicht ſo ſchlimmen, Mißgriff machte die verdiente Rouſeul in der Rolle der Hekuba; viel zu ungebunden im Ausdrucke der Leidenſchaft, überließ ſie ſich ganz der an ihr als Atilia bewunderten Heftigkeit, und riß dadurch den Charakter der Hekuba aus der gemäßigteren Natur dieſes Werkes heraus, eine vereinzelte Erſcheinung, die zu keiner der übrigen paſſen wollte, grell und beleidigend hinſtellend. Durch eine ganz proſaiſche Darſtellung, welche die prunkvolle Declamation nur noch auffallender machte, ging der Charakter des Neoptolemos, der die feinſte Zartheit der Behandlung erfordert hätte, zu Grunde; die Erſcheinung des Achilleus endlich, welchem die übel be-

ſorgte Maſchine nur unter Knarren und Krächzen des Räderwerks herauf zu kommen erlaubte, konnte den ungünſtigen Eindruck des Ganzen nicht vermindern. Collin war über die wenig erfreuliche Aufnahme ſeines Trauerſpieles zwar betroffen, doch aber durch den Beyfall derjenigen, deren Urtheil er vorzüglich ſchätzte, getröſtet; er ſelbſt war ſich bewußt, an dieſem Werke mit weit größerer Beharrlichkeit, als an den beyden früheren, gearbeitet zu haben, er hatte ſo viele Sorgfalt, ſo viele Liebe zu dem Werke gebracht, ſo durchgängige Begeiſterung bey der Ausführung der Dichtung gefühlt, daß er durch die Verſagung des allgemeinen Beyfalls nicht einer Schöpfung abgeneigt werden konnte, die er auch noch in ſpäterer Zeit für ſeine gelungenſte erklärte. An Zartheit der Behandlung geht ſie auch gewiß ſeinen übrigen Werken vor; und da er ſich bewußt war, hier zuerſt ganz ohne fremdartiges Intereſſe dem Schönen allein um ſeiner ſelbſt willen gehuldigt zu haben, betrachtete er das Trauerſpiel Polyxena gleichſam als das Zeugniß ſeines Berufs zum Dichter. Er legte von da an auf ſeine beyden früheren Werke, ins beſondere auf Regulus, weniger Gewicht, er ſchrieb den Beyfall, den erſterer erhalten hatte, größten Theils dem intereſſanten Stoffe zu, und verleitete manche, die ihn ſo reden hörten, ihm beyzuſtimmen. Es war damahls der ſonderbare Irrthum in der Abſchätzung der Kunſtwerke eingetreten, vermöge welchen man auch die vom Künſtler geſchaffene Handlung von der Ausführung derſelben trennen zu können vermeinte, und mit Nichtberückſichtigung der erſteren alles Gewicht auf die Ausführung legte,

in der ſich allein der Künſtler bewähre. Wie aber in der Natur die Form immer nur durch den Stoff ſichtbar wird, kein Stoff aber ohne Form da ſeyn kann, und nur durch die innigſte Verſchmelzung beyder vollkommenes Daſeyn wirklich wird, ſo auch in der Kunſt. Die Beſchränkung auf die Ausführung erzeugt wohl kunſtvolle Abſichtlichkeit der Dichtung, iſt aber nicht ſelten ein Hinderniß einer tieferen Begründung derſelben. Manche derjenigen, die ſich für Nachahmer Göthe's halten, ſind dadurch in Seichtigkeit und Fläche der Darſtellung gerathen. Collin ſelbſt war das Unrecht, das er ſich durch die Nichtachtung ſeines Regulus gegen ſeinen eigenen Genius erlaubte, ſchon darum zu verzeihen, weil es keinem gegeben iſt, ſich ſelbſt, ſein Vermögen, ſeine innerſte Eigenthümlichkeit zu ergründen; Fremden ſollte dieß an Fremden leichter fallen. Ohne Zweifel war die Idee des Staates und der Bürgerpflicht der begeiſternde Mittelpunct aller Schöpfungen des Verfaſſers des Regulus; gerade in dieſem Trauerſpiele aber hatte, wenn auch im Einzelnen der Ausführung ſchwächer wie in ſpäteren Werken, dieſe Idee ſich am klarſten, hellſten, glänzendſten ausgeſprochen. Mit der Verwerfung des Regulus war Collin der dramatiſche Dichter ſelbſt auf die Seite geräumt.

Die Vollendung der Ausführung, die Zartheit der Charakteriſirung, welche Polyxena bey genauerer Bekanntſchaft dem Leſer werth machen, vollendeten auch die Achtung für Collin in dem Herzen ſeiner Freunde. Wenn er deren viele beſaß, ſo durfte er ſagen, er habe ſich dieſelben

nur durch Verdienst erworben. Besonders schätzbar war ihm die genauere Bekanntschaft des Hofraths von Genz, der später sein warmer Freund wurde, durch dessen Ansichten er seine eigenen vielfach bereicherte, und welchen er andern Freunden immer als das seltene Beyspiel eines Mannes anpries, der nach Einem großen Zwecke des Lebens alle Kraft seines Daseyns in unverwandter Richtung hinlenke. So wurde ihm auch der Legationsrath von Merian durch die Vortrefflichkeit seines Charakters und seine mannigfaltigen Kenntnisse ein sehr geehrter Freund; den nun hinüber gegangenen Hofsecretär Armbruster schätzte er um seiner Rechtlichkeit, Geradheit und Aufrichtigkeit willen, und ward auch von ihm wahrhaft geliebt und geachtet. Die freundschaftlichen Rathschläge, welche ihm der Regierungsrath und Börsecommissär Wöber, der Professor Haschka, welche ihm der Hofprediger Raimund Zobel und manche andere geehrte Männer bey Durchlesung seiner Manuscripte ertheilten, pflegte er mit dankbarer Sorgfalt zu würdigen und zu benutzen. Erheiternd für sein Leben selbst war ihm die Bekanntschaft im Hause des Herrn Regierungsraths Pichler, den er als einen einsichtsvollen Staatsbeamten, so wie als gründlichen Verehrer der Kunst schätzte, für dessen Gattinn, deren Dichtungen seit lange seine Aufmerksamkeit erregt hatten, er die aufrichtigste Hochachtung und wahrhaft freundschaftliche Gefühle hegte. Dort pflegte er in Gesellschaft mit andern Freunden der Kunst manche Abendstunden in geistreicher Unterhaltung hinzubringen; dort ins besondere übte er die an ihm geschätzte Kunst des Vortrags

an Werken unſerer erſten Dichter. Er hat im letzten Jahre ſeines Lebens eine ſeiner vorzüglichſten Oden dieſer Dichterinn gewidmet, und dadurch die Achtung, welche er für ſie fühlte, vor der Welt bekräftiget.

Das Trauerſpiel Polyxena erſchien zugleich mit Coriolan erſt im Jahre 1804 im Drucke; bey der Aufführung hatte Collin die Chöre, welche anfänglich der k. k. Hofcapellmeiſter Salieri in Muſik ſetzen ſollte, ganz weggelaſſen. Er war ſehr erſtaunt, als er in demſelben Jahre, in welchem dieſes Stück zur Aufführung kam, auch in Schillers Braut von Meſſina daſſelbe Beſtreben bemerkte, den Chor der Alten wieder in das Trauerſpiel einzuführen. Dieſer vorzüglichſte Gründer des Deutſchen Trauerſpieles hatte ſeit einigen Jahren eine Reihe neuer Schöpfungen an's Licht gefördert; Collin bewunderte den immer neuen Gang ſeines Geiſtes, die Gründlichkeit ſeines Verfahrens, dieſe nimmer ermüdende Bearbeitung ſeiner ſelbſt, das ſchönſte Zeugniß ſeines edlen Beſtrebens. Er war ihm Leiter ſeiner eigenen Studien geworden. Deſſen theoretiſchen Unterſuchungen über naive und ſentimentale Dichtung, über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen blieben ihm lange fremd; bey der erſten Bekanntſchaft mit denſelben fühlte er ſich ſo gar durch die ihm dunkle Sprache zurück geſtoßen, und glaubte wenig Ausbeute darin zu finden. Später ward er hierüber einer anderen Meinung, und fand ſeine eigenen Überzeugungen in dieſen Schriften, nur aber tiefer begründet, ausgeſprochen. Dieſe Entdeckung ſelbſt näherte ihn unwillkürlich den Schriften der ſo genannten neueren Schule, die er bis jetzt

als Verſuche, unerhörte Dinge zu ſagen, wobey es den Verfaſſern mehr um Glanz als um Gründlichkeit zu thun geweſen ſey, wenig beachtet hatte. Er las die Charakteriſtiken und Kritiken der Herren Schlegel, und war nicht wenig erſtaunt, in den Aufſätzen Auguſt Wilhelms eine ſo beſonnene Klarheit der Darſtellung zu finden, da er bisher immer geglaubt hatte, er beſtrebe ſich, alles in Dunkel und Unverſtändlichkeit einzuhüllen, um den Leſer zu verwirren. Friedrich Schlegels Werk über Leſſing aber erfüllte ihn mit Hochachtung für den tief eindringenden Scharfblick dieſes erſten Forſchers im Gebiethe der Kunſt; und wenn er gleich beyden Brüdern damahls noch wenig geneigt war, fing er doch an, über ihre wiſſenſchaftlichen Bemühungen eine von ſeinen vorigen Meinungen ganz verſchiedene Überzeugung zu gewinnen. Er klagte nun ſehr über die vorſchnelle Kühnheit der Menſchen, die ſich Urtheile über Gegenſtände erlaubten, die ſie gar nicht einmahl geſehen hätten, welche über Philoſophie und Kritik aburtheilten, ohne auch nur ihre erſten Elemente zu kennen. Wie ſehr die Kunſt ein Gegenſtand des tiefſinnigſten Forſchens der Wiſſenſchaft unter den Neueren werden müſſe, wurde ihm täglich klarer; und in der That, wenn ſie jemahls unter den Deutſchen zur vollen Blüthe gedeihen ſoll, wird ſie es nur den Vorarbeiten der Wiſſenſchaft danken. In ein künſtliches Leben aus dem ſchuldloſen Zuſtande jüngerer Völker herab gezogen, von deſſen vielfältigen Verzweigungen überall umſtrickt, iſt es nicht mehr möglich, Naturdichter zu ſeyn, da uns der Naturſtand mit den ihn begleitenden Gefühlen ſelbſt etwas

Fremdes geworden. Wie aber der Christ durch die Lehre der geheiligten Religion die Sittlichkeit in sich aufbauet, und in einer verderbten Umgebung ein reines Daseyn sich erhält, so mag auch derjenige, der die Gabe der Kunst in sich fühlt, durch die unendlichen falschen Richtungen des Zeitgeschmackes nur an der Hand der Wissenschaft, die ihn über sich und die Welt aufklärt, zu jenem erhabenen Standpuncte gelangen, von wo aus er das Daseyn klar überblicken kann, um es in kühnen Nachbildungen in ursprünglicher Schönheit neu zu entfalten. Daß auf diesem Wege vielfältige falsche Versuche den wahren vorausgehen müssen, daß zu Zeiten Ungeheuer der Verbildung sich für wahre Schönheit geltend zu machen suchen, ist etwas, was uns wohl an unsere Gebrechlichkeit erinnern, nicht aber die einmahl erregte Thätigkeit hemmen darf. Denn weit mißlicher stand es um uns zu jener Zeit, wo der Deutsche, einem blinden Nachahmungstriebe folgend, sich an die seiner Natur ganz entgegen gesetzten Französischen Werke der so genannten schönen Literatur anschloß, ohne auch nur einiges Verdienst eigener Schöpferkraft zu zeigen, oder als er, dem nur halb verstandenen Alterthume folgend, traurige Zwittergestalten hervor brachte, die wohl von der Beschränktheit seines Auffassungsvermögens, von eisernem Fleiße der Nachahmung, nicht aber von dichterischem Geiste zeugten.

Schillers Braut von Messina glaubte Collin ganz ungescheut für die mißlungene Frucht einer zu einseitigen Speculation erklären zu können; er hat hierüber mehreres niedergeschrieben, was zerstreut im fünften Bande seiner Wer-

ke befindlich ist, so daß es unnütz wäre, sich hierüber weitläufiger zu verbreiten. Lächerlich aber schien ihm, als dieses Trauerspiel später hin auf der Wiener Hofschaubühne gegeben wurde, die Art, wie man hier den Chor behandelte. Daß die großen Stellen des Chors immer von den Chorführern — hier durch die Herren Lange und Brockmann vortrefflich besorgt — her gesagt wurden, schien ihm zwar sehr gut gethan; einen um so widerwärtigeren Eindruck machte aber auf ihn die Art, wie der Refrain oder auch kleinere Stellen von allen Personen des Chors im Zeitmaße zugleich hergesagt wurden. Diese Art, den Chor zu geben, welche auch auf andern Deutschen Bühnen üblich ist, zeigt, wie wenig man noch überhaupt über die Grenzen der Declamation im Klaren ist; sonst wäre es nicht möglich, etwas Undenkbares, daß nähmlich mehrere Menschen den zu gleicher Zeit gehegten Gedanken auch zugleich und alle mit denselben Worten äußern, ausführen zu wollen. Was dem Gesange erlaubt ist, darf es nicht dem Vortrage der Rede werden. In unsern Opern hören wir täglich mehrere Personen zu gleicher Zeit das Gleiche singen, ohne beleidigt zu werden, in unsern Trauerspielen — denn man hat diese unglückliche Methode des Vortrags auch bereits auf andere Werke übertragen, und läßt in dieser Art große Volksmassen auf einmahl sprechen — in unsern Trauerspielen aber hört kaum ein Vernünftiger solche vielzüngige Rede, ohne zu glauben, er sehe eine Schar geistesverwirrter Menschen vor sich. Bey genauerer Betrachtung der Sache kann aber dieses so verschiedene Vermögen beyder Künste nicht befremden.

Weil die Dichtkunſt ſich des Organs der Sprache bedienen muß, kann ſie nur das im Gebiethe menſchlicher Rede Darſtellbare zu geben im Stande ſeyn. Die Muſik hat ein ganz anderes Organ der Mittheilung, da ſie unmittelbar die Gefühle durch Naturlaute ſelbſt darſtellt, und mit der geheimſten Verbindung der Töne auch den tiefen Zuſammenhang menſchlicher Gefühle zugleich auffaßt und wieder gibt. Sie beſtrebt ſich daher im Geſange nicht, wie Einige glauben, die Worte des Dichters in die Sprache der Muſik zu überſetzen, ſondern nur dieſelbe Grundidee, dieſelbe Empfindung, welche der Dichter durch die Sprache ausdrückte, auf ihre eigene Weiſe, nach den heiligen Geſetzen der durch die ganze Natur verbreiteten Harmonie der Töne wieder neu zu erſchaffen. Sie wird daher, wenn ſie ſich im Geſange mit der Dichtkunſt verbindet, nicht Dienerinn derſelben, ſondern dieſe wird vielmehr ihre Erklärerinn, Erläuterinn. Sie mag allerdings vielſtimmige Einheit bis zum Chorgeſange großer Menſchenmaſſen durchführen und ſiegreich behaupten, weil ſie nur jene tiefe, in allen Herzen möglicher Weiſe gleich begründete Harmonie der Empfindung aus der Bruſt des Sängers herauf ruft. Nicht alſo der Dichter, welcher die durch freye Willkür in jedem Einzelnen nach verſchiedener Eigenthümlichkeit gebildete Rede nicht einer ganzen Maſſe von Einzelnheiten aufzwingen kann, ohne die Idee der menſchlichen Freyheit überhaupt zu verletzen. Wenn wir dieſes in Opern oder in Griechiſchen Trauerſpielen bey der Durchleſung nicht allein dulden, ſondern bewundern, ſo müſſen wir die Urſache nicht allein darin ſuchen, weil ein Chor auf dem

Papiere leichter als auf der Bühne wie eine aus untrennbaren Wesenheiten bestehende Einheit betrachtet werden kann, wo der Eindruck der körperlichen Anwesenheit vieler Menschen ihre gesonderte Wesenheit zu lebhaft versinnlicht, sondern vorzüglich darin ist dieser Grund der Duldung zu finden, daß wir die Musik, für welche wir den Chor bestimmt fühlen, in Gedanken voraus setzen, und ihn in unserer Empfindung aus dem Gebiethe der Sprache in jenes der Musik hinüber tragen.

Collin fand zwar, daß Schiller sich sowohl durch die Dichtung der Braut von Messina auf Abwegen verirrt hatte, als auch, daß er durch die diesem Trauerspiele beygefügte Vorrede sich selbst für die Zukunft zu enge Fesseln anlegte, weil er den Chor dem Trauerspiele als unerläßliche Pflicht aufzwingen wollte. Er war daher sehr begierig auf Schillers nächstes Werk, und glaubte, als Wilhelm Tell unter dem Titel eines Schauspiels ohne Chorbegleitung erschien, daß der Dichter sich hier mehr nur durch den äußeren Klang der Benennung, als in der That aus der Verlegenheit geholfen habe. Dieses Werk erschien ihm zwar seiner Anlage nach mehr ein dramatisirtes Epos als ein eigentliches Drama, er fühlte aber dafür die höchste Bewunderung; denn Charakterisirung und Sprache, wie sehr auch der Vers selbst vernachlässigt war, zeigten den großen Dichter in einer ganz neuen Gestalt. Die Jungfrau von Orleans hielt er aber für das größte Werk dieses reichen Genius wegen der Tiefe und Fülle der darin waltenden Begeisterung. Dieser Meister ward ihm mehr und mehr so ver-

ehrenswerth, daß er sich ganz zu ihm hingezogen fühlte, und auch Werke, die er vorher wohl geachtet, aber nicht so genau berücksichtiget hatte, mit neuem angestrengtem Studium vornahm. Er declamirte seinen Freunden gern große Stellen oder ganze Scenen aus den einzelnen Trauerspielen; wie sehr er ihre Schönheit fühlte, zeigte die machtvolle Begeisterung seines Vortrags selbst, und es ist vielleicht nicht möglich, etwas Größeres zu hören, als seinen Vortrag der Scene zwischen König Philipp und dem Großinquisitor. Seine eigenen Werke trug er seltener mit Glücke vor, und verfiel gewöhnlich in eine gewisse singende, fast klagende Declamation, welche mehreren Dichtern eigen seyn soll, wenn sie ihre eigenen Werke vorlesen. Oft aber gab er auch seine Dichtungen, ins besondere die nicht dramatischen, mit hinreißendem Feuer. Herr Abbé Stadler entzündete seine hohe Begeisterung an solchen Vorträgen der Polyxena. Er componirte noch bey Lebzeiten des Dichters zwey lyrische Stellen des Kalchas und der Cassandra; nach dem Tode seines verehrten Freundes schuf er aus den Chören dieses Trauerspiels ein erhabenes musikalisches Meisterstück, welches ihm einen unbestreitbaren Ehrenplatz unter den größten Tonkünstlern aller Zeiten sichert.

Den Anfang des Jahres 1804 brachte Collin eben nicht mit größeren Ausarbeitungen, wohl aber mit poetischen Vorarbeiten hin, indem er einen von seinen vorigen Bestrebungen verschiedenen Weg einschlagen und versuchen

wollte, seine Dichtergabe auch im Felde neuerer Geschichte zu versuchen. Einige der zerstreuten kleineren Gedichte fallen gleichfalls in diese Periode, so auch ein kleines dramatisches Gemählde „der gestörte Abschied," zum Vortheile der verewigten Adamberger, den 22sten Hornung jenes Jahres auf die Bühne gebracht. Es wurde in die Sammlung seiner Werke nicht aufgenommen, weil er nie Willens war, es im Drucke erscheinen zu lassen. Er hat sich hierüber selbst in dem, dem fünften Bande der Werke einverleibten, Aufsatze „Adamberger und ihr Abschied von der Bühne" erklärt. Wem die dort unbedingt geäußerte Bewunderung, welche er dieser Schauspielerinn so freygebig zollte, überhaupt Verdacht gegen die Echtheit seiner Ansicht geben könnte, dem wird die Versicherung, daß jeder Kenner der Schauspielkunst, der diese einzige Künstlerinn je zu sehen das Glück hatte, seine Bewunderung eben so unbedingt aussprach, diesen Verdacht benehmen. Sie und die selige Roose sind vielleicht die einzigen vollendeten Kunsttalente gewesen, welche unter den Frauen in neueren Zeiten die Bühne betraten; erstere hatte aber vor der letzteren den Vorzug einer gereiften Erfahrung. Erst durch dieses kleine Stück „der gestörte Abschied" machte Collin ihre nähere Bekanntschaft; er ward, als er sie hier im Kreise ihrer geliebten Kinder die Pflichten der Mutter und Hausfrau üben sah, noch mehr von Verehrung für sie durchdrungen. Als sie bald nach jener kleinen Theaterfestlichkeit starb, glaubte er ihr Andenken am schönsten zu ehren, wenn er die Vormund-

ſchaft über ihre minderjährigen Kinder übernähme. Er ſah ſich zwar ſpäter wegen zu gehäufter ämtlicher Arbeit genöthigt, dieſe Vormundſchaft einem nahen Verwandten abzutreten; der Theilnahme an dem Looſe ſeiner ehemahligen Mündel glaubte er ſich nicht entbunden. Er erkannte früh das ſeltene Talent der Dlle. Antonie Adamberger für die Schaubühne, und beſtrebte ſich, ihre erſten noch ſchwankenden Verſuche durch ſeinen freundſchaftlichen Rath zu leiten, und ihren ſchönen Eifer für die Kunſt durch ſtäte Hinweiſung auf das große Ziel ihrer Beſtrebungen noch mehr zu entflammen.

Sehr hatte Collin auch den Tod der Schauſpielerinn Nouſeul bedauert; denn er verehrte ſie mit uneingeſchränkter Hochachtung. Er verdankte ihr einen Theil des Beyfalls, womit das Publicum ſein erſtes Auftreten als tragiſcher Dichter willkommen hieß. Sie war ihm ins beſondere ſeit früher Jugend in ſo manchen Darſtellungen das Ideal ſtrenger mütterlicher Tugend und weiblicher Seelenſtärke geworden; er fand den Platz, den ſie auf der Bühne behauptet hatte, durch ihren Tod leer und für lange Zeit unausfüllbar. Er ſah mit ihr ſeine eigenen Werke verwaiſet. Wie ſehr er ſie ſchätzte und ihre Kunſttalente verehrte, zeigt ſowohl das ſchöne Gedicht „Nouſeuls Schatten", als auch ein eigener ihr gewidmeter Aufſatz.

Im Sommer dieſes Jahres, den Collin, ſo ſehr es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten, in dem Hauſe ſeines verehrten Oheims, des Profeſſors Collin, zu Penzing zubrachte, wo er an der Seite ſeiner Gattinn auch den Umgang ſei-

ner Schweſter Eliſabeth, mehr als ihm ſonſt möglich war, genoß, reifte bereits ſein Trauerſpiel „Balboa" zur Ausführung, und er verwendete alle Zeit, die er nur immer ſich abgewinnen konnte, auf dasſelbe. Wie ihn ſelbſt die Idee des Werkes hoch begeiſtert hatte, glaubte er auch, daß ſie ihre Wirkung auf den Hörer oder Leſer nicht verfehlen werde. Gewiß hatte er ſehr glücklich Liebe, Ehre und Religion als die Haupttriebfedern einer Handlung in Bewegung geſetzt, die zu einer Zeit ſpielte, wo der Menſch durch dieſe hellen Sterne ſein Schickſal mehr wie jetzt leiten ließ. Die zwar nicht reiche, doch in ſchönen Gegenſätzen gehaltene Charakteriſtik konnte ihre wohlberechnete Wirkung nicht verfehlen. Dieſes Trauerſpiel kam zu Wien den 16ten März 1805 zum erſten Mahle auf die Bühne, und ward mit Beyfall aufgenommen. Über die lange Dauer des Stückes, ſo wie über die Gedehntheit der letzten zwey Aufzüge klagte das Publicum aber, und, wie der Dichter ſelbſt einſah, mit Recht. Die Länge der Dauer glaubte er zwar nicht ſich zuſchreiben zu dürfen, da dieſes Stück kürzer als ſeine früheren war; ganz aber glaubte er den zweyten Vorwurf auf ſich nehmen zu müſſen, weil das treffliche Spiel der Herren Lange und Koch, ſo wie der Madame Rooſe, dieſem Gebrechen weit eher geſteuert, als es vermehrt hatte. Die Scene ſelbſt, in beyden Acten eine nächtliche durch eine Lampe ſpärlich erleuchtete Höhle, ſtimmte ſchon das Gemüth des Zuſehers zu düſter, um zwey Acte hindurch willig darin feſt gehalten werden zu können. Ferner hatte Collin die Handlung beyder Acte größten Theils darauf be-

schränkt, die verlorne Ruhe der Seele in dem Herzen der beyden Liebenden unerschütterlich wieder fest zu stellen; das Loos des Helden war bereits im dritten Acte entschieden, und schwankte in den beyden letzten kaum zwey Mahl unentschieden zu einer günstigeren Veränderung hinüber. Bey der Aufführung, durch den Eindruck, den dieß auf ihn selbst machte, von dem ungünstigen Erfolge überzeugt, nahm er sich vor, einen ganz neuen fünften Aufzug zu schreiben, wenn das Trauerspiel eine zweyte Auflage erlebte. Da er dieses nicht bewerkstelligte, hat nach seinem Tode auf Verlangen der Schauspieler, die das Werk wieder in die Scene setzen wollten, sein Bruder die zwey letzten Aufzüge für die Aufführung in einen verschmolzen; das Publicum hat sich mit dieser Veränderung zufrieden gezeigt.

In seinen bürgerlichen Verhältnissen behauptete Collin nun einen seinen Wünschen entsprechenden Platz; er war Hofsecretär bey der k. k. Credits-Hofcommission unter dem Präsidium des jetzigen Staats- und Conferenzministers, Herrn Grafen Carl von Zichy, geworden. Mit unermüdeter Thätigkeit arbeitete er unter der Leitung seines Hofraths, des jetzigen Herrn Vicepräsidenten von Barbier. Das Schicksal des Vaterlandes verflocht ihn aber dieß Mahl etwas enger, als sonst gewöhnlich den Privatmann, in die unseligen Windungen seines herben Looses. Der Krieg war wieder ausgebrochen. Es kamen die unglücklichen Tage von Ulm herbey, die Französische Heeresmacht näherte sich der Hauptstadt des Österreichischen Staates, die Stellen verließen Wien; Collin ward hier zurück gelassen. Im Monathe November, als

Se. Majestät der Kaiser sich noch in Brünn befand, handelte es sich darum, eine wichtige Nachricht dorthin zu überbringen, und man wählte Collin zur Ausführung dieses bedenklichen Geschäftes, von dessen Inhalte der Verfasser dieser Lebensbeschreibung keine Kenntniß besitzt. Obwohl die Sache mit Lebensgefahr verbunden war, erklärte sich Collin sogleich bereit, die Reise mitten durch die Feinde zu unternehmen. Es gelang ihm, seinen Auftrag zu vollziehen. Auf der Rückreise ward er aber von den Franzosen aufgefangen, nach Wien geschleppt, vor Hulin geführt, hierauf über Nacht bey einem Schneidermeister gefänglich verwahrt, unter Bedeckung nach Brünn zurück geführt und vor Berthier gebracht. Er konnte nie genug sagen, wie viel er auf diesen Reisen, anfangs aus Besorgniß, seinen Auftrag nicht vollziehen zu können, später, da ihm dieses geglückt war, durch die Mißhandlung der Franzosen und durch Entbehrungen jeder Art, ausgestanden. Marschall Berthier, der ihm nicht beykonnte, sagte ihm, er könne nun hingehen, wohin es ihm beliebe, verweigerte aber sowohl Pässe zur Rückreise, als einen Erlaubnißschein, durch welchen er in Brünn zu bleiben befugt wäre, ausfertigen zu lassen. Collin glaubte daher, es sey auf sein Verderben abgesehen, indem man ihn bald als einen verdächtigen Menschen, der sich über nichts befriedigend auszuweisen wüßte, nach Berthiers Entfernung nach der Strenge Französischer Willkür behandeln würde.

Aus dieser großen Verlegenheit half ihm, so zu sagen, die dramatische Kunst oder vielmehr der Umstand, daß der damahlige Director des Brünner Theaters, Herr Mayer,

vormahls Schauſpieler zu Wien, wo er im Regulus und im Coriolan nicht unbedeutende Rollen geſpielt hatte, Collin kannte und hochachtete. Dieſer liebevolle menſchenfreundliche Mann nahm ihn bey ſich auf, verbarg ihn einige Zeit, und gab ihm alles, was er bedurfte; denn Collin litt, wie an allem, ſo auch am Gelde Mangel. Als einmahl Franzoſen in's Haus kamen, um dem Director des ihnen nicht angenehmen Deutſchen Schauſpiels Grobheiten über dasſelbe zu ſagen, erblickten ſie dort auch Collin und fragten, wer denn dieſer ſey, den ſie noch nicht ſpielen ſahen. Mayer erwiederte, dieß ſey der Theaterdichter, worauf jene in unmäßiges Gelächter ausbrachen, daß ein ſo elendes Theater auch einen Dichter habe. Sie verließen das Haus erſt, nachdem ſie glaubten, ſich ihrer witzigen Einfälle über dieſen armen Teufel von Dichter hinlänglich entledigt zu haben. Collin ließ ſie lachen; er lachte noch mehr, wie ſie, in der Stille, und fühlte ſich ganz und gar nicht an ſeiner Dichter-Ehre gekränkt.

Nach wieder hergeſtelltem Frieden kehrte Collin zurück in die Hauptſtadt, von ſeinen um ihn ſehr beſorgten Freunden hoch willkommen geheißen, wohl auch vergnügt, ſich wieder im Kreiſe der Seinigen gerettet zu ſehen, aber über die traurige Lage ſeines Vaterlandes tief bekümmert, arm an guten Hoffnungen für die Zukunft, an der Pforte einer trübſeligen Zeit, in welche forſchend hinaus zu ſehen er kaum wagen wollte.

Drittes Buch.

Nach seiner Zurückkunft ward Heinrich Collin bey dem mit den Französischen Behörden zu St. Pölten eingeleiteten Ausgleichungsgeschäfte verwendet, und arbeitete dort mit rastloser Anstrengung. Er ward bald mit dem Französischen General-Intendanten, Herrn Daru, dem geschätzten Übersetzer des Horaz, bekannt, der ihn, als er vernahm, daß Collin der Verfasser des Regulus sey, mit Aufmerksamkeit behandelte, und sein Gespräch suchte. Collin erkannte in Daru einen vielseitig ausgebildeten Mann; wenn er aber gleich ein seltenes Vergnügen aus seinen Gesprächen zog, so konnte er doch niemahls die Idee beseitigen, daß er einen der Feinde seines Vaterlandes vor sich sehe. Er behauptete sich auch ihm gegen über in jener offenen Geradheit, die seinem Charakter immer eigen war, und glaubte hier eher etwas zu freymüthig als zu verschlossen seyn zu dürfen. So zog er einst, als auf Tacitus die Rede kam, eine sehr düstere Parallele zwischen der neuesten Regierung in Frankreich und der Herrschaft, welche der Römische Geschichtschreiber in so kühnen Zügen ausmahlte, und erklärte sich, daß, seit ihm die Geschichte des Tages selbst solch ein trauriges Bild der gesunkenen Menschheit liefere, er jenen Schriftsteller

nicht mehr zu leſen im Stande ſey. Er äußerte auch ſeine Meinung über die Franzöſiſche Kunſt ſehr freymüthig, und ſtattete ſie mit all jenen Gründen aus, die ihm ſeit früher Jugend eigen geworden waren. Als die dort geführten Geſchäfte beendigt waren, wurde (wie gewöhnlich nach diplomatiſchen Verhandlungen von den Regierungen den Geſchäftsführern Geſchenke gegeben zu werden pflegen) auch ihm eines, und zwar ein beträchtliches, angebothen, er aber weigerte ſich ſchlechterdings, es anzunehmen, ungeachtet man von Franzöſiſcher Seite ſich befremdet und beleidigt zeigte; er wollte kein Andenken ſo trauriger Arbeiten mit ſich nach Wien nehmen.

Das Betragen der Wiener, während der Anweſenheit der Franzoſen im Jahre 1805, war ganz geeignet geweſen, dieſen Achtung gegen ſie einzuflößen, welche ihnen auch der Franzöſiſche Kaiſer bey ſeinem Abzuge unzweydeutig erklärte. Weit entfernt, dem Feinde zu ſchmeicheln oder ihm knechtiſche Furcht zu zeigen, verbargen ſie, welche die großſprecheriſchen Franzöſiſchen Tagsbefehle öffentlich verlachten, nicht im geringſten ihre Anhänglichkeit und treue Geſinnung für den rechtmäßigen Landesherrn, deſſen Feinde auch die ihrigen waren. Von einem rühmlichen Gefühle der Sicherheit ihrer Exiſtenz, welche durch die Größe der Bevölkerung der Hauptſtadt verbürgt ſchien, geleitet, waren ſie freymüthig in ihrem Urtheile, entſchloſſen und feſt in ihrer Handlungsweiſe, wahre Herren auf eigenem Grund und Boden, wo ſie von fremder Gewalt kein Unrecht duldeten, ſondern jeden, der ſich dergleichen erlauben wollte,

gefänglich vor die Richter führten. Die Bürgerschaft hatte sich in militärische Corps formirt, und besorgte die innere Sicherheit der Stadt mit strenger Handhabung der ihr vertrauten Gewalt. Eben so sehr waren sie aber auch der Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegen die unwillkommenen Gäste bedacht, welche vermöge vertragsmäßiger Übereinkunft die Stadt in Besitz genommen hatten. Strenge Rechtlichkeit, männliche Fassung, bey niederdrückender Last der Gegenwart ein freyer Blick in Vergangenheit und Zukunft, und jene Heiterkeit der Seele, welche auch noch aus den nächsten Umgebungen des Leides Stoff zu gutmüthigem Scherze hervor sucht, waren ihnen auch in diesen verwirrten Verhältnissen, wie immer, eigen geblieben. Als nun der lange schmerzlich entbehrte Landesvater in diese Stadt der Treue und Anhänglichkeit zurück kam, schien es nicht, als wäre er von Unglück gebeugt, sondern vielmehr als wäre er von frohen Siegen zu noch froheren Triumphen in seine Hauptstadt zurück gekehrt. Auf Straßen und Plätzen wogte eine ungeheure Volksmasse; aus den Fenstern der Häuser bis an die Giebel beugte sich die freudig harrende Menge hervor, die Dächer selbst waren mit Menschen besetzt, und überall her erscholl der Zuruf rührender Bewillkommung und der unzweydeutigsten Liebe, aus der Brust vieler tausend von Thränen überraschter Menschen hervor stürmend. Dieß ist das große Vorrecht trefflicher Fürsten, daß sie erlittenes Ungemach dem Herzen der Unterthanen enger noch und inniger verbindet, und daß ihnen aus den Widerwärtigkeiten des Lebens selbst die Liebe des Volkes

heller, als sie diese sonst erkennen mochten, entgegen blüht. Die Prüfungen des Schicksals, welche im Laufe der Jahrhunderte die Länder treffen, haben immer das Edelste ihres Wesens aus der verborgenen Tiefe ihres Charakters zur kräftigen Thätigkeit hervor gerufen, und Selbsterkenntniß, die Werthschätzung angeborner Eigenthümlichkeit erst möglich gemacht. Seit dem Kriege vom Jahre 1805 schien es keinem Österreicher mehr zweifelhaft, daß man zur Rettung der Nationaleigenthümlichkeit, bey einst wieder drohender Gefahr, das Theuerste, ja das Leben selbst hinzugeben bereit seyn müsse, und daß es auf Erden keine heiligere Pflicht gebe, als Erhaltung und edle Sicherstellung des Vaterlandes.

Diese Gesinnungen, welche Heinrich Collin von je her genährt und auch in seinen Werken verbreitet hatte, waren jetzt in ihm durch die Erfahrungen des Lebens zu noch größerer Lebendigkeit erwachsen. Zu diesen gesellte sich aber nun auch ein tiefer Haß gegen die Unterdrücker der Völker aller Zeiten, welchen Geistern der Hölle, wie er sie nannte, er in der Geschichte nachspürte, um sich das bestimmteste Bild von ihnen zu vergegenwärtigen, und diesen Gegenstand seines Unmuths unter jeder Verhüllung, welche verschiedener Charakter der Zeiten und Nationen geben mochte, zu erkennen. Zugleich suchte er sich mit der Geschichte seines Vaterlandes vertrauter zu machen, nachdem er dessen innere Verfassung, so wie die vielfältigen Verzweigungen der Geschäftsführung durch mehrjährigen Fleiß und durch die Art seines Berufes selbst genauer und gründlicher erforscht hatte, als so viele, die sich darüber in öffentlichen Schriften zu reden gestat-

ten. Fuggers Ehrenſpiegel des Hauſes Öſterreich ward ihm ein ſehr geſchätztes, oft und wiederhohlt geleſenes Lieblingsbuch, das er in vieler Hinſicht für ein Meiſterwerk erklärte. Er dachte damahls bereits öfter daran, ein Trauerſpiel aus der vaterländiſchen Geſchichte zu ſchreiben; doch glaubte er ſich noch keinesweges hinlänglich dazu ausgerüſtet. Überhaupt ſagte ihm noch immer die neuere Geſchichte hinſichtlich der dichteriſchen Behandlung nicht ſo ſehr zu, wie die alte, und die vertraute Nähe ihrer Geſtalten wollte nicht recht in die ideale Form der Charaktere paſſen, welche er ſich bey ſeinen früheren Werken aus der alten Hiſtorie geſchaffen hatte. Wenn er im Balboa die Behandlung eines modernen Stoffes verſucht hatte, und ins beſondere mit der dort gewählten Charakteriſtik zufrieden war, ſo glaubte er doch ganz andere Wege einſchlagen zu müſſen, um ein wahrhaft lebendes Bild der neuen heroiſchen Welt vor den Zuſchauer oder Leſer zu führen. So glaubte er zuweilen den Charakter des Balhoa ſelbſt zu allgemein gehalten, und nur in jenem des Pedrarias die volle Kraft der Charakteriſirung entwickelt zu haben. Der Charakter der Maria, welcher ihm der in demſelben ausgeſprochenen Gefühle wegen beſonders werth und theuer war, ſchien ihm dennoch zu Zeiten jener Individualität zu entbehren, welche die Darſtellungen neuerer Charaktere in manchen Dichtungen der Deutſchen Kunſt ſo ſehr auszeichneten. Vorzüglich bewunderungswerth ſchienen ihm in Hinſicht auf Charakterbildung Herrn Werners Söhne des Thals, welche in der erſten Ausgabe noch nicht wie jetzt von ſchielenden myſtiſchen Beſtrebungen

ganz und gar verunstaltet waren. Auch in Werners Martin Luther, aus welchem er bald nach dessen Erscheinung ein sorgfältiges Studium gemacht hatte, bewunderte er die glückliche Anlage der Charakteristik, und rieth dem Verfasser, den er später persönlich kennen lernte, je mehr er durch diese vertrautere Bekanntschaft selbst von Achtung für ihn durchdrungen war, freymüthig und offen, wie er immer zu seyn pflegte, an, diesen doch nur ins Unwesentliche hinaus strebenden Mysticismus, der aller soliden Grundlage entbehre, zu beseitigen, und vielmehr von der Charakteristik im Trauerspiele auszugehen, worin er einen so hohen Grad der Vortrefflichkeit erreicht habe. So war er auch, bereits seit Herrn Merkels Schmähungen, auf Tieks Genovefa aufmerksam geworden, die er, nach vielfältigem Studium, mit Göthe's Faust als das tiefste Werk der Deutschen dramatischen Kunst betrachtete, auch, wenn man es in zwey Theile sondern wollte, nach geringen Veränderungen, gegen die Meinung selbst mancher Verehrer des Dichters, zur Aufführung geeignet fand. Der echt Deutsche Geist, der dieses Werk durchdringt, diese Fülle warmen Lebens, die es so herrlich macht, erfüllte ihn mit immer wachsender Bewunderung; er glaubte auch ganz klar zu erkennen, daß ohne diesen Vorgänger Schillers Jungfrau von Orleans nie entstanden wäre. Diejenigen, welche auch noch in so später Zeit das Daseyn einer romantischen Poesie läugnen wollten, pflegte er vorzüglich auf Tieks Genovefa zu verweisen; und je weniger er selbst anfangs dieses Werk ergründet hatte, desto bestimmter äußerte er in der Folge die Meinung, daß

nur Verbildung oder einseitige Bildung des Geschmacks den Eingang in diesen offenen Tempel des Schönen verwehren könnte.

Nicht aber alles, was Heinrich Collin an andern bewunderte, glaubte er auch sich selbst erlaubt, sondern pflegte überhaupt zu sagen: daß jeder die ihm eigenthümliche Grundanlage der Kunstfertigkeit genau erforschen, und der erkannten durch die ganze Folge seines Lebens getreu bleiben sollte. Am wenigsten hielt er es für recht, wenn ein Künstler in irgend einer Form der Kunst arbeitete, die ihm noch nicht eigentliches Bedürfniß der Darstellung geworden war. Es war ihm daher die Wuth, mit welcher manche neuere Dichter sich in die Empfindungsweise eines andern Zeitalters unseres Vaterlandes, so zu sagen, hinein spornten, vor allen verhaßt. Dergleichen Dichtungen pflegte er als ein offenes Bekenntniß der Armuth ihrer Verfasser zu betrachten, die in sich selbst keinen eigenen Fond der Empfindung aufgefunden, und darum allein sich zur Nachäffung fremder herbey gelassen hätten. Wenn er daher, wie er damahls, besonders durch das eifrige Zureden des Freyherrn von Hormayr bewogen, bereits entschlossen war, einen Stoff aus der vaterländischen Geschichte, oder wenigstens aus der neueren Zeit, mit Anstrengung aller ihm gegebenen Kraft zu bearbeiten, so wollte er doch auf alle Fälle sich selbst getreu bleiben, keine fremde Kunst nachahmen, nirgends nach ihm selbst nicht eigenthümlichen Zwecken streben, sondern nur ein aus seiner innersten Eigenthümlichkeit hervor gegangenes Werk schaffen.

Unter den Begebenheiten der vaterländiſchen Geſchichte ſchien ihm Ottokar von Böhmen ein ſo herrlicher tragiſcher Stoff, daß er ihn wohl ohne weiteres jedem andern der neueren Geſchichte zur Bearbeitung vorgezogen haben würde, wenn ihm nicht noch manches aus jenem Zeitalter zu dunkel geweſen wäre, worüber er ſich erſt eine gründliche Aufklärung verſchaffen wollte. Von den großen Gegenſätzen der beyden Hauptcharaktere, Rudolphs von Habsburg und Ottokars, verſprach er ſich die größte Wirkung. Die Gemahlinn Ottokars glaubte er, ohne ſich einer Nachahmung ſchuldig zu machen, als eine zweyte Lady Macbeth behandeln zu ſollen; Ottokarn ſelbſt wollte er im Verhältniſſe zu ihr als einen vom Bewußtſeyn böſer Schuld tief daniederdrückten Mann darſtellen, der in der unlieben Erſcheinung dieſer ſeiner zweyten Gemahlinn eine für ſeine Verſündigung an der erſten Gattinn ihm auferlegte Bürde und Schmach des Lebens erkannte. Dieſer Idee iſt er auch ſpäter bey dem Entwurfe des Heldengedichtes „Rudolph von Habsburg" treu geblieben. So herrlich und für die Kunſt überhaupt geeignet ihm aber auch immer die Geſchichte des öſterreichiſchen Staates erſchien, ſo glaubte er doch noch damahls für das Trauerſpiel wenig Ausbeute in ihr zu finden. Für das hiſtoriſche Schauſpiel erkannte er ſie wohl reich an in jeder Hinſicht günſtigem Stoffe, er hielt aber damahls das hiſtoriſche Schauſpiel mehr für eine Abart als für eine wirkliche Gattung der dramatiſchen Kunſt, und wollte, zwar mit aller Anerkennung der Genialität in Shakſpeare's Schöpfungen, eine eigene Abhandlung gegen dasſelbe verfaſſen. Ei-

nige seiner Ideen über diesen Gegenstand sind im fünften Bande der Werke, besonders in den aphoristischen Gedanken über verschiedene Gegenstände der dramatischen Kunst, über Einheit des Orts und der Zeit im Drama, über den Chor, über die Charakteristik im Trauerspiele, zerstreut anzutreffen. Vorzüglich glaubte er dem historischen Schauspiele den Mangel strenger Einheit, welche es nie zu erreichen im Stande sey, vorwerfen zu können, und behauptete, daß es unter dem angehäuften Stoffe erliege, und sich im Ganzen seines zu weit ausgedehnten Baues nicht auf jener Höhe erhalte, welche die Würde und Erhabenheit der tragischen Muse forderen.

Sein Bruder, dessen Ansichten hierüber gerade die entgegen gesetzten waren, hatte während der Anwesenheit der Franzosen in Wien sein später in Cotta's Verlage erschienenes Schauspiel „Bela's Krieg mit dem Vater" geschrieben, und ihm bey seiner Zurückkunft damit eine Überraschung bereitet. Dieses Stück, welches ganz der historischen Behandlungsart folgte, und gerade auf den Gegensatz der eigentlichen Tragödie, selbst mit Einführung einiger an die Charakterbildung des Lustspiels grenzender Personen hinstrebte, war freylich nicht in dem Style geschrieben, den sich Heinrich Collin nun bereits in mehreren durchdachten Werken eigen gemacht hatte; dennoch fand es, mit Ausnahme einiger Scenen, die er jedoch für unvermeidliche Folgen der historischen Behandlung hielt, seinen Beyfall. Er glaubte dem Schauspiele auch eine günstige Aufnahme versprechen zu dürfen, und bestrebte sich, wiewohl vergebens, es auf

die Bühne zu bringen. Gerade aber die Charakteriſirung, welche ſo vielen Anſtoß fand, hatte ins beſondere ſeine Aufmerkſamkeit erregt, und da das Stück ſich keine Tragödie nannte, wollte er auch keinen Grund des Tadels darin finden, daß der Verfaſſer in demſelben Luſt- und Trauerſpiel in ſo nahe Berührung brachte. Eben dieß hatte aber der Bruder mit gutem Bedachte wagen wollen, weil er der Meinung war, daß dem größten Theils nur auf falſchem Pathos ruhenden Spiele unſerer tragiſchen Künſtler durch einen ſolchen Gewaltſtreich am leichteſten geſteuert werden könnte, und daß die immer währende Nachbarſchaft naiv gehaltener Charaktere die tragiſchen Helden oder vielmehr den ſie darſtellenden Schauſpieler zwingen müßte, von einer bloß in der Einbildung beruhenden Höhe der Kunſt zur einfachen anſpruchsloſen Natur herab zu ſteigen. Die Nichtannahme des Stückes vereitelte wohl jene Abſicht; doch war dieſer Verſuch ſeines Bruders für Heinrich Collin ſelbſt eine Veranlaſſung ſowohl des Nachdenkens, als des Streites für und wider das hiſtoriſche Schauſpiel überhaupt geworden, und hatte ſeine frühere Anſicht, daß bey Behandlung neuerer Stoffe auch eine andere Charakteriſtik gewählt werden müßte, wenn ſie reelle Wahrheit geben ſollte, noch mehr beſtärkt. Nur glaubte er, und hatte hierin gewiß vollkommen Recht, dieſes auch mit engerer Begrenzung auf rein tragiſche Zwecke erreichen zu können, da es ganz und gar nicht nöthig ſey, Luſt- und Trauerſpiel gleichſam mit einander vermengt auf die Bühne zu ſtellen. In dieſer Hinſicht war ihm Shakſpeare's Heinrich der Sechste, den er

nun lange nicht vorgenommen hatte, eine Quelle mannigfachen Kunſtgenuſſes. Die ſtrenge und einzige Berückſichtigung tragiſcher Effecte in dieſen drey im innigſten Zuſammenhange befindlichen Trauerſpielen ſchien ihm bey einem Dichter um ſo mehr bewunderungswerth, welcher ſonſt ſo gern das Komiſche in's Tragiſche zu verflechten pflegt, und in beyden jederzeit groß iſt.

Dieſe weit umfaſſende Kunſt des großen Meiſters, welcher mit einem kühnen Zuge ganze Weltbegebenheiten auf die Bühne führt, gedachte er aber jetzt nicht ſelbſt zu verſuchen. Er wollte vielmehr in einem engeren Raume neueres Leben, Thatenkraft, und die Gewalt ſchuldloſer Liebe in einem lebendigen Gemählde weniger Figuren entwickeln, und hatte hierzu das Schickſal der Bianca della Porta ſich auserſehen. Er dankte dieſen Stoff dem Freyherrn von Hormayr, mit welchem er ſeit Balboa in engeren Umgang getreten war, der, je mehr ſich ihre wechſelſeitigen Beſchäftigungen berührten, vertrauter und inniger wurde. Wenn Baron Hormayr mit einer ſeltenen Lebendigkeit die vaterländiſche Geſchichte zur Erhebung des Nationalgefühls zu umfaſſen ſuchte, ſo hatte Collin der Dichter bey Ausarbeitung ſeiner Trauerſpiele keine andere als dieſe Abſicht. Baron Hormayr glaubte aber, Collin würde weit beſſer thun, wenn er im vaterländiſchen Stoffe ſelbſt ſeine Ideen ausführte, wodurch ſie lebendiger zum Herzen ſprechen und die Gemüther deſto inniger ergreifen würden. Collin konnte zwar dieſen Gründen keine anderen als ſeine aus der Idealität der Kunſt hergehohlten Beweiſe entgegen ſetzen, wel-

che das Verfahren aller neuen Künstler, und jenes der alten selbst, die den Stoff der Bearbeitung aus der Geschichte ihres Vaterlandes zu nehmen pflegten, zu widerlegen schien; er war aber anfangs nicht dazu zu bewegen. Vielmehr war es einer seiner liebsten Gedanken, einen Mithridates zu schreiben, und hier mit einer Freyheit, die er sich in neuerer Geschichte nicht gestatten zu können glaubte, das machtvolle Entgegenstreben eines kräftigen Gemüths gegen Roms Welttyranney zu zeichnen, welches ruhmvollen Tod wünschenswerther als die Schmach des fremden Joches finden sollte. Er hatte hierüber auch mit Johannes Müller durch Baron Hormayrs Vermittelung sich in Beziehung auf die Quellen des Factums in's Einverständniß gesetzt. Müller, welcher Collin den Österreichischen Corneille zu nennen pflegte, hatte über die Wahl des Gegenstandes große Freude gezeigt, und ihn, den er als Dichter wie als Mensch achtete, sehr zu dieser Arbeit aufgemuntert. Es fand sich aber bey näherer Beleuchtung des Gegenstandes und der Art der Ausführung, daß die Beziehungen zu deutlich und sonnenklar seyn würden, um gewagt werden zu können.

Nach der ersten Darstellung Balboa's hatte ihm sodann Baron Hormayr die Bearbeitung der Bianca della Porta vorgeschlagen. Collin konnte anfangs nicht an die Ausführung denken, jetzt aber nach überstandenen Stürmen des öffentlichen Lebens ging er mit desto größerem Eifer an eine Dichtung, in welche er alle seine nur zu schmerzlich aufgeregt wordenen Gefühle der Vaterlandsliebe und nationaler

Selbſtſtändigkeit niederzulegen hoffte. Er verwandte den größten Fleiß auf das Studium Muratori's, um ſich ſeines Stoffes ganz zu ermächtigen; je mehr er über den gewählten Gegenſtand nachdachte, um ſo mehr ward er von ihm begeiſtert. Er arbeitete mit größerer Leichtigkeit als gewöhnlich, und fühlte ſich durch den Umſtand, daß dieſer Stoff aus der Zeit ritterlicher Kraft und Stärke des Gemüthes genommen war, nicht etwa gehemmt, ſondern zur freyeſten Entwickelung ſeiner Ideen erhoben. Plan und Charakteriſtik erheben dieſes Werk in jeder Rückſicht über Balboa, mit Polyxena hat es die zarte Ausführlichkeit der Empfindung gemein, an Kraft und Stärke der Charakterdarſtellung wetteifert es mit Regulus und Coriolan, nur daß dieſe Charakterbildung hier weit poetiſcher als in jenen beyden Stücken erſcheint. Die Handlung ſelbſt, durchaus groß gehalten, erhält ſich in gleicher Lebendigkeit bis zum Schluſſe. Die beyden Hauptcharaktere des Trauerſpiels, Bianca und Ezelino, ergreifen durch die Kühnheit ihrer Erſcheinung, und bilden zugleich den vollendetſten Gegenſatz, der immer denkbar ſeyn mag; es iſt die Tugend, welche der frechen Willkür gegen über in einfacher Erhabenheit auftritt, und durch die heilige Stärke ihrer Natur ſich in dem ſchwerſten Kampfe ſiegreich behauptet. Die übrigen Charaktere ſind dieſen beyden in allem nur untergeordnet. Auf der einen Seite Grimaldi, der unwillige Diener eines ihm zu gewaltigen Herrn, aus deſſen Banden er nicht mehr zurück kann, auf der andern Seite Battiſta della Porta, die weiche Empfindſamkeit gut gearteter doch ſchwacher Gemüther

darſtellend, nicht ohne Energie, doch immer neuer Anregungen bedürftig, um auf der ihm eigentlich fremden Bahn der entſchloſſenen Kraft ſiegreich auszudauern. Die übrigen Getreuen Bianca's, ſind Männer von mehr oder weniger entſchiedenem Willen, alle doch von dem hohen Vorbilde Bianca's begeiſtert, deſſen ſtrahlendem Lichte ſie durch das Leben folgen. Und ſo wollte es der Dichter; es war nicht ſeine Abſicht, der ſtürmiſchen feindlichen Kraft gleiche Stärke im Kampfe entgegen zu ſtellen; vielmehr ſollte nur die beſcheidene Tugend für den Frieden geborner Menſchen von dem Andrange niederſchmetternder Übergewalt überraſcht, ihr Äußerſtes thun, um ſich zu behaupten, und die von Gott geſchenkte Würde des Daſeyns glorreich ſelbſt bis in den Tod zu bewahren. Ein Weib iſt ſtärker, wie dieſe Männer alle, Marcino nicht ausgenommen, den mehr zum Charakter gewordene Treue des Dieners, als ſelbſtbegründete eigene Kraft aufrecht erhält; der Dichter glaubte aber ſeinem Werke dadurch nicht zu ſchaden, da es wohl das Vorzüglichſte iſt, was uns im Leben begegnen mag, wenn wir ſehen, wie ſelbſt alltägliche Kraft, durch die Idee des Rechts und der Tugend über ſich ſelbſt erhoben, mehr leiſtet, als die reich ausgerüſtete Stärke des Laſters, welche breit auf den Schätzen der Erde fußet, und nichts Höheres als zeitlichen Genuß kennt. Ezelino ſollte ganz als Repräſentant dieſer Übergewaltigen auftreten, welche von Zeit zu Zeit über den Erdball wie im Sturm und Donner dahin fahren, um die Völker für die vergeudete Kraft ihrer urſprünglichen Natur zu züchtigen. Andere Abſichten wie dieſe eine, verband

der Dichter nicht bey der Ausarbeitung eines Charakters, den er der Geschichte treu nachzubilden bemüht war, und der daher auch mit ritterlicher Hoheit der Gesinnung auftritt, welche unserer Zeit bey Erscheinung jenes Trauerspieles überhaupt ganz und gar fremd genannt werden konnte. Niemahls war es des Dichters Eigenheit, in seinen Werken verhüllte Nebenzwecke, welche an sich selbst jedes Kunstwerk zerstören, unterzubringen, sondern die Idee, die ihn zur Dichtung selbst begeistert hatte, wollte er auch allein und genügend entwickeln. Das Bedürfniß seiner Zeitgenossen hatte ihm den gewählten Stoff der Darstellung vor allen werth und theuer gemacht; er wollte aber nichts aus der Gegenwart in die dargestellte Vergangenheit hinein zwingen, und etwa die Dürftigkeit neuerer Gestalten dort in kolossaler Eisenrüstung einher stolziren lassen. Er betrachtete dasjenige, was er dichtete, nicht als Werk seiner Willkür, sondern als die Gabe einer höheren Begeisterung, und erkannte in sich keine andere Gewalt über den Stoff der Dichtung, als jene, von welcher er selbst unwillkürlich nach dem erkannten Bedürfnisse jenes Stoffes zu dessen Vollendung getrieben wurde.

Bald nach dem Anfange des Jahres 1806 hatte sich das Gerücht in Wien verbreitet, daß eine Gesellschaft aus dem hohen Adel die beyden Hoftheater übernehmen, und auch das Theater an der Wien an sich kaufen würde. Freyherr von Braun, der das Directorat der beyden Hofthea-

ter mit Glück geführt hatte, und auch Eigenthümer des Theaters an der Wien geworden war, wollte nun sich eines Geschäftes entschlagen, das ihm vermuthlich in der letzten Zeit zu lästig seyn mochte. Collin ward von jener Gesellschaft aufgefordert, einen Plan zur Verbesserung der Wiener Schaubühne zu verfassen, welchen er auch schon im May des Jahres 1806 überreichte. Es war hier weniger darum zu thun, auf die großen Zwecke, welche durch eine vollkommen nach den Bedürfnissen der Zeit eingerichtete Bühne erreicht werden könnten, hinzuweisen, als vielmehr auf dasjenige, was in der bestehenden Organisation mangelhaft seyn mochte, die Aufmerksamkeit hinzulenken, und solche Vorschläge zu geben, welche die gewünschte Verbesserung herbey führen konnten. Der Aufsatz bestand daher auch größten Theils aus solchen Vorschlägen, die bis in die kleineren Theile der mechanischen Anordnungen der Bühne sich verbreiteten. Was hiervon der größeren Lesewelt interessant seyn konnte, wurde im fünften Bande der Werke, unter der Aufschrift „Ideen zur Verbesserung der Wiener Bühne" aufgenommen. Gewiß ist in diesen Vorschlägen viel Anwendbares, manches, was nur die Frucht einer so genauen Aufmerksamkeit seyn konnte, wie jene war, die er seit seiner frühesten Bildung der Wiener Bühne geschenkt hatte; auch wurden einige dieser Vorschläge wirklich in Anwendung gebracht. Was aber in diesem Aufsatze viele befremdete, ist die ausgedehnte Wirksamkeit, welche er den Schauspielern bey der Regie des Theaters einzuräumen für

gut hielt. Der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung bekennet gern, daß ſeine eigenen Überzeugungen hierin ganz von jenen Heinrich Collins abweichen. Von unſerer Wiener Schaubühne hier gar nicht zu ſprechen, wo ins beſondere die Fähigkeit der Spielenden ſich mehr zur declamatoriſchen Kunſt hinneigt, das eigentliche volle und ganze Spiel aber weniger pflegt und ausbildet, dadurch aber nothwendig mehr rhetoriſche als poetiſche Werke befördert, ſo geräth überhaupt jedes Theater, wo der Schauſpieler vorzüglich bey der Wahl der aufzuführenden Stücke mitzuſprechen hat, in die unvermeidliche Gefahr, ſich in einſeitigen Beſtrebungen zu verlieren, und dem Vortrage, der nur der Erklärer und Beleber poetiſch tief gefühlter Dichtungen ſeyn ſoll, mehr als dieſen ſelbſt zu huldigen, dadurch die Aufmerkſamkeit des Publicums mehr auf die Virtuoſität des Spiels als die Dichtung ſelbſt zu lenken, wodurch wieder die ſolide Begründung eines auf Nationalideen beruhenden Theaters für immer unmöglich wird.

Seit einem halben Jahrhunderte erneuen und wiederhohlen ſich die Klagen der Deutſchen, daß unter ihnen keine wahre Nationalbühne entſtehen wolle; woher aber ſollte dieſelbe herab kommen? Man ſeufzt, und geberdet ſich ſehr kläglich darüber, daß das Theaterpublicum nirgends einen feſt beſtimmten Geſchmack zeige, und daß es daher kaum möglich ſey, mit einiger Wahrſcheinlichkeit den Erfolg eines dramatiſchen Werkes im voraus zu beſtimmen. Wie aber ſollte nur immer das Deutſche-Publicum zu einem ſicheren Urtheile über dramatiſche Kunſt gelangen, ſo lange die Lei-

tung der Bühnen größten Theils vom Schauſpieler abhängt, der Dichter aber, der ihr einzig Charakter und beſtimmte Geſtalt geben könnte, als Nebenperſon auftritt? Als in Italien die Aufmerkſamkeit des Publicums ſich von dem Gehalte der muſikaliſchen Erfindungen mehr auf den Vortrag und die Sänger hinlenkte, artete die Kunſt ſelbſt aus, und ſtrebte größten Theils nur nach Glanz des Äußeren, und ward aus einer die Gemüther in ihrer geheimſten Tiefe aufregenden Sprache des Gefühls eine müſſige Schmeichlerinn des Gehörs, welche Getändel feil biethet. In der Mahlerey erſtarb die heilige Kraft der Kunſt, als man mehr die äußere Ausführung der Werke, als die Idee, welche ſie ausdrücken ſollten, zu berückſichtigen anfing. Was dieſen Künſten begegnete, muß auch der Dichtkunſt unter ähnlichen Umſtänden nothwendig widerfahren. Daß der Schauſpieler vorzüglich auf das Darſtellbare, auf Effect, Wirkung, oder wie man es nennen will, Rückſicht nimmt, iſt ihm nicht nur nicht zu verargen, ſondern es iſt ſeine eigentliche Pflicht; denn er hat den Beruf, die Dichtung durch Darſtellung zu beleben. Er irrt ſich aber nur zu oft in der Abſchätzung dichteriſcher Werke, weil dazu weit mehr gehört, als die ausgebildete Kenntniß desjenigen, was ſo genannten Effect hervor bringt, weil eben dasjenige, was in einem Zeitraume mehrerer Jahre Theaterwirkung hatte, es in den nächſt folgenden, wo der Charakter des Volkes eine andere Richtung nahm, nicht mehr haben wird. Wie man nun bey Abſchätzung muſikaliſcher Werke nicht das Orcheſter, ſondern den Capellmeiſter zu Rathe zieht, ſo wäre

bey Beurtheilung der Schauſpielerfindungen nicht der Spieler, ſondern ein Erfinder zu befragen. In Frankreich, wo von je her der Schauſpieler auch Meiſter des Theaters war, ward auch die dramatiſche Dichtkunſt rein declamatoriſch; jener Dichter wird aber dort der Große genannt, der gute Reden ſo zu ſchreiben weiß, ſo daß eine gewiſſe Anzahl Perſonen ſie abhalten kann, ohne ſich unter einander zu ſtören, oder die Begebenheit, die ſie darſtellen ſoll, aus dem Geleiſe zu bringen. In Deutſchland hat der tiefere Sinn des Nationalcharakters in den Schauſpielern auch ſolidere Forderungen an den Dichter erzeugt, immer aber doch ſolche, die er, welcher höhere Abſichten als äußeren Effect hat, zu befolgen ſelten ſich geſtimmt fühlt, wenn ihn nicht etwa die Überzeugung, daß dramatiſche Werke erſt auf der Bühne in ihr eigentliches Leben treten, die Aufopferung mancher Weſentlichkeiten der Kunſt als erlaubt darſtellt, um die Aufführung zu erlangen. Meiſtens haben indeß die vorzüglichen Dichter der Deutſchen das Theater, wenn ſie nicht, wie Schiller und Göthe, ſelbſt Leiter waren, ganz aufgegeben. Sie haben theils Werke geſchrieben, als wollten ſie es der Bühne, die ſie nicht mehr achteten, unmöglich machen, ſie aufzuführen, wie früher Göthe den Fauſt, Schiller Don Carlos, wie Tieck Genovefa und Octavianus, wie Fouqué den Held des Nordens, Werner die Söhne des Thals, oder ſie waren, wenn ſie wirklich für die Bühne ſchreiben wollten, welche ſie ihrer Aufmerkſamkeit bey den vielen falſchen Beſtrebungen, die ſie dort gefunden, ſeit lange nicht werth gehalten hatten, nicht mehr im Stande,

etwas Darſtellbares zu Tage zu fördern. Die dramatiſche Kunſt, welche unter allen Künſten der größten Öffentlichkeit bedarf, ward ſo unter den Deutſchen in die enge Stube geheimer Studien zurück gedrängt, wo mancher Dichter, über ſich ſelbſt brütend, ſeine Genialität an Werken vergeudet, welche das Volk nicht anſprechen können, weil der Dichter ſelbſt dieſes Volk nicht kennt, welche ganz der Kunſt fremdartige Beſtrebungen zeigen, weil dem Dichter ſelbſt die Schaubühne fremd geworden iſt. Einige dieſer Werke haben ſich ihrer Unaufführbarkeit zum Trotze auf die Bühne gedrängt; ſie haben dort das Schickſal, dem ſie nicht entgehen konnten, auch nothwendig gefunden, und ſind entweder verlacht worden, oder die Kälte der befremdeten Zuſeher zeigte die Entfernung des Dichters von ſeinem Publicum, das er zum Beyfall zu bewegen gehofft hatte. Der Mißcredit an den Erſcheinungen der neueren Dichtkunſt hat dadurch erſt vollſtändig Platz gewonnen; die Bühnen aber behelfen ſich mit einigen beſſeren Werken voriger Zeiten, mit Nachäffungen fremder Kunſt, oder mit jenen ſeichten Erzeugniſſen, welche die Sucht nach Erwerb einigen unſeligen Schreibern eingibt, wodurch ſie mit Vermeidung alles deſſen, was den Geiſt anſprechen könnte, nur die Augen zu beſchäftigen trachten, und ſo den Ruin des Geſchmackes am Erhabenen und Schönen ſyſtematiſch vollenden. Die beſte Zeit der Deutſchen Theater iſt immer jene geweſen, wo Schröder, der hier nicht als Schauſpieler, ſondern als Schüler Leſſings und Kenner der Brittiſchen Kunſt ſich thätig zeigte, einen beſtimmten, ganz auf die Brittiſche Anſicht

der Bühne beschränkten Geschmack in Deutschland durch freye Nachbildungen jener Muster eingeführt, und so den damahligen Theaterdichtern eine sichere Richtung gegeben hatte, wodurch, wenn auch ein fremder, doch ein dem Deutschen Charakter verwandter Geist die Schaubühne in durchgängiger Einheit ihres Strebens aufrecht hielt. In edlerem Sinne wird sich diese Zeit einst wiederhohlen, wenn der nicht mehr zweydeutige Charakter neuerer Bildung und Ansicht der Welt von solcher Arbeit gewachsenen Dichtern auf den verschiedenen Bühnen Deutschlands zur Sprache gebracht, und mit Ernst dort fest gehalten werden wird, welche Umgestaltung der dramatischen Kunstverwaltung das klare Bedürfniß unserer Bühne nach und nach selbst herbey führen muß.

Diese Ansichten, welche später hin auch Heinrich Collins Überzeugung wurden, waren es damahls keineswegs, und konnten es nicht seyn, weil er selbst noch bey Würdigung der Theater zu sehr einseitig von der Betrachtung der Darstellung ausging, und vergaß, daß jedes Ding aus seinem Mittelpuncte allein, das Schauspiel daher von der Dichtung aus, welche die Darstellung erst erzeugt, einzig erschöpfend betrachtet werden könne. Übrigens hatte er damahls bereits so mancherley Untersuchungen über die Theorie der dramatischen Dichtkunst bekannt gemacht, daß sich sein Ruf nun auch als Theoretiker im Vaterlande begründete. Das seit dem Jahre 1804 wieder erneute Hoftheater-Taschenbuch verdankte ihm vorzüglich durch mancherley Aufsätze, die er den Herausgebern überließ, seine gute Auf-

nahme; und als er endlich selbst dessen Anordnung besorgte, gewann es an innerem Gehalte noch mehr, und wurde auch im Auslande gesucht. Der größte Theil der Abhandlungen des fünften Bandes seiner Werke erschien zuerst in diesen Taschenbüchern, einiges später hin im Morgenblatte, alle diese verschiedenen Aufsätze stehen unter sich in jenem Zusammenhange, welchen die Hervorbringungen eines systematisch denkenden Geistes immer zu haben pflegen, der eine Seite seiner Ansichten nur immer in Beziehung auf die übrigen, die klar vor seinem Gemüthe liegen, entwickelt. Er dachte durch diese Aufsätze, wie er sich selbst ausdrückte, nicht neue unerhörte Dinge zu verkündigen, sondern vielmehr bekannten Überzeugungen, die auch die seinigen waren, ein helleres Licht zu geben, anscheinende Widersprüche mancher Behauptungen auszugleichen, überhaupt das allgemeine Einverständniß über Dinge des Geschmacks und der Kunst zu befördern, und wo es nicht vorhanden war, herzustellen.

Seine Ideen über die alte Tragödie und den Chor, welche er gewisser Maßen Schillers Ansichten entgegen stellte, glaubte er keineswegs als neue Erfindungen oder unbekannte Ansichten betrachten zu können, sondern er wollte nur damit diejenigen, welche sonst allgemein angenommen waren, gegen jene, wie ihm wohl mit Recht schien, zu einseitigen Behauptungen in Schutz nehmen. Schiller schien ihm überhaupt seine Theorien nach seinen neuesten Dichtungen umzumodeln, zu beugen und zu verändern. Wenn diese Behauptung von Einigen als ein sehr harter Ausspruch und

eine voreilige Aburtheilung über die von Schiller gewiß mit vollem Bewußtseyn des reineſten Forſchens nach Wahrheit unternommenen Unterſuchungen über das Weſen der Kunſt betrachtet werden wird, ſo werden andere eben ſo ſehr, wenn die Wahrheit dieſer Behauptung ſich erweiſen läßt, Schillern als Dichter deſto herrlicher gerechtfertiget finden, wenn er nicht, wie einigen Kritikern begegnete, in ſeinen poetiſchen Arbeiten nur Beyſpiele und Erklärungen ſeiner Theorien lieferte, ſondern vielmehr nach dem freyen Erguſſe ſeiner Begeiſterung erſt den Regeln nachforſchte, welchen er hier unbewußt, vielleicht durch andere poetiſche Werke der Vor- und Mitwelt geleitet, gefolgt war, und dieſe Grundgeſetze ſeines eigenen Verfahrens nur etwas zu allgemein, wie in der Vorrede zur Braut von Meſſina ihm begegnete, als allgemeine Richtſchnur aufſtellte. Indeß hat dieſer große Führer der Deutſchen Kunſt und Kritik durch ſeine Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtkunſt, durch ſeine Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, obgleich hier von einem Irrthume ausgehend, und dasjenige, was das eigentlichſte Leben iſt, als deſſen Schein aufſtellend, der Kritik der Deutſchen plötzlich zur eigenthümlichen Kraft und zum Bewußtſeyn ihrer ſelbſt verholfen, er hat auf den Gang der Philoſophie ſelbſt bedeutender, als bis jetzt gewöhnlich erkannt wird, eingewirkt, und ſo auch in dieſer Hinſicht ſich als ein erhabener Wohlthäter ſeines Vaterlandes bewährt.

Es iſt überhaupt eine Eigenheit der neueren Kritik der Deutſchen, welche mit Herdern anfängt, daß ſie früher

zu den Resultaten als zu deren Beweisen gelangt, und daß sie oft die treffendsten Wahrheiten aufstellt, die sie aber mit den nichts sagendsten Beweisen unterstützt, bis erst in der Folge andere Denker dem Übel abhelfen, und die Mängel ihrer Vorgänger ersetzen. Dieß ist aber eben das sicherste Zeichen, daß die Kritik der Deutschen, wie sehr sie sich auch damit zu brüsten pflegen, noch ganz unausgebildet sey, und daß manche Führer der Kritik nach Art glücklicher Ärzte mehr den sichern Tact, das Wahre zu treffen, als jenes Vermögen wissenschaftlicher Überschauung besitzen, welches die Verhältnisse der Dinge ergründet, und bis in die geheimste Tiefe ihrer Entstehung dringt. Wenn wir aber diese gewiß auffallende Erscheinung genauer betrachten, so kann sich im Ganzen doch keine eigentlich ungünstige Folgerung daraus herleiten lassen; denn sie entspringt nicht aus kritischem Unvermögen, sondern aus dem Übergewichte des poetischen, welches seiner Natur nach überall die Dinge in ihrer eigentlichsten Gestalt erfaßt, daher auch bey Untersuchungen philosophischer Art divinatorisch zu den Resultaten vordringt, ohne die Mittelglieder des wissenschaftlichen Beweises gefunden zu haben, oder sie auch nur zu ahnden. Übrigens ist eine solche Kritik, die unmittelbar auf dem im menschlichen Gemüthe begründeten Gefühle des Schönen beruht, dessen Beweis sie nachträgt, wie widersprechend dieß auch an sich scheinen mag, weit weniger als die Verstandeskritik dem Irrthume unterworfen, die ohne diesen sichern Leiter die ungewisse Reise nach Entdeckungen antritt, und nicht selten auf der Wasserwüste unbegründeter Speculation versinkt, oder

im dunkeln Umherschweifen an einer öden Sandbank strandet, die sie für Land hält.

Ganz didactischer Art, und daher mehr zu seinen kritischen als poetischen Bestrebungen gehörig, ist das Gedicht über die Schauspielkunst, gleichfalls zuerst in jenen Taschenbüchern vor die Lesewelt gebracht, und an den Schauspieler, Herrn Korn, gerichtet, dessen schönes Talent Collin frühzeitig erkannte, und ihm mit freundschaftlichem Rathe den schweren Beginn der Kunst zu erleichtern suchte. Collin hat es nie geläugnet, daß ihm Horazens Brief an die Pisonen zu diesem Gedichte die Veranlassung gab; einige Stellen sind so gar geflissentlich dem Römischen Dichter nachgebildet, und in dieser Art, als freye Nachgestaltung eines trefflichen Musters, wird ihm jedermann noch das Verdienst der Eigenheit in der Nachbildung zugestehen. Das Taschenbuch des Jahres 1809, in welchem sein Aufsatz über den Chor im Trauerspiele, dann über die Einheit des Orts und der Zeit im Drama erschien, ist der letzte, welchen er besorgen half. In das Taschenbuch des Jahres 1812 hat dessen Bruder zwey Aufsätze aus den hinterlassenen Manuscripten, die Bruderlade zum Apollo, und über König Lear, welche beyde in die Sammlung der Werke aufgenommen wurden, eingerückt, über welche hier einiges zu bemerken kommt. Der erste ist ein freyer Scherz, durch welchen Collin einige zwar sehr ernst gemeinte Regeln der Versekunst in der Sprache der alten zünftigen Meister angehenden Dichtern und gewissen zu übermüthigen Verfechtern ihres Eigenwillens kräftig an's Herz zu legen suchte, ohne übrigens der

bey ſich eines böſen Willens bewußt zu ſeyn. Der zweyte Aufſatz über König Lear iſt ſchlechterdings nur unvollendetes Bruchſtück eines ſeinem Plane nach ausgedehnten Aufſatzes, welcher eigentlich die wahre Methode des Spieles darſtellen, und in Hinſicht Lears das Reſultat geben ſollte, daß die Art, wie Iffland dieſen Charakter ſpiele, weil ſie auf ſeiner Willkür und nicht auf dem Geiſte des Gedichtes beruhe, durchaus fehlerhaft, unzuläſſig, und für die Kunſt ſelbſt, die ſie auf Abwege der traurigſten Art führe, im eigentlichen Sinne verderblich ſey. Um aber dem Aufwande der Kunſt, welchen Herr Iffland auf ſeine Darſtellung des Königs Lear verwendete, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, hatte Collin dieſen Eingang ſeines Aufſatzes gewählt, welcher zu intereſſant ſchien, um ihn, da hier die Erklärung, was er eigentlich bedeuten wolle, immer vorbehalten blieb, zu unterdrücken.

Die Arbeiten, welche von 1807 angefangen, vorzüglich auf Veranlaſſung des Herrn Regierungsraths von Hartl, Heinrich Collin für die beſſere innere Organiſation der Schaubühnen unternahm, die Theatergeſetze, welche er entwerfen half, brachten ihn mit dem Regiſſeur der Oper des Hoftheaters, Herrn Treitſchke, wieder in nähere Berührung. Seit er in deſſen Überſetzungen Franzöſiſcher Opernbücher außer der ſorgfältigen Feile der Sprache und des Verſes das rühmliche Beſtreben erkannte, dieſen fremdartigen Erſcheinungen in der Umſchmelzung Deutſche Gründlichkeit und Wahrheit der Empfindung aufzunöthigen, hatte er ihn immer mit vorzüglicher Neigung als den einzigen Mann

betrachtet, der dem Elende unſeres Opernweſens zu ſteuern im Stande ſey. Dieſe Überſiedelungen fremden Auswuchſes, der nicht einmahl in ſeiner Hejmath auf den großen Theatern geduldet, ſondern auf Nebenbühnen ſein Unweſen zu treiben gezwungen iſt, waren Collin um ſo mehr ein Gräuel, da man die durch ſolche vollendete Schalheit und Oberflächlichkeit herbey geführte Erſchlaffung alles wahren Intereſſe für Kunſt und tiefere Empfindung fordernde Werke ſehr deutlich ſehen konnte. Herr Treitſchke ehrte auch in Collin jenes gründliche Beſtreben nach wahrem Gehalte der Kunſtdarſtellungen, den Ernſt ſeines Bemühens, das Beſſere wieder hervor zu rufen, und lieferte nach Collins Tode hiervon den ſprechendſten Beweis, indem vorzüglich auf ſeine Veranlaſſung das Perſonale des Theaters an der Wien, welchem er als Vicedirector vorſtand, dem verewigten Dichter ein Requiem in der Local-Pfarre widmete, deſſen ernſte Feyerlichkeit der Frau von Pichler tief gefühlte Elegie ſo ſchön verherrlichte.

Die Wärme, Anhänglichkeit, die treue Geſinnung der Freunde war es, die Collins Tage immer reich an Freuden ſchuf. Ein ihm bis dahin ganz fremder Kunſtgenuß wurde Collin zu Theil, als er durch den Umgang mit dem als Orientaliſten rühmlich bekannten Herrn Joſeph von Hammer deſſen Bearbeitungen des Hafis und jene ſchöne Reihe von Dichtungen kennen lernte, welche die Schirin als einen reichen Blüthenkranz orientaliſcher Schönheit darbiethet. Die vertrautere Bekanntſchaft beyder vermehrte ihre wechſelſeitige Achtung, und Hammer widmete noch nach

dem Tode seines Freundes das Trauerspiel Dschafer, das er ihm zueignen wollte, seinen Manen, und verwandte das dafür erhaltene Honorar als Beytrag zur Errichtung des Denkmahls. In Baron Rothkirch, dem Verfasser des Hannibal, ehrte Collin den männlichen Geist seiner Dichtung und die Tiefe des Kunstbestrebens, welches allein den wahren Dichter charakterisirt. Er hat ihm, so wie Frau von Pichler und Herr Haschka, nach seinem Tode einen Klaggesang geweiht. Die geistvollen Gespräche des Herrn Grafen Carl von Harrach waren für Collin Anregungen zu manchen Ideen, und wenn er die wissenschaftliche Ausbildung dieses seltenen Forschers im Gebiethe der Arzneykunde bewunderte, so war dessen ununterbrochene Aufopferung für das Beste hülfsbedürftiger Menschen, welchen er sein Leben weihte, die Bereitwilligkeit, durch seine Kunst verlassenem Unglücke empor zu helfen, dem für solche Tugend vor allem empfänglichen Collin noch mehr ein Gegenstand der tiefgefühltesten Achtung. An dem Herrn Grafen von Mercy, jetzigen k. k. Regierungsrathe, hatte er sich einen für sein Wohl warm besorgten Freund erworben. Im Hause des ehemahligen Reichshofrathes, Freyherrn von Heß, des Bayrischen Legationsrathes von Hinsberg war Collin immer willkommen, und sein Umgang gesucht. Er selbst, mit offenem Sinne sich gern gesellschaftlicher Mittheilung hingebend, suchte vor allem im Umgange mit solchen Menschen Freude und Erheiterung, die ihm durch Charakter, rege Lebenskraft und frohen Willen die Prüfungen dieser Erde zu bestehen, bedeutend und merkwürdig schienen. Den Um-

gang ſolcher aber, die von der Gelehrſamkeit Profeſſion zu treiben pflegen, mied er, wenn ſie ſich nicht durch Empfänglichkeit für das Leben und ſeine Freuden und Leiden auch als echte Menſchen, wie er es nannte, erprobten.

Vor allem werth war ihm das Haus des Grafen Moriz von Dietrichſtein, nun ſeines mehrjährigen Freundes, des treuen Bewahrers ſeiner Wünſche und Hoffnungen für eine ſchönere Zeit des Vaterlandes, des Vertrauten ſeiner geheimſten Gedanken, vor welchem ſeine Seele ganz offen lag. Viele Menſchen hatte Collin ſchätzen und lieben gelernt; dieſen einen glaubte er vorzüglich ſeinen Freund nennen zu ſollen, und fürwahr, er hat ſich wohl vor der Welt im heiligſten Sinne des Wortes als ſolcher bewährt. Mit der Achtung, welche die Mitwelt ſeinem verſtorbenen Freunde zollte, war er bemüht, auch die künftige Zeit dauernd bekannt zu machen, und hat die Verehrer ſeiner Muſe aufgefordert, ihm ein Denkmahl zu errichten. Schwierigkeiten, welche viele von einem in der ungünſtigſten Zeit begonnenen Unternehmen zurück geſchreckt hätten, haben ihn nur noch mehr, es zu vollenden, angefeuert, und wenn er edle Menſchen fand, die ihn kraftvoll unterſtützten, ſo war er es allein, der ſie dafür empfänglich gemacht hatte. Während des Lebens ſeines Freundes aber war er nie ein hingegebener Bewunderer ſeiner Arbeiten, ſondern ein ſorgfältiger Prüfer derſelben, um das öffentliche Urtheil zwar allerdings beſorgt und es berückſichtigend, aber mehr noch auf jenen höheren Ruhm bedacht, den nur die immer gleiche Befolgung der Grundſätze des Wahren und Schönen, wenn ſie

auch der Zeitgeiſt nicht anerkennen ſollte, hervor bringen mag. Wie er nun ſeine literariſchen Bemühungen ehrte, ſo liebte er in ihm mehr noch jenen Charakter voll Rechtlichkeit und Treue, welchen er ſchon bey der erſten Bekanntſchaft mit Regulus in deſſen Verfaſſer geahndet, und darum ihn kennen zu lernen geſucht hatte. Einerley Sinnes mochten ſie mit frohem Muthe in die Stürme des Lebens hinaus blicken, ihrer Herzen gewiß, die keiner Veränderung, wie auch die Zeiten ſich wandeln mochten, fähig waren.

Die neue Direction eröffnete die Theater den 1ſten Jänner 1807, und ehrte den um die Wiener Schaubühne nun bereits durch manche Arbeit verdienten Heinrich Collin dadurch, daß ſie im Burgtheater Bianca della Porta aufführen ließ, während im Theater nächſt dem Kärnthnerthore Glucks Iphigenia in Tauris gegeben wurde. Wenn man dieſe nun mit Bewunderung und lautem Entzücken bewillkommte, ſo fand auch Bianca della Porta ein ſehr geneigtes Publicum, großen Beyfall, und man glaubte überhaupt lange keine ſo vollkommene Darſtellung wie jene geſehen zu haben, da Madame Rooſe und Herr Lange in den Rollen der Bianca und des Ezelino ihre größte Kunſt aufbothen, um den guten Willen der Direction nach Vermögen zu unterſtützen. Brockmann gab den Burgvogt Marcino wie nur überhaupt eine Darſtellung aus ſeiner beſten Zeit; ſeine Erzählung des Zweykampfes zwiſchen Battiſta della Porta und Ezelino erſchütterte und riß unwillkürlich die Gemüther hin. Herr Lange lieferte in der Darſtellung des

Ezelino ein vollendetes Meisterstück der Kunst; Collin glaubte, ihm einen großen Theil des Beyfalls, den das Werk erhalten hatte, danken zu müssen. Die Aufführung von Glucks Iphigenia aber, welche Collin, von Bewunderung hingerissen, wiederhohlt besuchte, erweckte in ihm manche Ideen über den Charakter der alten Tragödie sowohl, als auch über die Bestimmung der Musik, welche ihm in neuerer Zeit sehr von ihren ursprünglichen Zwecken entfernt schien. Er dachte nun öfter daran, selbst etwas für Musik zu arbeiten, und wollte sich zuerst in einem Oratorium versuchen. Anfangs dachte er an eine Armida, er verfertigte einige lyrische Stellen, die er später seiner Bradamante einverleibte; sein mit Herrn van Beethoven damahls gepflogener Umgang aber bestimmte ihn indeß bald, auf einen in aller Hinsicht würdigen Stoff zu denken, um ihn diesem großen Künstler zur Bearbeitung zu übergeben. Endlich schien ihm die Befreyung Jerusalems ein durch Religiosität und Großheit des Inhalts angemessener Gegenstand, und er arbeitete mit vieler Liebe, immer wieder nach mancherley Unterbrechungen dahin zurückkehrend, den ersten Theil des Oratoriums aus, welches in drey Abtheilungen vollendet seyn sollte. Immer ist ihm dieses Bruchstück eine seiner liebsten Arbeiten gewesen, und er war fest Willens, es zu vollenden. Abbé Stadler, welchen Collin selbst bey der Ausarbeitung zu Rathe zog, setzte diesen ersten Theil nach dem Tode seines Freundes in Musik, wodurch sich Collins Bruder bewogen fand, einen zweyten Theil hinzu zu dichten, damit der ehrwürdige Künstler, der hier seinem verewigten Freunde ein Denk-

mahl ſeiner Achtung ſetzen wollte, nicht an einem Bruchſtücke ſo edle Kräfte verſchwendet hätte. Beyde Theile ſind im vierten Bande der Werke aufgenommen worden. Die Muſik, als das Oratorium im Jahre 1813 zu einem wohlthätigen Zwecke im Saale der Wiener Univerſität von Kunſtfreunden ausgeführt wurde, erregte durch die Fülle der Kraft und die Tiefe der Religioſität, welche ſie auszeichnen, die höchſte Bewunderung. Was die Dichtung ſelbſt betrifft, ſo waren viele der Zuhörer, und vielleicht mit Recht, der Meinung, daß ſie die Grenze eines Oratoriums überſchreite, und zu nahe an das Drama ſtreife. Es mögen aber wohl überhaupt das Oratorium und die Cantate zu den ſchwierigſten Dichtungsarten gerade in der Hinſicht gehören, weil ſie vom eigentlichen Drama ſich entfernt halten ſollen, ohne darum beſchreibend zu werden; und wenn z. B. die Schöpfung nach dieſer Anſicht vom Dichter mit Glücke bearbeitet worden, ſo ſind im Gegentheile die Jahreszeiten desſelben Verfaſſers ſehr unglücklich ausgefallen. Dieſe Gattung aber überhaupt aus dem Gebiethe der Dichtkunſt als unzuläſſig verbannen zu wollen, ſcheint zu hart und zu gewagt; denn worin immer die Muſik groß iſt, muß es auch die Dichtkunſt ſeyn können, ſie ſind verſchwiſterte Künſte.

An der Vollendung dieſes Oratoriums war Collin vorerſt durch die Ausführung ſeines Trauerſpieles Mäon, ſpäter durch einen andern Verſuch in der muſikaliſchen Dichtkunſt, Macbeth, endlich durch die große Oper Bradamante, die er vollſtändig ausarbeitete, verhindert worden. Macbeth, den er gleichfalls für Beethoven nach Shakſpeare zu

dichten unternahm, ward in der Mitte des zweyten Actes unvollendet liegen gelassen, weil er zu düster zu werden drohte. Bradamante, welche Collin mit ungemeiner Vorliebe ausarbeitete, schien, da das Werk vollendet war, Herrn van Beethoven in Hinsicht des darin angewandten Wunderbaren zu gewagt, es sagte ihm vielleicht auch in anderer Hinsicht nicht zu, und so geschah es, daß Collin, obwohl Beethoven später die Composition dennoch übernehmen wollte, die Oper Herrn Reichart übergab, der sie während seiner Anwesenheit im Winter des Jahres 1808 in Musik setzte. Seine Arbeit, welche er zur großen Zufriedenheit der Direction vollendet hatte, ist aber nie zum Vorschein gekommen.

Das Trauerspiel Mäon, welches Collin noch vor seiner Oper Bradamante ausarbeitete, sollte eigentlich nur der erste Theil eines in drey Abtheilungen zerfallenden großen dramatischen Gedichts seyn. Wie über die meisten seiner dramatischen Dichtungen, ist auch über dieses Alles, was sich von seinen eigenen Ansichten in Briefen an Freunde, oder in seinem angefangenen Tagebuche der Jahre 1806 und 1807, welches er aber nur durch kurze Zeit fortführte, vorfand, in den zerstreuten Blättern des sechsten Bandes aufgenommen worden. Die Kunstabsichten, welche er mit diesem Trauerspiele verband, sind dort ganz klar und deutlich entwickelt, so daß es überflüßig wäre, hier etwas Weiteres darüber zu erwähnen. An lebhaftem Colorit der Leidenschaft und Empfindung, an glänzendem Schmucke der Sprache möchte diesem Werke wohl keines der früheren voran gehen, in der

Charakteriſtik möchte es vielleicht unter den übrigen ſtehen. Bey der Aufführung, welche den 29ſten December 1807 erfolgte, ward es ziemlich kalt aufgenommen, und bald zurück gelegt; nach ſeinem Tode ſuchte es der Schauſpieler Korn wieder auf die Bühne zu bringen. Der Charakter der Phlyſibis, welchen der Dichter, weil er in den zwey folgenden Tragödien wichtig werden ſollte, ſchon dieſem Stücke, wiewohl nicht ſehr in die Handlung eingreifend, eingewebt hatte, ward von den Schauſpielern bey dieſer Wiederaufnahme des Stückes zu deſſen Vortheile weggelaſſen, da der Gang der Handlung dadurch an Raſchheit gewann; das ſo neu zugeſchnittene und durch Demoiſelle Krüger, welche die Zenobia ſpielte, und Herrn Heurteur, der den Odenat übernahm, auch in zwey wichtigen Hauptrollen neu und vortrefflich beſetzte Trauerſpiel ward mit unzweydeutigem Beyfalle aufgenommen. Collin hatte an dieſem Werke wenig Freude erlebt, fand auch, da z. B. Brockmann die Rolle Longins nicht übernehmen wollte, weil er dieſelbe für eine Vertrauten-Rolle erklärte, ſo mancherley Verdrießlichkeiten, daß er es verſchwor, jemahls wieder etwas auf die Bühne zu geben; es iſt auch das letzte Werk, welches er dem Theater anvertraute.

Zur Zeit, als Heinrich Collin dieſes Trauerſpiel der Direction übergeben hatte, war Herr Auguſt Wilhelm Schlegel nach Wien gekommen, und es entſpann ſich bald zwiſchen beyden ein näherer Umgang. Obgleich Herr A. W. Schlegel ſich als Verfaſſer jener Recenſion gegen Regulus in der eleganten Zeitung öffentlich bekannt hatte, glaubte

Collin doch keinen Feind in ihm zu erblicken, ſeit er ihn durch vertrautere Bekanntſchaft mit ſeinen Schriften genauer kennen gelernt und gefunden hatte, daß ſie in ihren Grundſätzen größten Theils überein ſtimmten. Er glaubte die gute Sache ſelbſt gefährdet, als ſich über deſſen Vergleichung der Phädra des Racine und Euripides nach jenen oberflächlichen Recenſionen im Journal de l'Empire ungünſtige Meinungen in Wien verbreiteten; er hatte das Werk, wodurch der vorher auf Deutſchem Boden geführte Streit gegen die Franzöſiſche Tragödie nunmehr auf das Gebieth des Feindes verpflanzt worden war, mit großem Vergnügen geleſen, und da es nicht möglich war, das Franzöſiſche Original ſelbſt ſchnell genug in einer zur größeren Verbreitung desſelben hinlänglichen Anzahl der Exemplare zu erhalten, überſetzte er daſſelbe mit Aufopferung mehrerer Nächte, und ließ es mit den zugleich mit überſetzten Recenſionen und mit beygefügten Anmerkungen und einer Vorrede ſo ſchnell wie möglich drucken. Die vielen Druckfehler, welche die zu flüchtig beſorgte Ausgabe entſtellten, verkümmerten die Freude an dieſer Unternehmung, wodurch er den Feinden des Deutſchen Geſchmackes einen empfindlichen Streich zu verſetzen glaubte. Der Zweck, die Rechtfertigung der von Herrn A. W. Schlegel ausgeſprochenen Geſinnungen ward indeß durch dieſe Überſetzung vollkommen erreicht. Man hat ſie in den ſechsten Band der Werke nicht allein aus dem Grunde aufnehmen zu müſſen geglaubt, weil ſie bis jetzt die einzige Überſetzung dieſes die Deutſche Kunſtanſicht ehrenden Werkes iſt, ſondern weil Collin, nachdem er dieſelbe vollendete,

einige Abhandlungen über das Weſen der dramatiſchen Kunſt, die er zu ſchreiben Willens war, als nunmehr überflüſſig, auszuarbeiten unterließ, und ſo ſelbſt der Umkreis ſeiner eigenen Kunſtanſichten ohne die Beyfügung dieſer Abhandlung nicht als geſchloſſen zu betrachten wäre.

Madame Stael, in deren Begleitung A. W. Schlegel nach Wien gekommen war, ſchien an Collins unbefangener Offenheit des Urtheils Wohlgefallen zu finden, und zeigte zu ſeiner Verwunderung eine genaue Bekanntſchaft mit Regulus und andern ſeiner Werke. Er ſelbſt bewunderte ihr geiſtvolles Geſpräch, wie er vorher auch ein ſeltenes Genie in ihren Werken geehrt hatte; doch glaubte er, daß Franzöſiſcher Stolz, wie ſehr er ſich auch zu verbergen trachte, aus beyden deutlich genug hervor leuchte. Die Charakteriſirung der Weiber, meinte er, gelänge ihr in ihren Schriften zuweilen unübertrefflich, die Männer aber kämen immer ſo übel weg, daß es wehe thue, ſie zu betrachten. Den auf's Höchſte geſteigerten Schmerz, welchen dieſe Frau als das Ende ihrer Romane feſtzuſtellen ſucht, die Künſtlichkeit, mit welcher ſie aus Wehmuth Leiden, aus dieſem herzzerreißenden Jammer hervor lockt, betrachtete er als die Folge der Unerſättlichkeit der Franzöſiſchen Natur, welche in allem, und ſo auch im Leiden das Übermaß ſuche. Dieſe ſeine eigentlichen Geſinnungen ließ er aber keineswegs laut werden, weil er glaubte, Madame Stael hätte überhaupt ſo große Vorzüge, daß es nicht an der Zeit wäre, von ihren Mängeln zu ſprechen, wenn andere dieſelben oh-

nehin ſorgſam genug aufſuchten, wie hier allerdings der Fall war.

Die Vorleſungen, welche Herr Aug. Wilh. Schlegel über die dramatiſche Kunſt hielt, fanden an Collin, ſo viel es ſeine Zeit erlaubte, einen aufmerkſamen Zuhörer, und nach ihrer Vollendung, da ihm der Verfaſſer das Manuſcript zur Durchleſung vertraut hatte, einen warmen Vertheidiger, Erklärer und Entwickler, nicht als wäre er etwa durch die darin ausgeſprochene rühmliche Erwähnung ſeiner Kunſtbeſtrebungen, welche ſpäter im Drucke wegblieb, beſtochen geweſen, ſondern weil er die Sache der Kritik dadurch befördert fühlte. Er achtete wenig darauf, daß das Sonntagsblatt, eine Zeitſchrift, welche ſich überhaupt auf den Ruin ſeines Rufes gründen zu wollen ſchien, und an Schmähungen über ihn und ſeine Werke unerſchöpflich war, nun auch darin neuen Stoff zu Ausfällen fand, weil er den Neueren anhänge, und unerhörte Grundſätze, die ſie gäng und gebe machen wollten, in Schutz nehme; denn immer iſt ihm jedes ſeichte Urtheil, wenn es auch mit noch ſo großer Frechheit und Bitterkeit ausgeſtattet war, verächtlich geweſen. Nie hat er gegen dieſes Sonntagsblatt auch nur eine Zeile drucken laſſen; den Aufſatz „die ſtille Geſellſchaft," welcher im fünften Bande der Werke befindlich iſt, ſchrieb er nur, um ſeine Freunde zu überzeugen, daß er auch gegen ſo hämiſche Ausfälle, wie man ſich dort gegen ihn erlaubte, hinlänglich gerüſtet auftreten könnte, wenn er es der Mühe werth hielte. Um dieſe Überzeugung auch Andern zu geben, hielt man es für gut, den nur für die Kenntniß

Weniger bestimmt gewesenen Aufsatz den Werken einzuverleiben.

Die Bemühungen, ihn zu verkleinern, welche das Sonntagsblatt gleich bey seiner Entstehung sehr offen darlegte, halfen ihn vielmehr nur in der Achtung seiner Mitbürger fester stellen. Wie in Gesellschaften seines Standes, so ward er auch unter den höheren Ständen mit immer wachsender Zuneigung aufgenommen, und die neue Direction der Theater zog ihn bey wichtigeren Vorfällen immer zu Rathe. So, als im Jänner 1808 die Vermählung Seiner Majestät des Kaisers vor sich ging, alle Gemüther von Bewunderung und ehrfurchtsvoller Liebe für die neue Landesfürstinn durchdrungen waren, und der hohe Adel einen glänzenden Maskenzug in dem Redoutensaale veranstalten wollte, glaubte man sich wegen eines dabey zu überreichenden Gedichtes an Heinrich Collin wenden zu müssen. Dieser, obwohl von einer schmerzlichen Krankheit zu Hause im Bette gehalten, ergriff den ehrenvollen Auftrag mit hoher Freude, wohl mit Recht alles äußern Ungemachs über der schönen Beschäftigung vergessend, wodurch ihm das allgemeine Gefühl der Bewunderung und Anhänglichkeit auszudrücken erlaubt wurde.

Schwerlich hat man jemahls größere Pracht mit reinerem Geschmacke vereinigt gesehen, als dieser die Begrüßung des Großmoguls darstellende Maskenzug dem überraschten Auge entwickelte, indem er orientalische Schönheit der Trachten mit einem Aufwande an Schmuck jeder Art vereinigte, der wohl so zahlreich sich in Europa nirgends, wie in Wien,

finden möchte. Die Wünsche, die er darzubringen kam, wurden nach orientalischer Weise durch einen Blumenstrauß ausgedrückt; jede der Damen des Hofstaates brachte eine Blume dar, die, vereinigt zum Strauße, mit dem sie erklärenden auf einer Pergamentrolle gedruckten Gedichte überreicht wurden. Wie gern ließ sich der kranke Collin die Festlichkeit dieses Maskenzuges beschreiben! Die Pracht der Shawlgewande, den Reichthum an köstlichen Perlen und Edelsteinen, die wie ein Lichtmeer durch den Saal funkelten, die hohe Freude der Anwesenden, welche den frommen Wunsch des Landes selbst in den Gaben dieses Maskenzuges ausgedrückt erblickten! Eine schöne Erinnerung an diesen Abend und sein Gedicht erhielt er durch eine Porzellan-Schale mit der Abbildung der Blumen jenes von ihm besungenen Straußes, welche von einem Danke in Versen mit der Unterschrift aller Damen jenes Zuges begleitet war.

Das Gedicht, welches anfangs nur in wenigen Abdrücken bekannt wurde, erschien bald darauf in der Zeitschrift des Herrn Stoll und Freyherrn Leo von Seckendorf „Prometheus", und ward vom Publicum mit großer Freude aufgenommen. So sehr Collin dieser Zeitschrift glücklichen Fortgang wünschte, da er ins besondere den wackern Leo von Seckendorf seiner patriotischen Gesinnungen wegen liebte, so war er doch, gehäufter Geschäfte wegen, nicht im Stande, durch Beyträge dieselbe zu befördern. Ein Gedicht „Haydns Jubelfeyer", welches er die Redaction aufzunehmen ersuchte, fand sehr großen Beyfall. Es gründet sich auf eine wirkliche Begebenheit, und stellt, ganz der Wahr-

heit getreu, die Scene dar, als der ehrwürdige Meister der Aufführung seiner Schöpfung im großen Universitätssaale beywohnte. Eben so rührend, wie die Wirklichkeit war, ist auch dieses in männlicher Kraft der Gefühle reiche Gedicht, und zeugt von dem tiefen Gefühle des Verfassers und seiner jetzt mit der Wahrheit des Lebens ganz vertraut gewordenen Kunst. Collin, welcher anfangs in seinen lyrischen Gedichten mehr ein Nachahmer Horazens und Klopstocks war, und einige in dieser Art gefertigte Arbeiten seinem jugendlichen Freunde Streckfuß und Herrn Treitschke, um beyden ein Zeichen seiner warmen Achtung zu geben, zur Aufnahme in ihren Musenalmanach vertraut hatte, welcher in seinem elegischen Gedichte „Lykas und Theone" ein eben so ungewisses als im hohen Grade überspanntes Streben nach Leidenschaftlichkeit der Darstellung gezeigt hatte, war, vorzüglich durch Baron Hormayrs unablässige Bemühungen, ihn auf vaterländische Gegenstände der Darstellung zu fixiren, plötzlich durch ein einziges, in dieser Art mit Glück versuchtes Gedicht auf einen ganz andern Standpunct der Ansicht gekommen; und wenn er vorher bloß nach idealer Schönheit in seinen lyrischen Dichtungen rang, so war jetzt das unzweydeutige Streben, die Schönheit der Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens aufzufassen, unverkennbar.

Dieses Gedicht war „Leopold vor Solothurn", welches er in's Morgenblatt einsandte, und womit er, gleichsam gezwungen, der Wahrheit des Lebens forschend in's Auge zu blicken und sie zu ergründen, überhaupt seine ehemahlige

Art der Dichtung veränderte. Bey seinem fortgesetzten Studium der neueren Poesie, bey der vertrauteren Bekanntschaft, welche er durch die Arbeiten des Baron Hormayr in der vaterländischen Geschichte mit der charakteristischen Eigenthümlichkeit der Völker des Österreichischen Staates erhielt, ging ihm auch die Schönheit der neueren Welt klar und deutlich auf, und er hatte nicht mehr jene unbedingte Vorneigung für das Antike, die ihm vorher eigenthümlich gewesen war. Die Gediegenheit des Ausdruckes seines elegischen Gedichtes an M., der darin mit so männlichem Ernste ausgesprochene Unwille über die Verderbtheit der Sitten, jenes tiefe Gefühl eigener Kraft, so wie des Vertrauens auf edle verwandte Seelen, welchen das Vaterland einst noch Rettung und Heil danken werde, zeugen von der Energie, mit welcher er in die Eigenheit der Zeitgeschichte eingedrungen, eben so sehr, als von seiner glühenden Liebe zu der vaterländischen Art des Lebens, die er gern den Enkeln bewahren wollte. Diese seine neuesten Ansichten wurden durch das in von der Hagens Bearbeitung der allgemeinen Kenntniß übergebene Lied der Nibelungen ganz fest gestellt. Seit lange hatte kein Werk einen so tiefen Eindruck auf ihn hervor gebracht, als dieses ehrwürdige Denkmahl der vaterländischen Vorzeit, durch welches ihm eine neue Welt der Gefühle geschenkt, und eine Achtung für Deutschen Sinn und Deutsches Vermögen eingehaucht wurde, die ihm den Charakter der Nation als den glorreichsten und herrlichsten des Europäischen Völkerbundes erscheinen ließ. Die Bekanntschaft Ludwig Tiecks, der im Sommer 1808 nach Wien ge-

kommen, und aus deſſen ſinnreichen Geſprächen er ſo manche Aufklärung über die ihm theuerſten Gegenſtände der Betrachtung zog, erhöhte noch mehr ſein Intereſſe für vaterländiſche Dichtungsart. Die tiefe und zugleich ſo ſehr ausgebreitete Kenntniß des Theaters, welche dieſem Dichter vielleicht wohl vorzugsweiſe vor allen Kunſtgenoſſen des Vaterlandes eigen iſt, beſtärkten, als er ſie kennen lernte, Collin noch mehr in ſeiner früher gehegten Meinung: daß es nur Verachtung des jetzigen Standes der Theater ſey, welche ihn abhalte, aufführbare Werke zu liefern; und eben ſo ſehr wurde er durch die Bemerkungen, welche ihm Tieck ins beſondere über die Wiener Bühne mittheilte, überzeugt, daß ſie unter ſeiner Leitung in einer Art aufblühen müßte, wozu man ſich bey der Lage der Dinge jetzt kaum die Hoffnung erlauben möchte. Noch im December jenes Jahres ſchrieb er hierüber ſeinem Bruder, der damahls als Profeſſor der Äſthetik in Krakau ſich befand, wie ſehr er überzeugt ſey, daß das Theater Wiens nur einzig durch dieſen gründlichen Kenner der Kunſt und ihrer äußeren Hülfsmittel empor kommen dürfte.

Herr Friedrich Schlegel war gleichfalls im Sommer des Jahres 1808 nach Wien gekommen, wo er bald bleibend durch ſeine Anſtellung als k. k. Hofſecretär fixirt wurde. Collin hatte von je her den philoſophiſchen Tiefſinn ſeiner kritiſchen Unterſuchungen, ſo wie die Kraft und Wärme ſeiner Dichtungen bewundert. Jetzt lernte er die mannigfaltigen und ausgebreiteten Kenntniſſe dieſes Mannes auch in ſo vielen andern Fächern der Gelehrſamkeit, ins beſondere ſeine

hiſtoriſchen und politiſchen Anſichten ſchätzen und würdigen. Gleiche Geſinnungen, ähnliche Beſtrebungen, dieſelbe Sehnſucht, das Deutſche Vaterland aus der tiefen Schmach der Unterdrückung, die ſchwer auf ſelbem laſtete, zu ſchönerem Daſeyn wieder erhoben zu ſehen, verbanden ſie zur wechſelſeitigen Mittheilung ihrer Ideen, die aber mehr über die Gegenſtände des großen Nationalintereſſe, als über Poeſie und die Künſte überhaupt ſich verbreitete. Collin dachte ins beſondere ſeit Tiecks Entfernung wenig daran, durch eine neue dramatiſche Dichtung am Fortgange der Bühne Theil zu nehmen, vielmehr war ſein Geiſt in ganz anderen Richtungen thätig. Baron Hormayr hatte ihm zwar die Bearbeitung des König Sebaſtian von Portugall vorgeſchlagen, der im Jahre 1578 in der Schlacht bey Alkazar verſchwand, nach einer zwanzigjährigen Gefangenſchaft wieder zum Vorſchein kam, unter den Pſeudo-Sebaſtianen der vierte, wie aber viele Umſtände zu bezeugen ſchienen, wahrſcheinlich der echte. Das tragiſche Schickſal dieſes bey ſeiner Wiedererſcheinung als ein Betrieger erklärten, vom Spaniſchen Bothſchafter in Venedig durch Liſt heimlich beſeitigten Königs ſchien auch Collin ein ſehr glücklicher Stoff für das Trauerſpiel; er hatte aber damahls nicht mehr Zeit, an deſſen Bearbeitung zu denken.

Alles gewann nach und nach in Öſterreich ein kriegeriſches Anſehen. Es wurden Vorbereitungen zu einer Landwehre gemacht, alle waffenfähige Mannſchaft ward im Kriegsdienſte geübt; große Begebenheiten waren vorher zu ſehen. Collin hatte durch ſeinen Freund, den damahligen

k. k. Major Catinelli, von hohem Orte den Auftrag erhalten, passende Lieder zu dichten, welche, dem Charakter der Landwehre angemessen, jene Gesinnungen, die sie entflammten, würdig und edel aussprächen; er hatte nie eine ihm heiligere, seinen theuersten Wünschen entsprechendere Aufgabe, wie diese, erhalten. Es entstanden jene Lieder voll hoher Begeisterung, voll Kraft und überströmenden Gefühle, wie sie ihm sein für das Vaterland warm schlagendes Herz zu dichten geboth, auf deren Bahn später andere Sänger, nicht glücklicher wie er, nachgeschritten sind. Als die erste Abtheilung derselben erschien, und von Herrn Weigels ausdrucksvoller Musik begleitet im Theater abgesungen wurde, ergriff ein Taumel des Entzückens die Versammlung; der Ausdruck der ungebundensten Begeisterung, welchem sich einige ganz überließen, ward von den Thränen anderer begleitet, die in freudiger Rührung über die Stimmung des Volkes und seiner Führer sich verloren, und den schönsten Tag ihres Lebens zu feyern vermeinten. Collin selbst dachte an Gott und die Thaten, welche zum Frommen des Vaterlandes bald kommen würden.

Welchen Aufopferungen Österreich sich im Jahre 1809 unterzog, welchen todverachtenden Muth das Volk den Gefahren entgegen setzte, wie es sich an Treue und edlem Sinne für's Rechte überall gleich blieb, ist zu bekannt, als daß es hier einer näheren Erwähnung bedürfte. Aber nicht immer lohnt das Glück den Tapfern, und was man für entscheidende Augenblicke in der Geschichte der Völker hält, ist oft nur ihre vorüber gehende Prüfung. Den Söhnen Öster-

reichs ſollte damahls die Treue ihres Strebens, wodurch ſie ihr Schickſal feſt zu ſtellen und für immer zu ſichern gehofft hatten, nicht die gewünſchten Erfolge bringen. Der Feind bedrohte abermahls die Hauptſtadt, um ſich ihrer bald für eine lange Dauer zu bemeiſtern. Die Hofſtellen wurden aus Wien nach Ungarn zu flüchten beordert; Collin nahm mit tief verwundetem Herzen von ſeiner Gattin, zwey geliebten Schweſtern und ſeinem greiſen Oheime Abſchied, der ihm das Bild ſeines gern in die Erinnerung zurück gerufenen Vaters ſo ehrwürdig vergegenwärtigte. Er wußte nicht, wie er ſie alle wieder finden, und welche unglückliche Verhängniſſe etwa ſchon die nächſte Zeit über ſeine Vaterſtadt und alles, was er liebte, herbey führen werde. In Peſth, wohin er mit ſeiner Stelle zog, war er die erſte Zeit in düſtere Schwermuth verſenkt, und kaum fähig, ſich unter der Laſt des über das Vaterland herein gebrochenen Unglückes aufzurichten. In dieſer Stimmung wurde das Gedicht „Einſamkeit und Welt", welches der Sammlung ſämmtlicher Gedichte voran geht, geſchrieben. Später gab ihm das erhebende Gefühl, durch die Schlacht von Aspern die Ehre Öſterreichs gerettet zu wiſſen, und der Zirkel theilnehmender Freunde, der ſich um ihn verſammelte, mehr noch aber die, alle Anſtrengung ſeiner Kraft erfordernde, ihm vom Staate vertraute wichtige Geſchäftsführung eine männlich gefaßte, oft ſehr heitere Stimmung. An dem Grafen Johann Nepomuk von Mailath erwarb er ſich, ſo wie an dem Freyherrn von Podmanitzky, theilnehmende, von ihm mit all der Wärme, die ihm eigen war, wieder innig geliebte

Freunde, welche die übrige Zeit seines Lebens hindurch ihm theuer und werth blieben. Überhaupt konnte er die freundschaftliche Behandlung, mit der man ihm in Pesth entgegen kam, nie genug anrühmen. Der Umgang des Herrn Professor Schedius und seiner Familie, die Aufnahme, welche er auch in den Häusern des Grafen Vinzenz Bathiany, des Baron Fellner, von Mirey und anderer fand, wie sie ihm damahls ein sonst ganz abgeschiedenes Leben erheiterte, so war sie auch in der Folge der Gegenstand seiner liebsten Erinnerung. Durch freundschaftliche Briefe erhielt er immer einige Nachricht aus dem geliebten Wien über seine dort zurück gelassenen Freunde und Verwandten. Sehr schmerzlich war ihm die durch Graf Moriz von Dietrichstein empfangene Kunde von dem Tode des Lustspieldichters Hutt, von dessen schönen Talenten Collin sich viel für die Zukunft versprach, und den er auch sonst seiner trefflichen Eigenschaften wegen sehr geliebt und geachtet hatte.

Collin hatte von je her als Beamter anhaltend und mit allem Aufwande seiner Zeit und Kräfte gearbeitet; dennoch war die Last der Geschäfte, welche er in Pesth auf sich hatte, und die Wichtigkeit derselben, wie er selbst zu sagen pflegte, die die größte, er bis dahin gekannt hatte. Er unterzog sich der Erfüllung so schwerer Pflichten mit bereitwilliger Kraft. Auf einem Posten der gefährlichsten Art, da eine große Verantwortlichkeit auf ihm ruhte, behielt er im Andrange vielfach sich durchkreuzender Geschäfte jenen klaren Überblick des Ganzen, welchen nur lange Geschäftsführung und seltenes Talent gewähren, und erwarb sich den Beyfall seines Monar-

chen. Er ward zum Ritter des neugeschaffenen Leopoldsordens erhoben, welches für ihn eine um so schönere Belohnung war, da sich unter den Gründen der Verleihung auch seine literarischen Verdienste aufgeführt befanden. Von seinem Präsidenten, dem Grafen von Odonell, den er mit ungeheuchelter Verehrung wie einen Vater liebte, und der in einem so düsteren Zeitpuncte der Unordnung und Gefahren Collins Fähigkeiten, seine eiserne Anstrengung im Dienste des Staates, so wie seinen auf Rechtlichkeit und Treue gebauten Charakter hinlänglich kennen lernte, nicht nur geachtet, sondern geliebt und hervor gezogen, durfte er auch noch in anderer Hinsicht Auszeichnung und Belohnung seines redlichen Eifers hoffen. Er wurde von ihm zum Hofrathe bey der Creditshofcommission vorgeschlagen, und erhielt das wichtigste Referat dieser Stelle. Festigkeit und Geradheit des Charakters, freymüthige offene Darlegung seiner Ansichten, entschlossene Kraft seine Überzeugung durchzusetzen, Freyheit sowohl von kleinlichen Nebenabsichten, als von jener Menschenfurcht, welche zu Zeiten auch Edelgesinnte in der Ausführung überdachter Entschlüsse hemmt, wußte er sich auch hier in oft verwickelten Verhältnissen zu erhalten, und hat die Achtung seiner Stelle und ihres Chefs mit sich in's Grab genommen.

Auch während seines Aufenthaltes in Pesth war Collin der Dichtkunst nicht untreu geworden, obwohl Geschäfte ganz anderer Art ihm bey nahe jeden vertrauteren Umgang

mit der Muſe unmöglich zu machen ſchienen. Wie aber jede Kraft, wenn ſie ihren urſprünglichen Gehalt noch nicht verloren hat, durch die Hemmung, die ſie beſchränken will, nur zu deſto freyerer und ſchnellerer Entwickelung gebracht wird, ſo empfand auch Collin, je mehr ihm Geſchäfte das Vermögen rauben wollten, ſeinen poetiſchen Ideen freyen Lauf zu laſſen, ihr Daſeyn und ihre Kraft nur in deſto größerem Maße. Wo ihm immer ein glücklicher Augenblick frey blieb, eilte er, ihn zu benützen, und ſpäter, als nach dem geſchloſſenen Frieden die Geſchäfte ſich in etwas verminderten, und er ſich in Peſth den geſellſchaftlichen Freuden mehr wie ſonſt hingeben konnte, ſuchte er auch hier ſich oft von den auf ihn harrenden Freunden zurück zu ziehen, um der Dichtkunſt zu huldigen. In ungünſtigen Verhältniſſen verfertigte er hier ſeine große Romanze „Max auf der Martinswand"; er dichtete jene merkwürdigen Fragmente des Heldengedichtes „Rudolph von Habsburg", welche bey ſeiner Zurückkunft nach Wien nach und nach im Archiv für Geſchichte und Geographie erſchienen. Er hatte anfangs den Plan, dieſes Heldengedicht im Versmaße des Nibelungen-Liedes zu ſchreiben, und ſein Bruder ſah eine Probe, die Scene darſtellend, wie Rudolph in Ermangelung des Zepters zum Kreuze greift, und die beſchämten Churfürſten ihm erſchrocken huldigen; er hat aber dieſe Probe unter den Papieren des Verſtorbenen eben ſo wenig, als eine dritte Abtheilung der Landwehrlieder und einige Oden von ſeltener Kraft, welche Heinrich Collin in ſeiner letzten Zeit verfaßt, aber wahrſcheinlich ſelbſt wieder vernichtet hatte,

auffinden können. Von dem Gedichte „Rudolph von Habsburg" fand ſich auch nichts Weiteres vor, als was im Archiv abgedruckt ſtand. Anfänglich zwiſchen der Versart des Nibelungen-Liedes und dem Hexameter unentſchieden ſchwankend, hat er ſich endlich für letzteren aus der Urſache entſchieden, weil ihm dieſer Vers ſeit Klopſtock und Voß Deutſches Bürgerrecht erhalten zu haben ſchien, und weil er wohl fühlte, daß ein gar nicht zu berechnender Zeitaufwand dazu gehören würde, um den Vers der Nibelungen, in welchem er noch ganz ungeübt war, ſo zu vollenden, daß er in dem großen Umfange eines epiſchen Gedichtes nicht Eintönigkeit hervor brächte. Das alterthümlich naive Gedicht „Kaiſer Albrechts Hund", welches Collin in dieſem Maße ſchrieb, wo er den Vers etwas zu genau nach den heutigen Regeln der Metrik arbeitete, gibt auch den Beweis, daß er ſich bey einem Gedichte von größerem Umfange, in dieſem Versmaße geſchrieben, nicht vor der Klippe der Einförmigkeit bewahrt haben würde.

Die Proben des Rudolph von Habsburg ſind von einigen wegen der zu nachläſſig behandelten Metrik getadelt worden; man vergaß aber, daß ſie eben nichts als Proben ſeyn ſollten, flüchtig hingeworfen, um ſich vorläufig eine Idee der Behandlung des Ganzen lebhafter zu verdeutlichen, wie etwa ein Mahler einzelne Figuren und Gruppen eines großen Gemähldes vorläufig nach der Skizze mit leichtem Pinſel ausführt, um ſeines Vermögens inne zu werden. Der Plan dieſes Gedichtes ſelbſt, aus dem Archiv in den Anmerkungen zu den Gedichten abgedruckt, die Proben,

welche uns davon vorliegen, zeugen von dem großen Umfange des Kunsttalentes ihres Verfassers, von seiner damahls durchaus auf das Leben selbst begründeten Dichtung; und wir hätten damit ein Werk erhalten, das seinem Inhalte nach, zwischen den nebeldunkeln Tagen der Vorzeit und der helleren Gegenwart gleichsam in der Mitte schwebend, beyde mit einander in freundschaftliche Berührung gesetzt, und der Weichheit des neueren Charakters die Würde des vaterländischen Alterthums zur Krafterneuerung dargebracht haben würde. Einiges, was in diesen Proben durch die Ausführlichkeit der Behandlung zu sehr an den Griechischen Styl des Epos erinnerte, war Collin ohne dieß Willens, bey der Ausführung des Ganzen vollständig auszumerzen. Dieses Gedicht wollte er bey reiferen Jahren und bey reicherer Muße vollständig mit all der Sorgfalt ausführen, welche ein Werk dieser Art erfordert; er dachte es zur ernsten Arbeit seines Lebens zu machen. Er fand ein großes Vergnügen darin, die einzelnen Proben seinen Freunden vorzulesen, und sich über den Plan des Werkes mit jener Beredsamkeit, welche die Begeisterung immer zu schenken pflegt, in klarer Ausführlichkeit der Erzählung zu verbreiten, so daß das Gedicht dem Zuhörer bereits vollendet zu seyn schien. Er hoffte darin alle die Liebe, welche er für sein Vaterland so warm und innig im redlichen Busen trug, frey entfalten zu können, und Österreich, das auch damahls noch von mißgünstigen oder feilen Schreibern, wie seit einem Jahrhunderte, in gehässiges Licht gestellt wurde, für alle Zukunft glanzvoll zu verherrlichen. Solche edle Absicht sollte dennoch

nicht zur That reifen, und der Tod ſollte mit dem Leben des Dichters auch die Ausführung ſeines theuerſten Wunſches vernichten.

Bey ſeiner Ankunft in Wien in den Kreis geliebter Freunde zurück gekehrt, ſchien er anfangs mehr dem entbehrten Glücke ihres Umganges ſich ganz hingeben zu wollen, und für längere Zeit nicht an Hervorbringungen der Kunſt zu denken, als in wie fern ſie die Freunde erheitern mochte. Einige kleinere Gedichte rühren aus dieſer Zeit her; die vortreffliche Ode an Caroline Pichler war von dieſen Ergießungen freundſchaftlichen Wohlwollens ſeine letzte, doch kraftvollſte und herrlichſte. Nicht dachte wohl Frau von Pichler, daß ſie dieſe wohlwollende Gabe der Freundſchaft ſo bald mit einer Klage um Collins Tod erwiedern ſollte. Eine früher als dieſe letzte, ganz in derſelben Art gedichtete Ode „Schickſal und Freyheit" beurkundete eben ſo wohl die eiſerne Feſtigkeit ſeines Charakters, als ſeine glühende Sehnſucht, das Vaterland geſichert zu wiſſen, ſo wie den Haß der Unterdrückung und fremder Herrſchaft. Was aus dem Trauerſpiele Mithridates hätte werden können, zeigte dieſe feuerſprühende Ode dem ſtaunenden Zuhörer, der von der Gewalt des mächtigen Vortrags, der Collin eigen war, ganz hingeriſſen, nichts Höheres, Kräftigeres, tiefer Empfundenes je gehört zu haben glaubte.

An ſeinen theuerſten Freund, den Grafen Moriz von Dietrichſtein, ein ſolches aus der Tiefe männlicher Kraftfülle hervorquellendes Gedicht zu richten, ihres wechſelſeitigen, nun auch durch die Stürme des Lebens erprobten

Freundesbundes darin nicht bloß zu erwähnen, sondern diesen zu dem eigentlichen Mittelpuncte der Dichtung zu bilden, war der heiße Wunsch seines Herzens; wie es aber oft zu gehen pflegt, daß man zu Dingen, welche man mit der vollen Kraft seines Wesens in's Werk zu stellen Willens ist, niemahls ganz bereit und hinreichend mit Stärke ausgestattet zu seyn glaubt, so war auch Collin durch die Größe seiner Absicht selbst von der Erfüllung derselben abgehalten. Als er die Sammlung seiner Gedichte veranstaltete, glaubte er diese Früchte mancher glücklicher Stunden seinem vor allen werthen Freunde zueignen zu sollen, zum Zeichen, daß er nichts gedacht, nichts gefühlt, kein Streben irgend einer Art jemahls gehegt habe, was er nicht vorzüglich als ihm geweiht betrachten müßte. Da er über dem Drucke dieser Gedichte starb, so ist jene Sammlung eigentlich als ein Vermächtniß seiner Freundschaft zu betrachten.

Die wiederhohlten freundschaftlichen Aufforderungen des Grafen Moriz von Dietrichstein vermochten Collin zu Anfange des Jahres 1811, wieder an die Dichtung eines dramatischen Werkes zu denken, da er vorher sich mehr bloß der Ausbildung seiner Ansichten über die Kunst in den Stunden seiner Muße hingegeben hatte. Er wollte aber nun durch keine Zufälligkeiten der Einrichtung unserer Bühnen in seinem Verfahren beschränkt seyn, und ein Werk liefern, welches hohes nationales Interesse mit dem größten Reichthume der Handlung und Charaktere in sich vereinigte. Er wählte hierzu das Leben des Ladislaus Posthumus, worin er die großen Verhängnisse der Vorsehung in einer der merkwür-

digſten Epochen der Öſterreichiſchen Geſchichte in drey gro-
ßen hiſtoriſchen Trauerſpielen darſtellen wollte, die Trilo-
gien der Alten nach dem Sinne Shakſpeare's erneuernd,
und alle Völker der Öſterreichiſchen Monarchie in ihren Ver-
hälthiſſen gegen einander zugleich vor das Auge führend.
Mit unermüdlichem Eifer ging er an das Studium der
Quellen jenes Zeitraumes; ſeine Freunde mußten ihm über-
all alles dazu Benöthigte zuſammen treiben, auch das Le-
ben des heiligen Capiſtranus, der im Werke erſcheinen ſoll-
te, las er mit groſſer Aufmerkſamkeit. Er fing ſogleich an,
einzelne Reden vorzüglicher Charaktere niederzuſchreiben,
um ſich dadurch ihr Bild deſto lebhafter vor der Seele zu
vergegenwärtigen. Mehrere Stellen, zu dieſem Trauer-
ſpiele gehörig, haben ſich in ſeinen Manuſcripten vorgefun-
den; aber außer allem Zuſammenhange, und nicht einmahl
durch die Überſchrift der Perſon, welcher ſie zugehören, in
etwas verdeutlicht, ſind ſie zur Mittheilung nicht geeignet.

Sehr erfreulich war in der Zeit, als er ſich mit dem
Entwurfe dieſes Trauerſpieles beſchäftigte, für Collin die
vertraute Bekanntſchaft mit Herrn Adam Müller; der ver-
ſtorbene Legationsrath Buol, Collins warmer Freund, hat-
te ihm dieſe verſchafft. Im vielfältigen Umtauſche ihrer Ge-
ſinnungen und Anſichten brachten ſie manche frohe Stun-
de hin, und wenn es für Collin ein Vergnügen ſeltener
Art ſeyn mußte, Herrn Adam Müllers Ideen durch deſſen
mündliche Mittheilungen ſich noch klarer und vollſtändiger
zu vergegenwärtigen, ſo fand jener in dem reichen Schatze
der Erfahrung, welcher Collin zu Gebothe ſtand, vielfa-

chen Stoff, seine eigenen Ansichten zu ergänzen oder zu berichtigen. Wie sehr Adam Müller Collin schätzte, zeigte sowohl dessen im Österreichischen Beobachter über seinen verblichenen Freund erschienener Aufsatz, als jene begeisterte Darstellung seines Charakters als Schriftsteller, womit Adam Müller die in Wien gehaltenen Vorlesungen über die Beredsamkeit beschloß.

Einen für ihn sehr ehrenvollen Auftrag der Pesther Theaterdirection, drey dramatische Werke, zur Feyer des Nahmensfestes Sr. Majestät des Kaisers im neuerbauten großen Theater zu Pesth, zu dichten, mußte er zwar dankbar ablehnen, weil er, nicht Herr seiner Zeit, die den oft plötzlich anwachsenden Geschäften seines Berufes bestimmt war, nicht sich verbürgen konnte, ein Werk so wichtiger Art in einer festgesetzten Frist zu liefern; doch aber drängte ihn sein nun wieder in voller Stärke wach gewordener Trieb zu dichten plötzlich zur Verfassung einer Tragödie antiken Stoffs, von deren Entstehung er wenige Wochen vor ihrer Vollendung selbst noch keine Ahndung hatte. Es waren dieß die Horatier und Curiatier, sein letztes Werk. Als hätte er voraus gefühlt, daß seine ihm so theuern Plane zu den zwey großen Werken epischer und dramatischer Kunst nie zur Ausführung kommen würden, daß er nur einen kurzen Raum des Lebens mehr zu benützen habe, trachtete er in einer ihm sonst fremden Eile eine Dichtung zu vollenden, wozu er kaum erst die vorläufige Anlage im Geiste gemacht hatte. Sein Bruder, dem er seine Absicht, diese Tragödie zu schreiben, eröffnet hatte, erstaunte, nach vierzehn Tagen sie

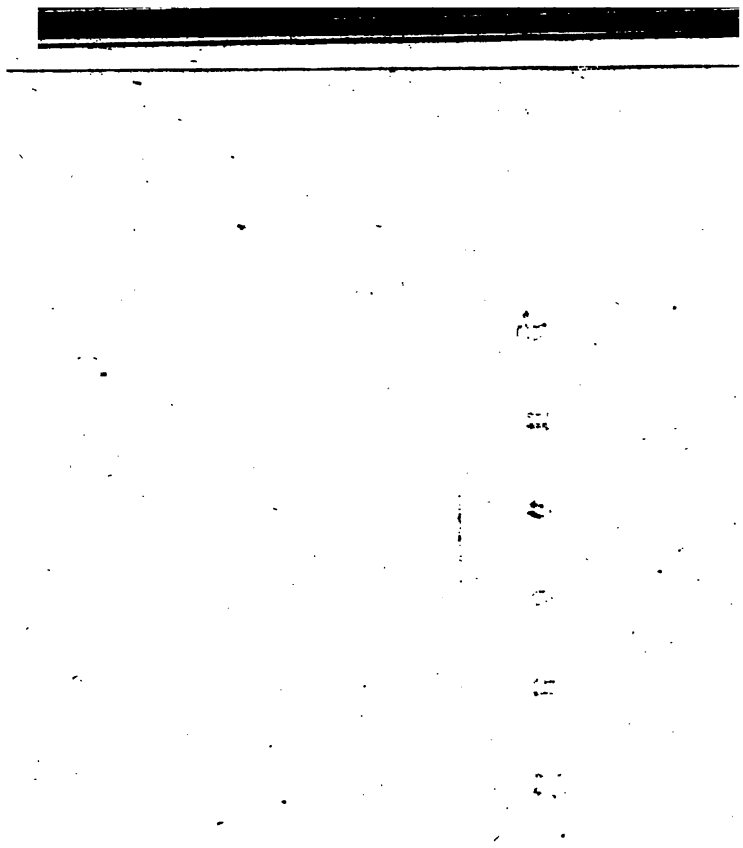
vollendet zu ſehen, und zwar, wenige Übereilungen im Verſe und in der Sprache abgerechnet, die er beym näheren Anblicke und auf die Bemerkungen einiger Freunde ſogleich vertilgte, durchaus mit ſtrenger Sorgfalt geglättet, ſo kraftvoll, gediegen und reich an dem tiefſten Gefühle, wie nur eine ſeiner früheren. Er eilte, das Manuſcript nach Berlin zum Drucke abzuſenden, von wo es nach ſeinem Hinſcheiden, da deſſen Bruder eine Sammlung ſämmtlicher Werke bey Herrn Strauß in Wien veranſtaltete, abgefordert ward. So hatte er auch ſeit mehreren Jahren viele ſeiner freyen Stunden zur Ausfeilung ſeines Regulus verwendet, der in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, bey nahe als zur Hälfte neu gearbeitet, zu betrachten iſt, und an ſeinem Coriolan, wie an Polyxena, mit Sorgfalt verändert und gebeſſert. Gern und oft ſprach er von der Zeit, wenn er nicht mehr ſeyn würde, und wie dann mit ſeinem literariſchen Nachlaſſe zu verfahren wäre. Einige Wochen vor ſeiner Krankheit hatte er alle überflüſſigen Papiere vertilgt, und das Übrige in Ordnung gebracht. Dennoch konnte er wohl nicht im Ernſte daran denken, ſo bald von der Welt zu ſcheiden; denn ob zwar durch zu große Anſtrengungen früherer Jahre in ſeiner Geſundheit vielfach geſchwächt, mancherley unangenehmen Zufällen unterworfen, befand er ſich doch vor dem Ausbruche ſeiner letzten Krankheit in vollſtändigem Gebrauche ſeiner Kräfte, über Gewohnheit heiter und voll guter Plane für die Zukunft. Gegen das Ende des Monathes Junius fühlte er ſich unpäßlich; er wollte anfangs dieſer Annäherung einer Krankheit widerſtreben, fand

ſich aber bald genöthiget, zu Hauſe zu bleiben. Ein Schleimfieber, welches nicht bedenklicher Art zu ſeyn ſchien, ſtreckte ihn auf's Lager nieder; der Kranke ſchien ſich zu beſſern, als am 25ſten Julius plötzlich ein zerſtörendes Nervenfieber eintrat, welches keine Hoffnung zur Herſtellung übrig ließ. Sein Tod erfolgte den 26ſten Morgens um ſieben Uhr. Er hatte kaum ein Gefühl der Todesgefahr in dieſer letzten Krankheit, denn als dieſe eintrat, war er der Beſinnung völlig beraubt, und hatte nur einen kurzen vorüber gehenden Augenblick des Bewußtſeyns. Wenn ſeine Angehörigen durch den Tod eines ſo theuern Mannes tief erſchüttert waren, ſo waren es nicht minder ſeine Freunde, und jeder, der ihn gekannt hatte. Bey der Nachricht ſeines Hinſcheidens, die ſich mit unglaublicher Schnelle verbreitet hatte, verbreitete ſich auch allgemeine Beſtürzung; welche Zuneigung ihm ſeine Mitbürger geſchenkt hatten, mochte man erſt aus der Trauer ganz erkennen, die bey ſeinem nicht erwarteten Hintritte Alles ergriff, als wäre jedem ein werther Freund hinweg geſchieden. Seinen Verwandten war die allgemeine Theilnahme an dieſem für ſie großen Verluſte wohl das einzige tröſtende Gefühl. Seine Excellenz, der damahlige Präſident der Finanzhofſtelle, Herr Graf von Wallis, jetziger Staats- und Conferenz-Miniſter, welcher Collin in ſeiner Krankheit beſucht, und mit Theilnahme ſeine anſcheinende Beſſerung geſehen hatte, eilte bey dem unvermutheten Todesfalle, die Witwe eines um den höchſten Dienſt nicht unverdienten Mannes über ihr künftiges Schickſal ſicher zu ſtellen. Seine Majeſtät genehmigten den Penſionsantrag der Hofſtelle,

und bewilligten der Witwe über dieß einen ansehnlichen Betrag zur Bestreitung unvermuthet eintretender Auslagen.

Die Theilnahme an dem plötzlichen Tode Collins, die häufigen Anfragen über die näheren Umstände desselben, vor allem seine eigene Trauer um einen für ihn zu schmerzlichen Verlust, bewogen Graf Moriz von Dietrichstein, schon am dritten August in die vaterländischen Blätter jenen merkwürdigen Aufsatz einzurücken, in welchem er, nach einer gedrängten Darstellung des Lebens seines verewigten Freundes, im Vertrauen auf die so allgemeine Theilnahme und die Anerkennung seiner Verdienste, die Verehrer seiner Muse aufforderte, ihm ein Denkmahl zu errichten. Wenn dieser Vorschlag nur aus einem von Freundschaft und Achtung für den Verstorbenen tief bewegten Herzen kommen konnte, so ward er auch nicht allein von den Bewohnern der Hauptstadt, sondern aller Provinzen mit ungeheuchelter Beystimmung aufgenommen. Die Geschichte der Errichtung des nunmehr in der Carlskirche aufgestellten Denkmahls läßt der Verfasser dieser Lebensbeschreibung im Anhange in der von dem Herrn Grafen nach Errichtung des Denkmahls heraus gegebenen Schrift im Abdrucke folgen, und scheidet hiermit von einer Arbeit, die, wenn sie ihm heilige Pflicht und oft sehr belohnend war, hier zu schmerzliche Gefühle erregt, um länger bey ihr verweilen zu können.

Anhang.



Über Heinrich Joseph Edlen von Collins Denkmahl.

Da nunmehr das Denkmahl, welches die Verehrer der vaterländischen Kunst dem verstorbenen k. k. Hofrathe, Heinrich von Collin, als ein bleibendes Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste zu errichten unternahmen, wirklich errichtet worden ist, so liegt wohl mir, dem so viele Edelgesinnte der Nation bey dieser Gelegenheit die Ehre ihres Zutrauens schenkten, vor allen die Pflicht ob: über die Absicht dieses Unternehmens, die Art der Ausführung, endlich über die schöne Zusammenwirkung so verschiedener Classen der Staatsbürger zu diesem Einen Zwecke, das Nöthige zur allgemeinen Wissenschaft zu bringen. Entfernte Beförderer des Denkmahls werden auf diese Weise von der Gestalt desselben eine so viel möglich deutliche Kenntniß erlangen, Fremde aber dadurch die Einheit der Gesinnung und jenen regen Eifer der Bewohner des Österreichischen Staates auch bey dieser, der allgemeinen Theilnahme würdig befundenen, Angelegenheit bestätiget finden.

Als die Idee zur Errichtung eines Denkmahls für Collin, als vaterländischen Dichter, zuerst in Anregung gebracht worden war, fanden sich wohl sogleich sehr viele, die dasselbe durch Beyträge thätig unterstützten; sehr getheilt aber waren die Meinungen über die Art, in der, und den

Ort, wo es errichtet werden ſollte. Viele wünſchten daſſelbe an einem öffentlichen, der allgemeinen Unterhaltung zugänglichen Orte, zu dieſem Wunſche theils durch die gewiß für den Verſtorbenen ehrenvolle Abſicht geleitet, das Andenken ſeines Verdienſtes gleichſam mit in die geſellſchaftlichen Freuden und die erheiternde Natur ſelbſt einzuführen, theils durch die Denkmähler des Alterthums hierzu veranlaßt, wo aber ein milderes Klima nicht frühzeitige Zerſtörung befürchten ließ, und die Öffentlichkeit des bürgerlichen Lebens überhaupt ſolche Anſtalten beförderte, die nach heutiger Denkungsart, als Lohn des Dankes für die Gaben der anſpruchsloſen Muſe, faſt zu anmaßend hätten erſcheinen dürfen.

Die Büſte des Dichters in Marmor, in einem, der Kunſt oder der Wiſſenſchaft gewidmeten, Saale aufzuſtellen, welches Andere in Vorſchlag brachten, ſchien dem höheren Begriffe eines Denkmahles ſelbſt nicht ganz angemeſſen zu ſeyn, und es konnte um ſo weniger ſich darauf beſchränkt werden, da die Reichhaltigkeit der eingehenden Beyträge bereits die ſichere Hoffnung, etwas Größeres leiſten zu können, gewährte.

Eben ſo wenig fand bey der Mehrzahl der Beförderer der Vorſchlag Beyfall, eine große Prachtausgabe der ſämmtlichen Werke Collins zu veranſtalten, da dieß wohl dem Dichter zur Ehre gereichen mochte, aber nicht ein Denkmahl erſetzen konnte, welches der allgemeinen täglichen Beſchauung offen, immer an das Verdienſt des Verſtorbenen aneifernd erinnern ſollte. Prachtausgaben, im eigentlichen Verſtande, pflegen ſich in das Innerſte der Bibliotheken zu ver-

bergen, und ſind ſchon ihrer Natur nach der allgemeinen Kenntniß entzogen; eine ſehr geſchmackvolle Handausgabe aber, die an Correctheit und Eleganz nichts mehr zu wünſchen übrig läßt, war kurz nach dem Tode Collins von dem um die Veredelung unſerer Druckarbeiten überhaupt ſo verdienten Buchdrucker, Herrn Anton Strauß, übernommen worden.

Es mußte daher wohl der Vorſchlag derjenigen alle Parteyen vereinigen, welche es am gerathenſten hielten, das Denkmahl in einer Kirche aufzuſtellen. Von je her ſind Kirchen zu Denkmählern vorzüglich geeignet gefunden worden. Der geweihte Platz unſerer religiöſen Gefühle, der Vereinigungsort des Volkes zur Andacht und erhebenden Belehrung, ſind ſie wohl dem Chriſten auch der ſchicklichſte Ort der Erinnerung an das Verdienſt und die Trefflichkeit entſchlafener Mitbrüder. Unter den vielen herrlichen Kirchen Wiens ſchien die Carls-Kirche, des großen Styls wegen, in dem ſie gebaut iſt, vorzüglich dazu geeignet, und Seine Majeſtät der Kaiſer ertheilten die hierzu angeſuchte allerhöchſte Bewilligung.

Bey dem Entwurfe des Denkmahls ging man von der Anſicht aus, ein Werk zu begründen, welches zwar frey von Anmaßung, dennoch die allgemeine Achtung für den Verewigten auf eine würdige Art ausſpräche. Es ſollte ein Werk ſeyn, durch ſeine eigene Feſtigkeit gegen ungünſtige Zufälle in die Dauer der Zeiten geſchützt. Ein Denkſtein von einfacher Form, bedeutender Größe, aus Granit, Marmor und hartem Metalle zuſammen geſetzt, ward in beyder Hinſicht als das ſchicklichſte erkannt.

Der in der Kirche zum heiligen Carl Borromäus dazu angewieſene Platz iſt die rechte Seitenwand der mittleren großen Capelle, neben dem Altar der Himmelfahrt Mariä. Auch die großen Verhältniſſe der Architectur der Kirche erforderten ſchon ein Werk von großer Maſſe, welches ſich nicht in kleinliche Theile verliert, und wo die Wirkung des Ganzen nicht durch zu vielen Prunk der Verzierung geſchwächt wird.

Die Höhe des Denkſteins wurde auf 13 Schuhe, $8\frac{1}{2}$ Zoll, ſeine Breite auf 6', $7\frac{1}{2}$'' feſtgeſetzt. Er füllt hierdurch die Vertiefung der Wand auf eine angemeſſene Art aus, und reicht genau bis an den Rahmen des unter einem Bogen befindlichen Basreliefs der Kirche. Die Hauptmaſſe beſteht aus inländiſchem grauen polirten Granit, von einer überaus ſchönen dunkeln und gleichen Farbe, welcher am Sockel 15 Zoll, und übrigens 9 Zoll Kerntiefe mißt. Ober dem, 1', 10'' hohen Sockel und einem Rustique von 1', $8\frac{1}{2}$'' Höhe iſt zwiſchen zwey Faſchen, welche 6', 5'' hoch und 1', $2\frac{1}{2}$'' breit ſind, die Hauptverzierung: ein Haut-Relief von weißem Marmor, in einer ebenfalls mit ſolchem Steine ausgetäfelten Vertiefung angebracht, welches 2', 5'' in der Höhe und 4', 3'' in der Breite beträgt. Hier iſt an einem Eichenſtamme die nicht mehr tönende Lyra des verblichenen Dichters mit ihren goldenen Saiten aufgehangen. Unter ihr liegen die Rollen, die ſeine Werke bezeichnen. Der Genius der Dichtkunſt bedeckt ſie mit ſeinem Lorber, und weihet ſie hierdurch zu unvergänglichem Ruhme, indem er das Sinnbild der Ewigkeit,

den Schlangenreif, nachdenkend betrachtet. Ihm gegen über ſitzt mit abgewandtem Geſichte der Genius des Todes. Trauernd berührt er mit ſeinem Cypreſſenzweige die Dichtungen des Unvergeßlichen und hemmt ihren Lauf, durch den vor ihm liegenden, auf einer Rolle geſchriebenen Schluß des waltenden Schickſals gezwungen. Die Fackel des Todes iſt ſeiner Hand entſunken. Die Rolle enthält die Worte:

GEB. DEN. XXVI. DEC.
MDCCLXXI.
GEST. DEN. XXVIII. IVL.
MDCCCXI.

Auf dem mittleren Granitſtücke, über dem Haut-Relief, iſt die einfache, im erhobenen Römiſchen Quadrat-Alphabet, von im Feuer vergoldeter Bronze verfertigte Inſchrift:

DEM. VATERLAENDISCHEN. DICHTER
HEINRICH. COLLIN
MDCCCXIII.

angebracht, gekrönt von dem Symbol vollendeter Deutſcher Bürgertugend, dem Eichenkranze, der ebenfalls von Bronze iſt, im Durchmeſſer 1', 5'' hat, und das Bildniß des Dichters von weißem Marmor, im Dreyviertel-Profil en Bas-Relief umfängt. Das Hauptgeſims, 1', 1'' breit, enthält, nebſt ſieben Roſetten vorn und einer zu jeder Seite, auch einen Karnieß und einen Viertelrundſtab mit Verzierungen von Bronze. Der Fronton endlich, welchen die eben genannten Verzierungen ſchmücken, ſchließt eine 1', 10'' hohe Urne von weißem

Marmor ein, und bildet in Verbindung mit den zuvor zergliederten Beſtandtheilen ein durch ſeine edle, einfache, jedoch imponirende Form, ſo wie durch die ſchönſten Verhältniſſe vollendetes Ganzes.

Hier gebiethet mir innige Erkenntlichkeit, diejenigen zu nennen, deren Rath, Kenntniſſe und Erfahrung mich bey dieſem Unternehmen leiteten, und die ſich nicht ſowohl aus Freundſchaft für mich, als vorzüglich aus Liebe für die gute Sache und den Ruhm des verewigten Dichters, ſo vielfältigen Bemühungen mit einem ſeltenen Eifer unterzogen.

Der Director der k. k. Gemählde-Gallerie, Herr Heinrich Füger, deſſen eigene unvergängliche Verdienſte um vaterländiſche Kunſt ihn vor Vielen, ähnliches Verdienſt zu ehren, geeignet machen, hat die Idee dieſes Werkes entworfen, und die Erhabenheit ſeines erfindungsreichen Geiſtes hierdurch neuerdings bethätiget. Ohne ſeine und des Herrn Directors der k. k. Academie der bildenden Künſte, Franz Edlen von Zauner, immer thätige Mitwirkung, welcher ſein Attelier zur Vollendung des Denkmahles einräumte, die Künſtler, die es bearbeiteten, vorſchlug, und das Materiale herbey ſchaffte, wäre bey den vielen Schwierigkeiten, die ſich ſo großen Unternehmungen in der Ausführung immer entgegen zu ſetzen pflegen, die Vollendung des Ganzen vielleicht noch lange hinaus verzögert worden.

Das Haut-Relief und das, nach einem ſehr ähnlichen Gemählde des k. k. Hofſchauſpielers, Herrn Joſeph Lange, in Marmor gearbeitete Bildniß des Dichters, ſo wie die Urne im Fronton, hat Herr Johann Sautner, Mit-

glied der Academie der bildenden Künſte zu Wien, mit einer Reinheit und Meiſterſchaft vollendet, welche ihm mit Recht allgemeinen Beyfall erworben hat. Von demſelben achtungswerthen Künſtler befinden ſich im Garten des k. k. Luſtſchloſſes zu Schönbrunn mehrere vorzügliche Statuen. Die Granitarbeit iſt von dem Steinmetz und Polirer, Anton Klement, von welchem auch jene bey der Statue des Kaiſers Joſeph herrührt; und das Werk ſelbſt ſpricht für ſeine ſeltene Geſchicklichkeit. Der Verzierungs-Bildhauer, Johann Pacholik, hat die geſchmackvollen Bronzearbeiten verfertigt.

Nachdem alles dieſes, ungeachtet der ſchweren Behandlung des Granits, in dem kurzen Zeitraume von zehen Monathen zu Stande gebracht war, wurde der Grundſtein von dem k. k. erſten Oberſthofmeiſter, Herrn Ferdinand Fürſten zu Trauttmansdorff, dem vorzüglichen Beförderer dieſer patriotiſchen Unternehmung, am 12. Auguſt 1813 gelegt, eine eherne Platte, auf deren beyden Seiten die Nahmen derjenigen, welche das Denkmahl durch ihre Beyträge in das Daſeyn brachten, und der Künſtler, die es vollführten, eingegraben ſind, hinter dem Sockel befeſtiget, und das ganze Werk der Aufſtellung mit Ende Auguſt vollendet. Eine Schrift, welche dieſen Vorgang aufgenommen, und von dem Herrn Fürſten, den anweſenden Zeugen, dem k. k. Hoffecretär, Herrn Johann Michael Armbruſter, dem k. k. Hofſtatuar und Director der Academie der bildenden Künſte, Herrn Franz Edlen von Zauner, dem k. k. Ried. Öſter. Oberbaudirector, Herrn Franz Edlen von Cerini, dem Secretär und Rath der Academie der

bildenden Künſte, Herrn Joſeph Ellmaurer, und von mir unterfertigt wurde, iſt im Archive der Kirche hinterlegt worden.

Am erſten September geſchah die Enthüllung des Denkmahls. Das bey dieſer Veranlaſſung gegebene Seelenamt, wozu das berühmte Requiem Mozarts gewählt wurde, war im eigentlichen Sinne eine rührende erhebende Feyer des Andenkens des Verewigten. Der Vorſteher der Kirche, Herr Johann Joſeph Natter, Commandeur des Ritterordens der Kreuzherren, welcher überhaupt dieſer Angelegenheit alle mögliche Unterſtützung mit wohlwollendem Zuvorkommen angedeihen ließ, hielt das Seelenamt. Der k. k. Hofcapellmeiſter, Herr Anton Salieri, übernahm aus eigenem Antriebe die Leitung der Muſik.

Wenn nun ein ſo bedeutendes Kunſtwerk ohne einen ſehr reichen Zufluß der Hülfsquellen nimmer möglich werden konnte, wie groß mußte die Liebe für den, ſeinen Mitbürgern zu früh Entriſſenen ſeyn, da Beyträge aller Provinzen, entweder unmittelbar, oder durch muſikaliſche Academien und dramatiſche Darſtellungen in ſo reichlichem Maße eingingen, daß ſie ſelbſt das Bedürfniß überſtiegen, und ſich überall edle Menſchen bereitwillig fanden, nicht nur durch eigene Beyträge die Sache zu unterſtützen, ſondern auch einen Mittelpunct des Zuſammenfluſſes zu bilden.

Seine Majeſtät der Kaiſer ſelbſt haben das Unternehmen Ihres erhabenen Schutzes gewürdiget, mehrere Glieder der Allerhöchſten Familie daſſelbe durch Beyträge unterſtützt; — die in Wien veranſtaltete Subſcribentenliſte

hatte ſich über Erwarten des Unterzeichneten in kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Anzahl der Theilnehmer erhöht. Welche Wärme der Empfindung, welche Güte des Herzens und männliche Entſchloſſenheit in der Ausführung des Begonnenen war ich in dem deßhalb eingeleiteten ausgebreiteten Briefwechſel nicht überall ſo glücklich zu erfahren!

So hat der Herr Landesgouverneur von Galizien, Graf Peter von Goeß, durch den Herrn Vice-Kreishauptmann von Kriebel von dieſem Unternehmen unterrichtet, der Subſcription in dieſer Provinz, voll edelmüthigem Eifer für dieſe Idee, eine Ausbreitung gegeben, deren Erfolg die kühnſten Hoffnungen übertraf; bey nahe alle Stände jener Provinz haben nach ihren verſchiedenen Kräften Beyträge größerer oder geringerer Art gegeben. In Ungarn hat Graf Johann von Mailath, Collins warmer Freund, in einer eigenen Ankündigung die Subſcription ſehr glücklich eingeleitet. In Mähren widmete Graf Franz von Chorinsky und der Herr Wirthſchaftsrath Chriſt. Carl André dieſer Angelegenheit ihre eifrigſte Fürſorge. Hier in Öſterreich, wo ich das Geſchäft der Subſcription ſelbſt beſorgte, fand ich ins beſondere an den Herren Fürſten zu Trauttmansdorff, Joſeph Schwarzenberg, Joſeph Lobkowitz und Ferdinand Kinsky, den Grafen Joſeph Dietrichſtein, Rudolph Czernin und Moriz Fries, dem Freyherrn Auguſt von Steigentesch u. a. als Unterſtützer des Werkes, die thätigſten Theilnehmer.

Während die Subſcription immer zahlreicher ward, war ich zugleich bemüht, dem Publicum durch veranſtaltete

Academien und Feyern im Theater Gelegenheit zu geben, das Unternehmen zu befördern. In Wien fand zu diesem Behufe im k. k. Universitäts-Saale am 15. December 1811 eine Feyer Statt, merkwürdig durch die Schönheit der einzigen Composition der Chöre der Collinschen Tragödie „Polyxena," von dem ruhmwürdigen Tonsetzer, Herrn Abbé Maximilian Stadler, und durch die hohe Kunstvollendung, mit welcher diese schwer vorzutragende Musik von Dilettanten, die das Andenken des Verstorbenen hier durch ihre Bemühungen ehren wollten, ausgeführt wurde. Seine Majestät geruheten Ihre Billigung dieser Feyer durch einen Beytrag zum Denkmahle, der mir von dem k. k. Oberstkämmerer, Herrn Rudolph Grafen von Wrbna übersandt wurde, zu erkennen zu geben. Durch die edelmüthige Bereitwilligkeit des Consistoriums der Universität, und die Vermittelung des Herrn Fürsten zu Trauttmansdorff ins besondere, kam diese Academie zu Stande, welche wohl mit Recht im Saale der Universität, wo Collin seine Bildung erhalten hatte, veranstaltet war. Alles dabey Vorgetragene war in Beziehung auf den Gefeyerten selbst gewählt worden. Mit den Chören der Polyxena wechselten einige seiner Gedichte, durch die Hofschauspielerinn, Dlle. Antonie Adamberger, und Herrn Lange declamirt. Den Eingang des Ganzen machte eine würdevolle Ouvertüre, welche Herr Hofconcipist von Mosel eigens für diese Gelegenheit componirte, und den Beschluß ein Gedicht der Frau von Pichler auf den Tod Collins „die Klage," von mir in Musik gesetzt.

Es ist nicht möglich, etwas zarter und inniger vorzutragen, wie diese Klage von Herrn Vogl und Dlle. Antonie Laucher gesungen wurde. Die musikalische Feyer überhaupt, durch Herrn von Mosel mit Eifer und Einsicht geleitet, brachte die herrlichste Wirkung hervor. Mehrere Hofschauspieler hatten zu dieser Academie Beyträge für das Denkmahl eingeschickt, obschon sie derselben nicht beywohnten.

Eine zweyte Feyer des Dichters ward im k. k. Hoftheater nächst der Burg am 3. April 1812 gegeben, wozu die Direction in den Personen des Herrn Fürsten Joseph von Lobkowitz und des Grafen Ferdinand von Palffy sehr bereitwillig die Hand both. Zwey Chöre und zwey Arien aus der Tragödie „Polyxena" von Herrn Abbé Stadler machten mit der Klage der Frau von Pichler, wo Mad. Milder-Hauptmann ihre bewährte Kunstvollendung entfaltete, die erste Abtheilung derselben aus. Die zweyte bestand aus einem dramatischen Gedichte „die Pilgerreise" von Herrn Matthäus von Collin, dem Bruder des Verstorbenen. In der Art von Schillers Feyer gingen hier einzelne Erscheinungen aus den Tragödien des Gefeyerten vorüber, von den Hofschauspielern mit hoher Vollkommenheit dargestellt. Die zwischen diesen Erscheinungen nach Verschiedenheit derselben einfallende Musik war aus den Werken des Herrn Operndirectors Joseph Weigl, welche so viele harmonievolle Schönheiten darbiethen, gewählt worden. Er selbst dirigirte mit Herrn Anton Wranitzky diesen Abend. Die vorüber gehenden Erscheinungen waren durch eine Dichtung verbunden, in welcher die Kunst

und der Genius des Vaterlandes (von Dlle. Adamberger und Herrn Korn vortrefflich dargeſtellt) einen Pilger (den verdienſtvollen Herrn Roose), den Repräſentanten des menſchlichen Lebens überhaupt, wohl zur Klage über die Hinfälligkeit des Daſeyns und zu tiefem Schmerz über den zu frühen Tod des Dichters, endlich doch zur beruhigenden Überzeugung leiten, daß das ganze Daſeyn nur ein Streben nach Vollendung, der aber glücklich zu preiſen ſey, welcher, wenn gleich früh vom Tode dahin gerafft, nur dieſem Einen Streben ſich mit reinem Bewußtſeyn gewidmet hatte. Am Schluſſe hoben ſich im Hintergrunde die verhüllenden Wolken, und zeigten die Büſte des Gefeyerten, umgeben von den vorher einzeln aufgetretenen Erſcheinungen aus deſſen Trauerſpielen. Über dieſer großen Gruppe ſtrahlte in einem Tableau die Scene aus den Horatiern und Curiatiern — dem letzten Werke Collins — wo der alte Curiatius den vor ihm knienden Überwinder ſeiner Söhne aufhebt, um ihm zu verzeihen. Das Publicum verließ mit Rührung die ernſte und feſtliche Feyer.

Dieſem Beyſpiele nachfolgend gab auch das Theater zu Lemberg am 11. April 1812 eine Feyer. Der Director, Herr Franz Bulla, wählte dazu die Darſtellung der Tragödie „Bianca della Porta" und die Klage der Frau von Pichler, mit einer eigens dort verfaßten Muſik, und weihte die Einnahme dem Denkmahle.

In Peſth, wo ſeit lange die Horatier und Curiatier zum gleichen Zwecke hatten gegeben werden ſollen, fanden ſich immer einige Hinderniſſe. Zuletzt noch, wo man das

Trauerspiel „Mäon" in dieser Absicht, während der Anwesenheit der Dlle. Krüger, aufzuführen dachte, zerstörte der plötzliche Tod dieser, einst mit so seltenen Talenten ausgestatteten, Schauspielerinn abermahls, und für immer, diesen Plan.

In Prag ist Herr Liebich, Director der königlich ständischen Schaubühne, ein Mann, den alle, die ihn kennen, seines Charakters und seiner ausgebreiteten Theaterkenntniß wegen, gleichwie als vorzüglichen Schauspieler schätzen und bewundern, meinem Ersuchen, zum Behufe des Denkmahles eine Feyer zu geben, auf die humanste Art entgegen gekommen. Er wählte dazu die Darstellung der Horatier und Curiatier, am 20. Juny 1812. Kein anderes Theater hat diese vielversprechende Tragödie bis jetzt gegeben. Die Zahl der Zuhörer war sehr ansehnlich, und Herr Liebich widmete die Einnahme, ohne irgend einen Abzug der Aufführungskosten, mit wahrhaft edlem Sinne einem Unternehmen, für dessen Gedeihen sein eigenes Herz lebhafte Wünsche hegte.

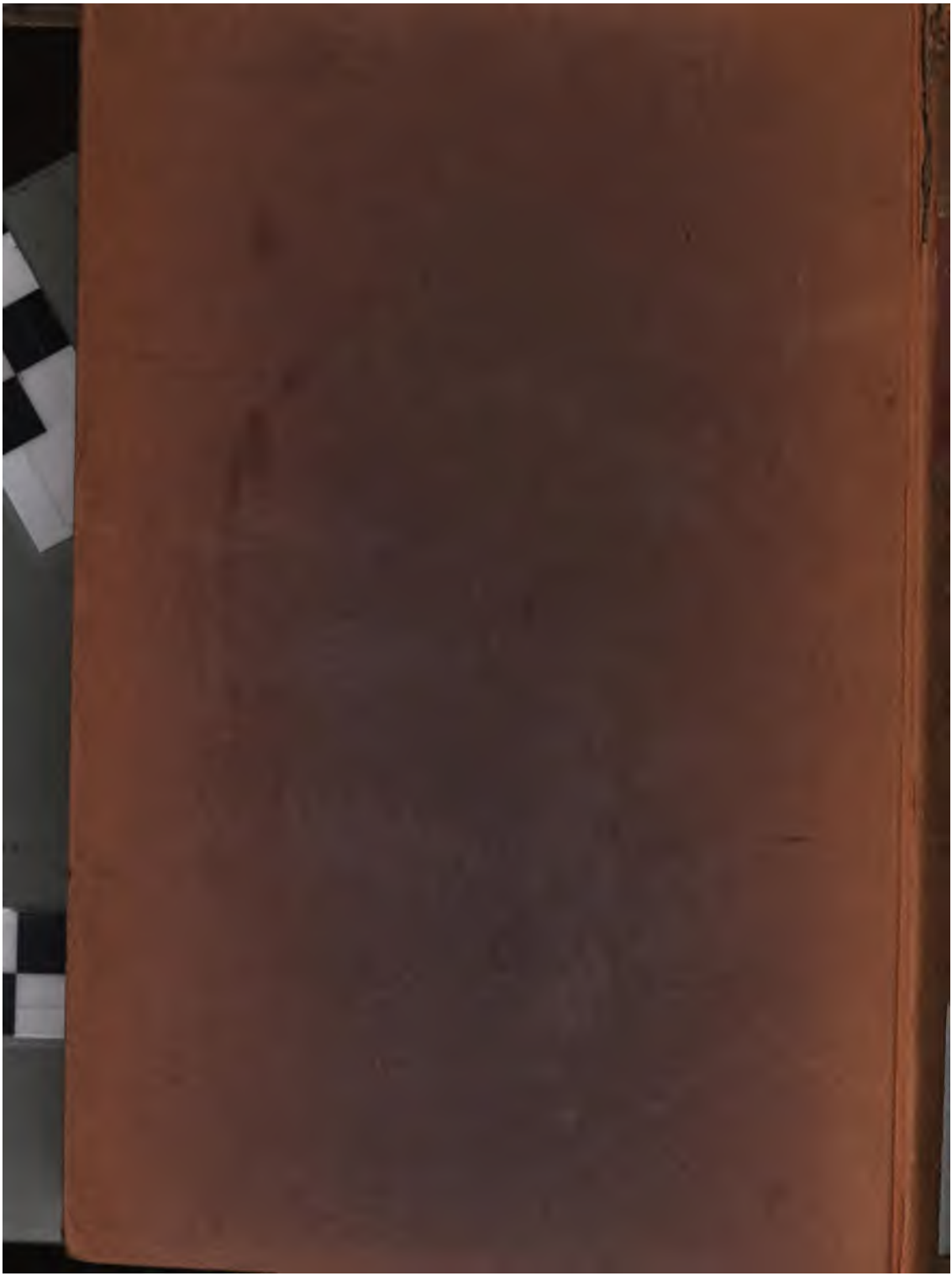
So habe ich hier in Kürze die Hülfsquellen angedeutet, wodurch in der ungünstigsten Zeit für solche Unternehmungen ein Werk zu Stande kam, dessen Gelingen, wie ich glaube, in uns allen, die sich Bürger des Österreichischen Staates zu seyn glücklich preisen, aus dem Grunde eine freudige Empfindung erzeugen muß, weil, wenn überhaupt der Anblick des Verdienstes erhebt, es noch erhebender ist, dasselbe geehrt zu sehen.

Die nach allem Kostenabzuge übrig bleibende Summe von 6000 Gulden Wiener Währung wird mit prag-

maticalischer Sicherheit angelegt. Die jährlichen Interessen davon aber werden einem talentvollen Studierenden beym Eintritte in die juridische Facultät bis zu: Vollendung des Rechtscurses verliehen werden. Hierüber wird unter dem Nahmen der Collinschen Stiftung der Stiftbrief errichtet, der hohen N. Ö. Landesregierung vorgelegt, und in demselben dem Bruder des Verstorbenen, nach ihm jedoch dem Ältesten der Collinschen Familie, das Präsentations- und Ernennungsrecht eingeräumt.

Ich glaube hierdurch zuversichtlich, da mir alle eingegangenen Beyträge zur zweckmäßigen Verwendung, ohne Rückfrage, überlassen wurden, sowohl den Ruhm des Verewigten befördert, als die Absicht seiner Schätzer erfüllt zu haben.

Als ich zu dieser Unternehmung, von dem noch neuen Schmerz über den Verlust eines theuern Freundes durchdrungen, aufforderte, habe ich wenige Gegner, viele Beförderer, manche mit dem regsten Eifer diesem Werke sich widmende Männer gefunden. Ich habe eine nimmer gehoffte Menge für das Gute und Rechte überhaupt warm fühlender Menschen kennen gelernt, mein eigenes Gefühl an dem ihren gestärkt, und darf sagen, daß ich an innerem Glücke durch diese Kenntniß reicher geworden sey. Mögen diese edlen Menschen mir gestatten, diese Blätter mit dem Geständnisse meines tief gefühlten Dankes und der Achtung zu schließen, die ich für Sie ewig empfinden werde.

Moriz, Graf von Dietrichstein.

Stanford University Libraries
3 6105 015 283 463
F1
1838
C3
1812
v.6
OCT 15 1984
FEB 27 1984
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305